

Technogoetter

Vorzeitliche Hochtechnologie und verschollene Zivilisationen

by Roland Roth, 1971-

Veröffentlicht: 2011



Inhalt

Dedication
Vorwort des Autors
Vorwort von Walter-Jörg Langbein
Zum Geleit



Kapitel I ... Spuren früher Technologie und verlorenen Wissens.

Tiahuanaco und Puma Punku—Rätselhafte Baumeister—Flugschiffe der Götter—Unmögliche Funde—Das Pyramiden-Problem—Mysteriöse Goldflieger—Kartographen der Eiszeit—Baalbek: Ort der Götter und Sensationen

Kapitel II ... Flugwagen in der Zeit von vorgestern.

Maschinen in China—Die „Tschi Kung“—Waren die Chinesen vor Jahrtausenden bereits auf dem Mond?—Helikopter im Vorzeitalter der Maschinen—Flugwagen und Raumstationen im alten Indien—Das Ramayana: Eine wahre Geschichte?

Kapitel III ... Vernichteten gewaltige Katastrophen die uralten Zivilisationen?

Atlantis: Ursprung aller Zivilisationen?—Urerinnerung der Menschheit—Die Welt vor 12.000 Jahren—Mu und Lemuria—Spuren in Japan und im Mittelmeer—Die Wiege der Zivilisation in Indien?—Die fünf Weltzeitalter

Kapitel IV ... Die Gigantomanie der Megalithiker.

Die Spuren der Menhire—Steine in Deutschland—Hexentanz auf dem Blocksberg—faszinierende Kultstätten—Das Geheimnis der blauen Blume—Festung Regenstein—Berwartsein—Megalithkultur unter dunkler Sonne

Kapitel V ... Minerale für die Götter.

Rätselhaftes Muskovit—Beton vor Jahrtausenden—Oberst Fawcett und der mysteriöse Saft—Formbare Steine—Die Press-Methodik—Die Steinformer von Ninive—Der knetbare Stein von Krishna

Kapitel VI ... Rätsel der Vergangenheit.

Sternentore—Das Voynich-Manuskript—Chachapoyas, Inkas und Maori: Spurensuche in Südamerika und im Pazifik—Der Gott von Zimbabwe—Und immer wieder die Dogon—Faszinierende Analogien—Von Drachen und Schlangen

Exkurs: Götter auf wackeligen Beinen?

Schluß: Wie Wissen vernichtet wird

Nachwort Verkannte Veränderungen!



Empfehlenswerte Literatur und Quellen

* * * * *

Illustrationen

Titelbild Gollenstein von Blieskastel im Saarland

G Keilschrift-Inschrift am Tor der Völker in Persepolis

- 1 Das berühmte Sonnentor von Tiahuanaco
- 1 Ruinenfeld Puma Punku
- 1 Errichtung und Zerstörung
(2 Bilder)
- 1 Pyramide von Gizeh
- 1 Die mysteriösen Flugmodelle
- 1 „Goldflieger“ mit waagrechter Schwanzflosse
- 1 Das mysteriöse Flugmodell aus Ägypten
- 1 Berühmte Karte des Piri Reis
- 1 Der gewaltige Stein des Südens oder „Midi“ genannt
- 1 Der Jupitertempel von Baalbek
- 2 Cherubim in einer zeitgenössischen Darstellung
- 2 Seraphim in einer zeitgenössischen Darstellung
- 2 Beschreibungen von Flugvehikeln
- 2 Vimana, zeitgenössische Darstellung
- 2 Fliegender Berg in indischen Überlieferungen
- 3 Die Steinkolosse der Osterinsel
- 3 Tempel Ta Hagraat auf Malta
- 3 Cart Ruts auf Malta
- 4 Der Riesen-Menhir von Blieskastel
- 4 Riesen-Menhir von Wolfershausen
- 4 Menhir von Werkel
- 4 Roßtrappe im Harzer Bodetal mit Hexentanzplatz
- 4 Der Klusfelsen von Goslar
- 4 Festung Regenstein bei Blankenburg
- 4 Festung Berwartstein
- 4 Kalmit bei Arzheim
- 4 Die Externsteine im Teutoburger Wald
- 4 Steingrab an den Externsteinen
- 5 Muskovit (Moscovite)
- 5 Steinskulptur in Sayhuite
- 5 Der sog. Stein der zwölf Engel
- 5 Der „Sitz der Inkas“ in Sacsayhuaman
- 5 Der Eingang der Festungsanlage Sacsayhuaman
- 5 Die „Preß-Methodik“
- 5 Obelisk im Steinbruch von Assuan
- 5 Der 200-Tonnen-Felsen
- 6 Das Voynich-Manuskript
- 6 Die Kaimanawa-Mauer am Lake Taupo
- 6 Bautechnik an den Mauern von Sacsayhuaman
- 6 Tempel auf Maui
- 6 Trilithon von Maui
- 6 Der berühmte „Astronautengott“ von El Baul
- 6 Der „Gott“ von Zimbabwe
- 6 Modell der Anlage von Zimbabwe
- 6 „Astronaut“ von Zimbabwe
- 6 Analogie Tempelwagen und Kriegsmaschine
- 6 Der mysteriöse Schlangenkult ist weltumspannend
- 6 Herabkunft der Ganga
- F Gustave Dore: „Paulus in Ephesus“



Bild:

Gollenstein von Blieskastel im Saarland

Vorwort

Versunkene Städte? Untergegangene Zivilisationen? Die angeblich aufgeklärte Welt von heute hat stets dazu geneigt, solche Berichte leichtfertig abzutun. Doch die Ereignisse des November 1963 hätten eigentlich wachrütteln müssen, wie unberechenbar die Natur sein kann. Damals erlebte man die unerbittlichen Kräfte, denen wohl auch so viele untergegangene Kulturen zum Opfer fielen. Der Kapitän eines Fischkutters funkte seine Position vor der isländischen Südküste durch, um eine große, schwarze Rauchwolke zu melden, die über dem Meer aufstieg. Man beobachtete mit Entsetzen, wie Explosion auf Explosion aus den Tiefen hervorbrach. Steinmassen wurden über 200 Meter in die Luft geschleudert und der Rauch stieg mehr als dreitausend Meter hoch auf.

Allmählich tauchte eine schwarze, massige Form aus dem Ozean auf. Es war die Spitze eines Vulkanberges, der aus den Tiefen emporspross. Innerhalb von nur 24 Stunden hatte das Eiland die Höhe eines Hauses. Innerhalb einer Woche erhob sich sein Gipfel bereits über siebzig Meter aus dem Wasser und bereits zwei Jahre später hatte das Eiland einen Durchmesser von mehr als eineinhalb Kilometern.

Die Isländer gaben der neugeborenen Insel den Namen Surtsey, nach Surtur, dem Gott des Feuers in der altnordischen Mythologie. Surtsey steht heute unter Naturschutz und darf nur zu wissenschaftlichen Zwecken betreten werden. Sie ist von Vögeln, Insekten und Pflanzen bewohnt und beweist, daß ein Land ebenso schnell aus der Tiefe auftauchen kann wie ein altes in Feuer und Rauch untergehen kann.

Durch die Archäologie können wir uns heute interessante Einblicke in unsere eigene Vergangenheit beschaffen, denn die menschliche Rasse war seit jeher begierig, ihren Ursprung kennenzulernen. Diese Wißbegier ist einer der vielen Wesenszüge, die uns von der Primitivität abhebt. Die Menschen haben nicht nur das Verlangen, sich ihrer Geschichte und ihres Anfangs bewußt zu werden, sondern es ist sozusagen eine Verpflichtung an uns und unseren Vorvätern gegenüber, das Wissen unserer Zivilisation zu bewahren. Wir sind wißbegierige Lebewesen, stark daran interessiert, woher wir gekommen sind, und wenn wir unsere Vorfahren mit all ihren Sitten und Bräuchen, all ihren Errungenschaften kennenlernen, hilft uns das vielleicht, zu verstehen, wohin unser Weg führt. Denn nur wer Licht in das

Dunkel der Vergangenheit bringt, kann bereit sein für die Zukunft. Versunkene und sagenhafte Städte wurden auf diese Weise wiederentdeckt und mit ihnen wieder ein Bruchstück mehr über die Geheimnisse der Geschichte.

Es gab viele archäologische Glanzpunkte in unserer heutigen Zeit, Ausgrabungen an den ägyptischen Pyramiden lassen einstmals prachtvolle Tempel zum Vorschein kommen, und bereits in die Welt der Sagen abgeschriebene Städte werden entdeckt, wie u.a. in Mesopotamien, wo uralte Orte vom Anbeginn unserer Zivilisation quasi emporgehoben wurden. Man fand Städte in den Wüsten Ägyptens, Israels, Jordaniens, des Iraks und in anderen Teilen des mittleren Ostens, teilweise bestanden diese alten Stätten bereits in biblischen oder vorbiblischen Zeiten, einige Reste alter Kulturen mögen gar noch weit vor der Sintflut existiert haben.

Im Laufe der archäologischen Forschung haben sich gerade in der Altersbestimmung mancher Relikte heiße Diskussionen ergeben. Als eines der aktuellsten und interessantesten Beispiele mögen die Pyramiden von Gizeh und die Sphinx dienen, deren Alter bisher auf lediglich 5.000 Jahre geschätzt wurden, was eine Entstehungszeit von ungefähr 3000 v.Chr. entsprechen würde. Doch hier summierten sich Zweifel bis in höchste akademische Kreise, da einige Forschungsergebnisse auf ein Alter von mehr als 10.000 Jahren verweisen. Stehen wir nun kurz davor, unsere zu sehr liebgewonnene Geschichtsschreibung in völlig neuen Maßstäben und Zeitdimensionen zu messen?

Doch sehen wir uns noch einige besonders interessante Kulturen an. Neben der ägyptischen Kultur, die für sich allein schon ein gewaltiges Beispiel menschlicher Entwicklung war, entstanden im heutigen Iran die großen Völker der Sumerer, später die der Babylonier und Assyrer. Nicht zuletzt der Bibel verdanken wir Informationen über diese Kulturen und deren wichtigsten Städte, wie Ur, Babylon, Assur, Ninive, Nimrud und Jericho, deren Lage in mühevoller Detektivarbeit ermittelt und erforscht werden konnten. Jedoch gibt uns die Existenz dieser Städte auch viele Rätsel auf, beispielsweise die Frage, woher die doch relativ hohe Kultur der Sumerer stammt, die ohne klar erkennbare Entwicklungsstufen aus dem Boden „gestampft“ wurde.

Viele tausend Jahre schliefen die Stätten des Altertums tief unter der Erde, ihre einst so stolzen Mauern zerstört und zerfallen. Ihre Herrscher ruhten in goldenen und pompösen Grabstätten. Über ihren dunklen Grüften aber, im hellen Licht der Sonne, ging das Leben weiter. Völker zogen vorüber und mit ihnen ganze Zivilisationen. Die Zeit verging und die neuen Städte, die auf den Ruinen der vergangenen erbaut worden waren, wurden ebenfalls alt, zerbröckelten und versanken in der Vergessenheit. Und die Erde bedeckte alle menschlichen Werke.

Fast jeder von uns kennt die Sage vom Trojanischen Pferd: 10 Jahre lang hatten die Griechen vergeblich versucht, Troja zu erobern. Schließlich ersannen sie eine List und täuschten einen Rückzug vor, während sie ein riesiges hölzernes Pferd vor den Stadttore zurückließen. Die Trojaner nahmen das Pferd als Geschenk und Siegestrophäe mit in die Stadt, worauf aus seinem Inneren die griechischen Krieger aus ihrem Versteck kamen und die Stadt eroberten.

Was lange Zeit als Fabel des Dichters Homer in seinem Epos *Iliad* aus dem 8. Jh. v.Chr. galt, nahm der Geschäftsmann und Archäologe Heinrich Schliemann beim Wort und war sich sicher, daß Troja wirklich existierte. 1868 machte er sich auf die Suche nach dem ursprünglichen Standort und den Resten dieser sagenumwo-

benen Stadt und wurde schließlich auf dem Hügel Hisarlik (türk. kleine Burg) fündig. Von 1871 bis 1890 fand er viele Hinweise auf Troja, entdeckte aber nicht nur eine Stadt, sondern mindestens neun! Immer, wenn der Ort über die Jahrtausende hinweg zerstört wurde, hatte man ihn nämlich wieder aufgebaut, so daß immer mehr Schichten entstanden. Heute werden sie Troja I bis Troja IX genannt. Die ältesten Spuren reichen dabei bis etwa 3.000 v.Chr. zurück. Im 5. Jh. n.Chr. vernichtete ein Erdbeben die Stadt endgültig. Auch wenn Homers Erzählungen in seinem Wahrheitsgehalt heute noch ein Streitpunkt ist, zeigt sich uns eine Jahrtausende alte Spur in die Vergangenheit.

Auch römische Städte wie Pompeji und Herkulaneum vermitteln uns heute ein interessantes Bild aus der Vergangenheit, die durch einen urplötzlichen Vulkanausbruch unter Asche begraben wurden. Pompeji bei Neapel, zu Füßen des Vesuvs, wurde am 24. August 79 n.Chr. durch den verheerenden Vulkanausbruch in Schutt und Asche gelegt. Das genaue Datum weiß man, weil ein antiker Autor, Plinius der Jüngere, von dem Ausbruch berichtete. Er konnte vor den glühenden Massen fliehen. Ruinenreste wurden bereits Ende des 16. Jh. beim Bau einer Wasserleitung entdeckt, doch erst 1748 begannen die Forschungen. Die systematische Ausgrabung begann sogar erst 1860, wobei die Stadtviertel nacheinander freigelegt wurden. Das Interessante an Pompeji ist die mehr als 6 Meter dicke Lavaschicht, die wie an kaum einem anderen Ort vieles konserviert hat. So geht man heute durch die Gebäude, gepflasterte Straßen und Gärten wie einst die Pompejaner. Man beschreitet den Marktplatz, das Forum, ein Theater und Thermen, die großen Badehäuser. Und sogar eine antike Imbißbude gab es in Form einer Gar-küche im Zentrum der Stadt.

Doch machen wir einen kontinentalen Sprung und betrachten uns die alten Städte der Anasazi—Indianer, die im Südwesten der USA auf dem Gebiet der heutigen Staaten Arizona und New Mexico lebten. Der Name Anasazi bedeutet so viel wie die „Uralten“, die „Vorfahren eines anderen Volkes“. Ihre Kultur entwickelte sich bereits zu Beginn des 1. Jh. n.Chr. Um etwa 700 begann die sogenannte Pueblo-Periode. Die Bezeichnung stammt von dem Spanischen Wort „pueblo“ (Dorf) ab. Die Anasazi, die Ahnen der heutigen Pueblo-Indianer, lebten seit dieser Zeit in oberirdischen Dörfern zusammen. Im Chaco Canyon beispielsweise lebten sie fast ausschließlich von der Landwirtschaft. Eines der größten Dörfer, die man dort entdeckte, war der Pueblo Bonito (span. das hübsche Dorf) mit einer Bevölkerungszahl von etwa 1000 Menschen. Mehr als 600 rechteckige Räume waren terrassenförmig auf vier Stockwerke angelegt. Die einzigartige Bauweise spendete im Sommer frische, wohltemperierte Luft und im Winter hielt sie die Kälte ab. Warum die Anasazi im 12. Jh. ihre Pueblos verließen, ist eines der größten archäologischen Rätsel. Lag es an der Dürreperiode um 1130? Aber hätten sie dann Felsen-siedlungen wie jene im heutigen Mesa Verde Nationalpark gegründet, die sie um 1300 abermals aufgaben? Bis heute ist unklar, ob Seuchen, Hunger oder andere Einflüsse eine Rolle spielten.

Besonderen Augenmerk verdienen auch die Städte im mittel- und südamerikanischen Dschungel. Ohne rege Verbindung mit den Menschen aus Europa und Asien entwickelten sich ebenfalls große Zivilisationen wie die Mayas, Teotihuacanos, Olmeken oder Azteken. Diese Kulturen scheinen aus verwandten Ursprüngen entstanden zu sein, entwickelten sich aber zu verschiedenen, epochalen Zeiten.

Doch der hohe kulturelle Standard dieser alten Völker ist bemerkenswert. Städte wie Teotihuacan, Puma Punku, Tikal, Cusco oder Machu Picchu zeugen von monumentalem Wissen, dessen Ursprung auch hier nicht genau verifizierbar ist. Bauwerke und Mauern waren in einer einzigartigen Präzision konstruiert worden, das die Frage nach dem „Wie“ aufwarf. Die Konstruktion von riesigen Pyramiden, Steinmauern und Festungen aus fast unzerstörbarem Tiefengestein waren eine Selbstverständlichkeit für diese Kulturen. Als die Spanier—allen voran Pizarro 1532—auf dem amerikanischen Kontinent eintrafen und diese Völker aus der Geschichte radierten, gingen wertvolle Hinweise auf die eigentlichen Ursprünge dieser Kulturen verloren.

Aber auch in entlegenen Teilen der Welt entdeckten Archäologen verborgene Städte, die auf einen hohen Entwicklungsstand schließen ließen, z.B. die Hauptstadt des Khmer-Reiches—Angkor Thom—das seit Beginn unserer Zeitrechnung bis 1432 auf der malaysischen Halbinsel Kambodscha bestand. In Angkor gab es riesige Tempel und Monumente. In der Region lebten auf dem etwa 1000 km² großen Gebiet rund 700.000 Menschen und dessen eindrucksvollster Bau ist Angkor Vat, der Tempel des Gottes Vishnu, der eine ganze Stadt war. Er ist mit einer Fläche von 1300 x 1500 m das größte religiöse Bauwerk der Welt. Aber das Khmer-Reich zerfiel durch die Eroberung der Thais, wie so viele andere Hochkulturen durch das Auf und Ab der menschlichen Geschichte ausgelöscht wurden. Weder zerstört noch bewohnt wurden die Gebäude vom Dschungel überwuchert. Erst Ende des 19. Jh. wurde der französische Naturkundler Henri Mouhot auf die verwilderte Stadt aufmerksam.

Vielfach wird von der etablierten Wissenschaft eingeworfen, daß es keine Spuren von verschollenen Kulturen gäbe und die Chronologie der Menschheitsgeschichte eindeutig aufzeigen würde, daß die ersten Zivilisationen im Irak und Ägypten ihren Anfang nahmen. Was aber passiert mit einer Zivilisation, wenn ihre Metropolen verlassen werden, wenn es keine Menschen mehr gibt, die sich um diese Stätten kümmern? In der beeindruckenden TV-Dokumentation Zukunft ohne Menschen des History-Channels wurde eindrucksvoll dargelegt, wie schnell Errungenschaften menschlicher Zivilisation vom Antlitz der Erde verschwinden, wenn es keine Zivilisation mehr gibt. Das Ergebnis der auf wissenschaftlichen Studien aufgebauten Sendung war sogar für mich überraschend: Innerhalb von wenigen hundert Jahren würden sogar große Metropolen wie Schanghai, New York oder Los Angeles von der Bildfläche verschwinden, Gebäude würden verrotten und verfallen, Beton würde sich zu Schotter auflösen, die Natur würde in die Städte dringen und alles überwuchern, was einst so lebhaft von den Menschen bevölkert wurde.

Wüsten würden ihren ehemals angestammten Platz zurückerobern und sogar die größten menschlichen Konstruktionen binnen weniger Jahrhunderte vollständig zerstören. Nach wenigen tausend Jahren würde kein einziger Hinweis mehr darauf hindeuten, daß es die Menschheit jemals gegeben hat. Spätere Archäologen einer uns völlig unbekanntem Zivilisation würden wohl in ferner Zukunft auf die ein oder anderen Hinweise stoßen, daß es auf der Erde einst eine blühende Zivilisation eines Volkes gegeben haben muß, aber die Spuren werden zu minimal sein, um diese Überlegungen beweisen zu können. Hier ein technisch anmutendes Gerät aus den Tiefen des Ozeans, da ein paar scheinbar industrielle Bauteile, die aus

tiefen Erdschichten hervorgeholt werden, genügen da als Beweis nicht. Auch in ferner Zukunft wird es ein wissenschaftliches Konsortium geben, das die Entwicklung und den Verlauf des Lebens penibel genau festgelegt hat. Da wird kein Platz sein für eine dubiose Menschenrasse, die vielleicht vor 50.000 bis 100.000 Jahren eine blühende Zivilisation geschaffen haben soll und womöglich sogar die Raumfahrt beherrschte. Viel zu absurd werden diese Vermutungen einzelner Querdenker klingen, die nur Hohn und Spott ernten werden.

Aber schon heute kann man anhand von Geisterstädten eindrucksvoll sehen was passiert, wenn Menschen bestimmte Orte verlassen. Geisterstädte sind unheimliche Orte, an denen einem der kalte Schauer den Rücken herunterläuft. Es ist ein seltsames Gefühl, durch einen Ort zu gehen, der aus den unterschiedlichsten Gründen plötzlich von den Bewohnern verlassen wurde. Meist bekommt man unheimliche Gedanken, wenn der Geist dabei seiner Fantasie freien Lauf läßt.

Der Wind treibt Staubfahnen durch menschenleere Straßen, Türen knarren, in den Bars stehen noch Flaschen und Gläser, Kleidungsstücke hängen über den Stuhllehnen. Man könnte glauben, die Menschen kämen gleich zurück und würden sich wieder an die Tische setzen, doch sie haben ihrer Stadt für immer den Rücken gekehrt. Alles ist verlassen und leer—eine Geisterstadt. Besonders viele Geisterstädte finden sich im Südwesten der USA. Gleichzeitig fungieren sie als besondere Touristenattraktionen. Die Besucher fragen sich oft, warum die Einwohner ihre Stadt verlassen haben und oftmals ihr luxuriöses Mobiliar zurückließen. Wurden sie überfallen oder umgebracht? Oder wurden sie Opfer heimtückischer Seuchen? Um fast jede Geisterstadt ranken sich Legenden, ob in den Wüsten Asiens, Australiens oder Afrikas und Amerika, wie bei den nachfolgenden Beispielen.

Die Stadt mit dem sinnigen Namen Tombstone (Grabstein) entstand 1879. Nur wenig später hatte die Stadt in Arizona schon mehr Einwohner als das damalige San Francisco. Doch viele fanden nicht das, weshalb sie hergekommen waren—Gold. Bergleute schufteten für einen Hungerlohn in den Minen. Gesetzlosigkeit machte sich breit und die Stadt zerfiel als Metropole. Heute ist sie nur noch Touristenmagnet mit Freizeitpark-Charakter. In den USA finden sich zahlreiche alte Goldgräberstädte, „Ghost Towns“ genannt. Sie erstrecken sich vom Rio Grande bis nach Alaska.

Aber auch von Trinidad del Paraná blieb nicht viel übrig. Ein großer Zentralplatz, eine verzierte Kirche, ehemalige Werkstätten, Wohngebäude und Krankenhäuser. 1706 gegründet, wurde sie von den vielen tausend Menschen, die dort lebten, bereits 1768 wieder verlassen. Seither ist sie, ebenso wie rund 30 andere Orte im Grenzgebiet von Argentinien, Brasilien und Paraguay, eine Geisterstadt. Die spanischen und portugiesischen Kolonialherren pferchten in diese riesigen Siedlungen die Indianer, um sie als Sklaven zu halten und auszubeuten. Trinidad war solch eine Siedlung, doch die Jesuiten nahmen die christliche Nächstenliebe sehr ernst und siedelten ab dem 17. Jahrhundert über 300.000 Guaraní—Indianer, die bislang als Nomaden lebten, in ihren Siedlungen an, bildeten sie zu Bauern und Handwerkern aus und schützten sie vor Überfällen der Sklavenjäger. Fast 150 Jahre lang gab es im Kolonialreich solche selbstständigen Indianerrepubliken, sehr zum Ärger der europäischen Eroberer und Landherren, denen die Sklaven auf ihren Plantagen fehlten. Im besagten Jahr 1768 wurden die Jesuiten aus dem spanischen Kolonialreich vertrieben und die Guaraní—Indianer zogen sich in die

Wälder zurück, die Felder verwilderten. Zeugnis dieser Ereignisse legen heute die fast 30 Geisterstädte in Südamerika ab.

Es war im Jahre 1956, als auch die letzten Bewohner die Stadt Pomona nahe der Namib-Wüste im Südwesten Afrikas verlassen mußten. Wanderdünen bewegen sich mit bis zu 30 Metern pro Jahr vorwärts und machten auch vor Pomona nicht Halt. Zahlreiche Gebäude sind heute unter Sandmassen vergraben, bei anderen hat sich der Wind und der Sand durch die Holzwände gefressen. Ein halbes Jahrhundert vorher wurden hier noch eimerweise Diamanten gesammelt, gewaschen und gesiebt. Vielfach wurde unter dem Sand ein Vermögen entdeckt. Nachdem die Diamantenlager ausgebeutet waren, suchten sich die Glücksritter neue Ziele und Pomona versank in der Namib-Wüste. So wie es der afrikanischen Stadt widerfuhr, erging es auch zahlreichen anderen Bergbau-Städten, so beispielsweise in den Goldfeldern Westaustraliens oder die namenlosen Minenstädte im Norden Chiles, die nach der Entdeckung von Salpetersäure wie Pilze aus dem Boden schossen und mit Erfindung des Kunstdüngers mit fertigen Stickstoff-, Phosphor- und Kalimischungen ein jähes Ende fanden.

Die Seidenstraße, die älteste aller Karawanenstraßen, führte einst über 10.000 km von China durch die Wüsten und Hochgebirge Zentralasiens bis zum Mittelmeer. Nur selten wurde dabei die gesamte Strecke bereist, das dauerte denn auch Jahre. Wichtigstes Handelsgut war Seide sowie andere Luxuswaren, die zu den jeweiligen Umschlagplätzen transportiert wurden. Blühende Handelsstädte schossen zwischen dem 2. Jh. vor und dem 2. Jh. nach Chr. empor und einige stehen noch heute, wie Kaschgar, Turfan oder Jarkend, andere wurden verlassen und verschwanden im Sandmeer. Lou-Lan ist so eine Stadt gewesen. Einst war sie eine der reichsten Städte am mittleren Zweig der Seidenstraße. Ein Völkergemisch aus Chinesen, Mongolen, Arabern, Indern und Europäern traf sich hier, um ihren regen Geschäften nachzugehen. Jedoch im 4. Jh. spätestens verschwand Lou-Lan von der Landkarte. Es mußten mehrere Jahrhunderte vergehen, bis Lou-Lan im Jahre 1900 von dem schwedischen Asienforscher Sven Hedin wiederentdeckt wurde. In den Ruinen fanden sich Holzschnitzereien, chinesische Schriftzeichen auf Holzstäbchen und auch die Erklärung für das rätselhafte Verschwinden der Stadt. Zwischen den Überresten der Häuser lagen nämlich Schneckengehäuse und Fischgräten verstreut, was bedeutete, daß Lou-Lan an einem Gewässer gelegen hatte. Zahlreiche Hinweise deuten darauf hin, daß es sich dabei um den als „wandernden See“ Asiens bekannten Lopnur handelte. Dieses Gewässer veränderte im Lauf der Geschichte mehrmals seine Lage—wie eben im 3./4. Jh, als er nach Süden abwanderte und Lou-Lan von seiner Lebensader abschnitt.

Die Faszination, die von solchen Geisterstädten ausgeht, ist weiterhin ungebrochen. Auch in Zukunft wird dem ein oder anderen Besucher ein seltsames Gefühl beschleichen, wenn er durch die verlassenenen, einst mit lebendigem Treiben gefüllten Straßen geht.

Doch die Suche nach versunkenen Städten geht unaufhaltsam weiter und schon bald wird man weitere Spuren finden, die zu anderen, teils noch größeren archäologischen Funden führen. In Indien beispielsweise wird unermüdlich geforscht und es ist möglich, daß dort Kulturen entdeckt werden, die weitaus älter sind als alles, was man bisher gefunden hat. Aber auch China hat eine uralte Geschichte, die in unserer Zeit nur langsam dem Verborgenen entrissen wird. Und

der afrikanische Kontinent birgt ganz sicher großartige Geheimnisse, die es zu enträtseln gilt.

Lassen Sie uns also ernsthaft und unermüdlich weiterforschen, auf den verschiedensten Kontinenten und in den Weiten der großen Ozeane, die sicherlich zum Grab prächtiger Städte oder gar Kulturen wurden. Auf wesentlich ältere Kulturen der Menschheit weisen hier so manche Entdeckungen hin. In den südlichen Gewässern vor Japan liegen offensichtlich künstliche Bauten, die auf ein Alter von sagenhaften 12.000 Jahren geschätzt werden. Vor der Insel Malta finden sich Spuren hochzivilisierter Kulturen, deren Konstruktionen weit ins Meer reichen und mindestens 8.000 Jahre alt sein müssen. Über 9.000 Jahre alte Städte fanden sich vor der Küste Indiens, ebenfalls vom Ozean verschluckt. Um die Region von Bimini (Bahamas) liegen offenbar künstliche Tempel, Straßen und Grundmauern im Meer, die nach Altersbestimmungen 10.000 bis 12.000 Jahre alt sein müssen. Am Golf von Khambat fand man eine versunkene Stadt, die wesentlich älter ist, als die sumerische Kultur. In den bolivianischen Anden fand man im Titicacasee eindeutig künstliche Konstruktionen auf dem Grund des Sees, deren Alter man nur annähernd schätzen kann. Und letztendlich darf man nicht vergessen, daß die Antarktis vor Jahrtausenden ein Kontinent mit wesentlich gemäßigerem Klima war und sich dort unter Umständen unglaublich alte Spuren (proto-)menschlicher Zivilisationen verbergen. Findet sich dort vielleicht sogar die Wiege der Menschheit? Wir wollen im Folgenden den offenen Fragen nach verschollenem Wissen und untergegangenen Kulturen, nach einem elektronischen, ja, technologischen Zeitalter näher durchleuchten.

Roland Roth, im August 2011

Vorwort

von Walter-Jörg Langbein

Eugen Sänger (1905-1964) war ein österreichisch-deutscher Ingenieur und gilt neben Hermann Oberth (1894-1989) als einer der großen Pioniere der Weltraumfahrt. Seine Doktorarbeit über „Raketenflugtechnik“ wurde abgelehnt. Sänger arbeitete schon in den Vierzigern des 20. Jahrhunderts mit Erfolg an der Entwicklung damals futuristisch anmutender Projekte. Seine wichtigsten Entwicklungen waren ein Jet, der mehrfache Schallgeschwindigkeit erreichen sollte, und ein raketengetriebener Orbitalbomber. 1957 wurde er Professor in Stuttgart. 1963 gründete er einen Lehrstuhl für Raumfahrt an der Technischen Universität Berlin.

Sänger entwickelte in den frühen Sechziger-Jahren einen zweistufigen Raumtransporter (RT-8) und leistete Pionierarbeit für das „Space Shuttle“. Der Raumfahrtprofessor entwickelte allerdings weit kühnere Projekte:

Sein „Raumboot“ sollte Astronauten und Fracht von der Erde in die Erdumlaufbahn zu Raumstationen bringen. Ein Photonenantrieb sollte zunächst interplanetare, später interstellare Raumfahrt ermöglichen.

Prof. Eugen Sänger trieb mit seiner wissenschaftlichen Arbeit die Raumfahrtstechnik voran. Er ging davon aus, daß die Menschheit einst interstellare Raum-

fahrt betreiben wird. Was morgen oder übermorgen irdischen Astronauten möglich sein wird, überlegte Sänger, sollte doch vor Jahrtausenden fortgeschrittenen Zivilisationen möglich gewesen sein? Deshalb stand er dem Gedanken von „Astronautengottern“ ganz und gar nicht ablehnend gegenüber. Ganz im Gegenteil!

In seinem Werk *Raumfahrt* stellte Prof. Eugen Sänger schon 1958 Überlegungen über Besucher von anderen Sternen auf der Erde in der Vergangenheit an. Er schreibt (S. 124 und S. 125): „Der Wunsch, nach den Sternen zu greifen, ist so alt wie die Menschheit selber... Der Gedanke der Raumfahrt erscheint daher am frühesten schon in der prähistorischen Menschheitsperiode in den Gottermythen und Sagen.“ Entstand also der träumerische Wunsch nach Raumfahrt aus Mythen der Vorzeit und aus alten heiligen Büchern der Völker, weil die Menschen fantasiierten, in die Tiefen des Alls vorzudringen? Wurden schon vor Jahrtausenden fiktive „Raumfahrgeschichten“ formuliert? Legten diese erfundenen Fabeln der fantastischen Art den Grundstein für reale Raumfahrt?

Prof. Sänger hält das für unwahrscheinlich. Er geht vielmehr von Erinnerungen an reale Ereignisse aus (Sänger, Eugen: *Raumfahrt—technische Überwindung des Krieges*, Hamburg 1958, S.124):

„Es erscheint uns heute fast wahrscheinlicher, daß unsere Vorfahren diese Vorstellungen aus realen Erfahrungen bei der Begegnung mit prähistorischen Besuchern aus dem Weltraum erwarben, als daß eine an das Unglaubliche grenzende Zukunftsschau sie ihnen schon vor Jahrtausenden auf wunderbare Weise geoffenbart hätte.“ Der Raumfahrtpionier betonte vor einem halben Jahrhundert, daß entsprechende Hinweise nicht etwa nur bei einzelnen Völkern oder Religionen vorkommen, „sondern praktisch bei allen Völkern der Erde in sehr ähnlicher Weise auftauchen“.

Schließlich listet Prof. Sänger einige Indizien für Besuche der „Astronautengötter“ auf, die Jahre später sozusagen zum Kanon der „Prä-Astronautik“ gehören sollten (S. 125):

„Tatsächlich berichtet nicht nur die Bibel vom Propheten Elias, er sei auf einem von Flammenrossen gezogenen Donnerwagen gen Himmel gefahren, nach mexikanischen Mythen erhielt die Maya den Besuch eines Gottes aus dem Weltraum, die Begründer der peruanischen Inkadynastie kamen vom Himmel...“ Weiter schreibt Prof. Sänger (S.125): „Die bei Ninive gefundene Tontafel Assurbanipals mit der Kunde von dem Himmelsflug des sumerischen Königs Etam um 3200 v.Chr. bis in solche Höhen, daß ihm die Länder und Meere der Erde nicht größer erscheinen als ein Laib Brot, mag auch hierher gehören, ebenso wie die aus der Zeit um 155 v.Chr. stammende bekannte griechische Sage von Ikarus und Dadalos und die entsprechende germanische Sage von Wieland dem Schmied.“

Schließlich blickt Raumfahrtpionier Sänger in die Zukunft: Die „Erinnerung an die Fähigkeiten auerirdischer Wesen“ habe im Menschen den Wunsch verstärkt, „selbst Raumfahrt zu treiben“.

Es ist bemerkenswert, daß ein Pionier der Raumfahrt wie Prof. Eugen Sänger den durchaus möglichen Hintergrund von Mayamythologie erkennt: daß Götter der Mayas tatsächlich auerirdische Astronauten gewesen sein können, die vor Jahrtausenden zur Erde kamen.

Nach altindischen Epen kamen vor Jahrtausenden gigantische Weltraumstädte aus den Tiefen des Universums zur Erde. Sie erzeugten bordeigene Schwerkraft, indem sie sich um die eigenen Achse drehten.

Für den „Vater der Weltraumfahrt“ Prof.Dr.Dr. Hermann Oberth gab es keinen Zweifel: Irgendwann einmal in der Zukunft würde der Mensch riesige Weltraumstädte bauen und mit ihnen in die Weiten des Universums vordringen. Irgendwann einmal, daran gab es für den Pionier der Weltraumfahrt keinen Zweifel, würden die Weltraumkolonisten von Planet Erde in fernen Sonnensystemen ankommen:

„Am Ziel würden die Nachfahren der einst von der Erde ausgezogenen Menschen neue Planeten erforschen und für ihre Nachkommen erschließen. Die Erinnerung an die alte Erde, die für sie in den Tiefen des Weltraumes versunken sein würde, wäre nur noch schwach und unwirklich, und die auf Mikrofilme und Tonbänder gebannte Geschichte der irdischen Menschheit klänge diesen Weltraumfahrern nicht anders als ein geheimnisvolles Märchen aus dem sagenhaften Reich der Toten.“

Warum aber, so fragte sich der Vater der Weltraumfahrt, würden Menschen das Abenteuer Weltraum wagen? Die Antwort setzte er 1954 an den Schluß seines weitsichtig-prophetischen Werkes Menschen im Weltraum:

„Wer das faustische Streben nicht kennt, dem kann man auf diese Frage nicht antworten, und wer es kennt, der weiß die Antwort selbst. Ihm ist es selbstverständlich, alles Erforschbare zu erforschen, alles Unentdeckte zu entdecken, mit den Bewohnern anderer Welten in Verbindung zu treten. Denn das ist das Ziel: Dem Leben jeden Platz zu erobern, auf dem es bestehen und weiter wachsen kann, jede unbelebte Welt zu beleben und jede lebende sinnvoll zu machen.“

Dieses „faustische Streben“—davon bin ich überzeugt—kennzeichnet nicht nur den Menschen als stets fragendes und suchendes, forschendes Wesen... sondern auch unzählige andere Zivilisations- und Kulturträger in den Tiefen des Alls. Wir sind nicht allein im Universum. Und wir sind nicht die einzige Zivilisation, die Raumfahrt entwickelt hat. Schon vor Jahrtausenden, vor Ewigkeiten, brachten fremde Intelligenzen von ihren Planeten auf und erschienen eines Tages bei unseren Vorfahren. Sie haben Spuren auf Planet Erde hinterlassen.

Nun kann man die Doktrin aufstellen, daß es nur auf der Erde intelligentes Leben gibt. Dann kann die Erde keinen Besuch aus dem Kosmos bekommen haben. Wissenschaftlich ist diese Argumentationsweise aber nicht. Sie verfährt nach dem Motto es kann nicht sein, was nicht sein darf. Roland Roth indes gehört—wie ich und viele andere auch—nicht dieser negativ denkenden Glaubensgemeinschaft an. Es gibt nun einmal eine Vielzahl von Hinweisen auf Spuren fremder Besucher aus dem All. Roland Roth geht diesen höchst realen Spuren schon sehr lange nach. Da gibt es zum Beispiel in Südamerika archäologische Funde, Kostbarkeiten aus Gold... die verblüffend Spaceshuttles ähneln. Die Leiterin eines Museums verkündete sinngemäß: Vor vielen Jahrhunderten nahmen Menschen Drogen zu sich... und schufen diese „Goldflieger“. Sollten dann heutige Raumforscher nicht gleichfalls tüchtig derlei Rauschmitteln zusprechen, um die Raumfahrzeuge der Zukunft zu entwickeln?

Roland Roth hat sich noch nie mit solchem hanebüchenem Unsinn aus „wissenschaftlichem Mund“ abspeisen lassen. Er suchte, recherchierte und publizier-

te. Leider sind zwei seiner frühen Werke heute vergriffen. Und es gibt inzwischen neue Erkenntnisse zu alten Fakten.

Zu meiner großen Freude hat sich Roland Roth das brisanteste Material aus seinen „Klassikern“ erneut vorgenommen. Er hat einige der fantastischsten und doch realen Fakten, die uns eigentlich auf den Nägeln brennen sollten, erneut aufgegriffen. In seinem neuen Werk geht er noch einmal auf einige dieser Klassiker ein. Das ist schon allein deshalb erforderlich, weil die Fragen, die diese unbequemen Tatsachen aufwerfen... von der Wissenschaft bis heute nicht schlüssig beantwortet werden konnten! Roland Roth begnügt sich aber nicht damit, zu rekapitulieren. Vielmehr hat er in sein neuestes Buch in der Mehrheit neue Aspekte einfließen lassen, die seinem Opus *Technogötter* packende Brisanz verleihen.

Roland Roth verdeutlicht, in packend-anschaulicher Weise, worum es heutigen Forschern gehen sollte... Wer die phantastische Realität vorzeitlicher Technologie leugnet... ist nicht dazu bereit, der Menschheit das Tor in eine nicht minder phantastische Zukunft aufzustoßen. Wirkliche Wissenschaft aber sollte keine Angst vor revolutionär anmutenden Gedanken haben.

Visionäre hat es—zum Glück—schon immer gegeben. Als unsere Vorfahren noch in Höhlen hausten, muß der erste Schritt in die Welt „da draußen“ ein kühner gewesen sein. Es liegt an uns, unsere Zukunft zu gestalten. Wir können in unserem „Nest“, genannt Erde sitzen bleiben. Oder wir können den Schritt ins All wagen. Wir müssen uns entscheiden: Hören wir auf Erbsenzähler, oder auf Visionäre.

Ich zähle Roland Roth zu den Visionären!

Zum Geleit

Zahlreiche Entdeckungen menschlicher Spuren aus dunkelster Vergangenheit deuten auf die Existenz einer Menschheit vor unserer Menschheit hin. Eines der bekanntesten Beispiele sind die Castenedolo-Funde. Im Jahre 1880 fand der Geologe G. Ragazzoni fossile Knochen mehrerer Individuen des Homo sapiens in 3 bis 4 Millionen Jahren altem, pliozänem Schichtgestein.

Während des Pliozäns umspülten warme Meereswellen die Südabhänge der Alpen und hinterließen die Ablagerungen von Weichtieren und Korallen. Giuseppe Ragazzoni fand im Spätsommer 1860 in der Ortschaft Castenedolo eine völlig mit Korallen ausgefüllte Schädeldecke. Weiter fand er noch Rippenstücke und Knochen von Gliedmaßen, die über jeden Zweifel erhaben menschlichen Ursprungs waren. Desinteresse bei den Fachleuten führten zur überstürzten Handlung Ragazzonis und er warf die Knochen weg. Die Vorstellung von Menschen, die bereits im Pliozän gelebt haben könnten, ließ ihm aber keine Ruhe mehr und so suchte er die Fundstelle erneut auf und wurde wieder fündig.

Neben zahlreichen Knochenresten entdeckte Ragazzoni am 16. Februar 1880 die Überreste eines vollständigen Skeletts. Die langsame, in sich geschichtete Ablagerung des Lehms machte alle Bedenken hinfällig, daß das Skelett erst in neuerer Zeit durch einen Sturzbach in den Lehm geschwemmt wurde. Das Alter dieses Fundes wurde auf drei bis vier Millionen Jahren datiert. Die kritische Reaktion der

Kritiker sprach von Begräbniszeremonien, allerdings waren die darüber liegenden Schichten unangetastet. Altersbestimmungen der Knochen waren durch das bereits verunreinigte Ausgangsmaterial unzuverlässig und 1921 schrieb R.A.S. Macalister in einem Lehrbuch der Archäologie über die Castenedolo-Funde, daß die Annahme eines Pleistozändatums für die Castenedolo-Skelette so viele unlösbare Probleme schufen, daß die Authentizität keinesfalls anerkannt werden könne.

Ein besonderes Rätsel sind konkrete Fußspuren, die auf ihren zwei Hinterbeinen und mit menschlichen Füßen auf einem Sandstrand im Rockcastle County von Kentucky hinterlassen wurden, als auf der Erde nur Amphibien existierten. In Rockcastle, Jackson und mehreren anderen Countys von Kentucky sowie an verschiedenen Plätzen zwischen Pennsylvania und Missouri aber existierten Wesen, die auf zwei Hinterbeinen liefen und deren Pfoten seltsamerweise an menschliche Füße erinnerten. Jede Fußspur hat fünf Zehen und einen deutlichen Spann, dazu gespreizte Zehen wie bei Menschen, die nie Schuhwerk getragen hatten. Das Alter der versteinerten Funde ergab das unglaubliche Alter von etwa 300 Millionen Jahren. In Laetoli im ostafrikanischen Tansania entdeckten Wissenschaftler 1979 in über 3,6 Millionen Jahre alten Ascheablagerungen Fußabdrücke moderner Menschen. Die Moskauer Nachrichten brachten 1983 eine ähnliche Meldung über einen menschlichen Fußabdruck in über 150 Millionen Jahren altem Juragestein, und zwar neben einem riesigen Dreizehenabdruck eines Dinosauriers. In Kanapoi, Kenia, gruben Bryan Patterson und W.W. Howels einen überraschend modernen Oberarmknochen aus, dessen Alter vier Millionen Jahre betragen dürfte. Ein vollständiges, anatomisch modernes Skelett entdeckte der deutsche Wissenschaftler Hans Reck 1913 in der Olduvai-Schlucht im heutigen Tansania und löste damit eine Jahrzehnte andauernde Kontroverse aus. Die Autoren Michael A. Cremo und Richard L. Thompson präsentieren in ihrem Mammutwerk *Forbidden Archaeology* zahlreiche Funde dieser Art und belegen damit, daß die Menschheit möglicherweise wesentlich älter ist, als bisher behauptet wurde.

Heute läßt sich nicht genau datieren, wann und wo die ersten hoch entwickelten Kulturen auf der Erde auftauchten. Die zahlreichen Überlieferungen zeigen uns eine unerschöpfliche Datenfülle über untergegangene Zivilisationen mit fortschrittlichster Technologie, die in der ewigen Zeit verschollen sind. Sie berichten von Atlantis, dem Königreich Punt, Agartha oder von Gondwana, Mu und Lemuria. Diese zahlreichen Hinweise auf verlorene Kulturen sollten uns unbedingt zu Nachforschungen anregen. Es war bei Heinrich Schliemann nicht anders, als er nach Homers Epos Troja entdeckte.

Heute wird die Kultur der Sumerer als die älteste Hochkultur der Menschheit betrachtet, die gar auf die Schöpfung zurückgehen soll. Ihre Könige begründeten Uruk (Ur) in Chalddäa und nach der Überlieferung haben zehn ihrer Urkönige zusammen sage und schreibe über 456.000 Jahre regiert. Wer waren aber die Sumerer? Woher kamen sie? Woher hatten sie ihre unglaublichen astronomischen, mathematischen und technischen Kenntnisse? Ihre Berechnung der Mondumlaufbahn weicht von unseren neuesten Ergebnissen beispielsweise um lediglich 0,4 Sekunden ab. Sie wußten bereits mit fünfzeststelligen Zahlen umzugehen, wo doch bei den Griechen die Unendlichkeit schon bei 10.000 begann. Im einstigen Ninive, auf einer Tonscherbe im Hügel von Kujundschnik, fand man die Endsumme einer Berechnung mit einem Zahlenwert von 195.955.200.000.000! Darüber hin-

aus schrieben sie die ersten Bücher der Welt in Keilschrift auf Tontafeln. Hieraus rekonstruierte man später auch die historischen 23 Sumererkönige nach der Sintflut, die zusammen noch über 24 510 Jahre regierten. Nach ihren Überlieferungen hatten die Sumerer Kontakt zu den Göttern, die in silbernen Barken aus den Wolken kamen. Den Titel um die Wiege der Kultur im sumerischen Zweistromland aberkennen könnte die archäologische Entdeckung um Jiroft in der iranischen Provinz Kerman, wo in den Jahren 2000/2001 Ausgrabungen die Überreste einer Jahrtausendealten Stadt oder eines Reiches zutage förderten, die älter als die sumerische Kultur sein könnten. Bereits 1976 machte Professor Yousseff Madjidzadeh von der University of Chicago die provokante Behauptung, im Südosten des Iran würde das legendäre Aratta der Sumerer unter dem Sand verborgen liegen. In der mythologischen Mythologie gilt Aratta als einstiger Wohnsitz der Göttin Inanna. Die Lage von Jiroft könnte es durchaus wahrscheinlich machen, daß diese Überreste einer fernen Vergangenheit identisch sind mit dem sagenhaften Aratta.

Bild:

Keilschrift-Inschrift am Tor der Völker in Persepolis

Verlorene Städte, verschollene oder längst vergangene Kulturen: wer kennt sie nicht, die geheimnisvoll klingenden Namen Ägypten, Sumer, Aratta oder gar Atlantis und Lemuria. Auf der Erde scheinen sich großartige Kulturen in der Entstehung von blühenden Hochzivilisationen im Auf- und Niedergang abgewechselt zu haben. Viele aufstrebende Gesellschaften verschwanden im Laufe der Geschichte von der Bildfläche. Vielfach blieben lediglich unbewohnte, geisterhafte Stätten zurück, die von ihrer vielfältigen Vergangenheit zeugen und den Widerhall längst vergangenen Lebens repräsentieren. Fasziniert von allem Fremden hört man von den blutrünstigen Ritualen der Azteken oder von den großartigen Bauleistungen der Inka und deren Vorläufer. In der archäologischen Feldforschung werden oftmals Spuren alter Kulturen entdeckt, die meist auf weitaus ältere Ursprünge der Zivilisation hindeuten, als es die Schulweisheit propagiert.

Viele Hochkulturen auf der Welt wurden durch das Auf und Ab der menschlichen Geschichte ausgelöscht. Weder zerstört noch bewohnt, wurden die Gebäude meist vom Dschungel überwuchert oder fielen den „baulichen“ Maßnahmen späterer Epochen zum Opfer. In der Welt finden sich zahllose Relikte von einstmaligen großen Zivilisationen und deren Baukunst und Architektur fasziniert uns noch heute. Sie läßt uns staunen ob der Leistungsfähigkeit dieser frühen Völker und führt uns unweigerlich immer wieder zum Ursprung ihres Wissens, das meist von sogenannten „Entwicklungssprüngen“ gegebnet sind, die sich die moderne Wissenschaft nur unzureichend erklären kann.

Gehen wir auf die Suche nach den Ursprüngen der Menschheit, die wir—so scheint es mir—niemals lückenlos aufklären werden können, da die Zeiträume scheinbar so immens groß sind, daß wir in vielen Fällen nur noch von Urerinnerungen an vergangene Zivilisationen haben, die einst auf diesem Planeten weilten oder gar diesen schon einmal verließen, lange vor unseren bescheidenen Anfängen der Weltraumfahrt. Schauen wir uns unvoreingenommen einige der zahlreichen Spuren und Hinweise an, die uns deutlich zeigen, daß es in ferner Vergangenheit schon einmal ein „elektronisches“ Zeitalter gab, oder nennen Sie es „mechani-

sches“, „technologisches“ Zeitalter. Für uns zählt nicht, wie wir diese in dunkle Schatten gehüllte Vergangenheit nennen wollen sondern nur die Tatsache, daß es lange vor der uns bekannten Geschichtsschreibung und den uns bekannten Kulturen Zivilisationen gab, die hochentwickelt waren und in den unendlichen Zeiträumen verschwanden, bevor wir überhaupt das erste Fernrohr, den ersten Tempel oder die ersten Werkzeuge abermals „erfanden“. Diese Überlegungen werden sich in vielen Bereichen mit denen anderer Forscher auf so einem schwierigen Gebiet decken, die von der Frage ausgehen, ob es vor etlichen Jahrtausenden eine Menschheit vor der Menschheit gab und wir werden dazu auch umstrittene Quellen zu Rate ziehen, denn wir wollen einen möglichst umfassenden und objektiven Blick auf Sagen, Überlieferungen und Spuren werfen, die uns möglicherweise einen kurzen Moment aus jener fernen Zeit erhaschen lassen. „Wissenschaftlich“ nach den heute von elitären Gruppen festgesetzten Maßstäben ist dieses Buch sicher nicht, diesen Anspruch will auch niemand erheben. Es ist von vornherein vollkommen klar, daß jene Zeitgenossen, die „streng nach Vorschrift“ gehen, mehr als einmal einwerfen werden, daß es hier und da „gesicherte“ Erkenntnisse geben wird die „eindeutig“ belegen, daß diese oder jene Kultur sich in bestimmten Chronologien bewegt haben, daß es vor den Ägyptern und Sumerern keine hochentwickelten Zivilisationen auf diesem Planeten gegeben haben kann. In diesem Buch aber werfen wir diese Scheuklappen ab, ohne missionarisch oder gar religiös zu werden, auch keine prophetischen Botschaften oder gar esoterischen Eifer werden Sie in dieser Schrift finden, sondern einfach eine Auswahl an Spuren und Hinweisen, die uns eine schier phantastisch anmutende Vergangenheit offenbaren. Daß wir dabei einen Bezug zu außerirdischen Besuchen in ferner Vergangenheit erhalten, wird dabei fast unumgänglich sein.

Kapitel I

Spuren früher Technologie und verlorenen Wissens.

Bild:

Das berühmte Sonnentor von Tiahuanaco

Die Ruinen von Tiahuanaco und Puma Punku, rund 70 Kilometer und zwei Stunden Fahrzeit von La Paz entfernt, liegen auf 4000 Metern Höhe. Die erste Hälfte des Weges ist die Straße asphaltiert, danach geht es auf einer passablen Schotterstraße weiter. Etwa 500 Meter nach dem Dorf Tiwanaku führt links ein beschilderter Feldweg zur archäologischen Zone. Wer bereits Grandioses von Tiahuanaco und dem berühmten Sonnentor gehört hat, wird nun vielleicht enttäuscht sein, da alles stark verwittert ist. Dennoch sind am Tor 48 Figuren mit Flügeln und technisch anmutender Ausrüstung zu erkennen, die einen liegenden Gott flankieren. Der amerikanische Professor Hans Schindler-Bellamy, der lange in Tiahuanaco forschte, erkannte darin einen außergewöhnlichen Kalender, der

22.000 Jahre in die Vergangenheit zurückreicht. Aus diesem Kalender lassen sich neben den üblichen Daten auch die Tag- und Nachtgleiche, die Position des Mondes (für jede Stunde!) sowie die astronomischen Jahreszeiten ablesen.

Anderthalb Kilometer weiter in Richtung auf das Dorf Tiwanaku und links der Bahngleise liegt Puma Punku, das wirkliche Rätsel der Anden. Wer hierher kommt, dem verschlägt es die Sprache, der fühlt sich wie in einer anderen Welt. Puma Punku ist ein riesiges Trümmerfeld, war es schon zu Zeiten der spanischen Eroberer. Aber ein Trümmerfeld, das mehr beeindruckt als so manch hübsch hergerichteter Tempel. Zu sehen sind riesige Monolithen aus Andesit, Sandstein, Granit und Diorit. Diese monströsen Ungetüme wirken wie aus Beton gegossen, so genau sind sie gearbeitet, so fein sind sie geschliffen und poliert. Schnurgerade, wenige Millimeter breite Rillen laufen über vereinzelt Monolithen. In den Rillen: feine Löcher. Immer im gleichen Abstand, immer gleich tief. Mit Hilfe von Zapfenlöchern wurden diese gewaltigen Plattformen an ihr Gegenstück gepreßt. Metallklammern verbanden einst die Blöcke zu einem uns völlig unbekanntem Bauwerk. Immer wieder stößt man auf Blöcke, die in kleine und große Flächen unterteilt sind, wobei jede Fläche auf einer anderen Ebene liegt, ganz ähnlich den modernen Styroporverpackungen, in denen Fernseher oder Computer transportiert werden. Nur daß diese ungeheuer präzisen Arbeiten uns unbekannter Steinmetze in Puma Punku unter anderem an harten Gesteinen wie Granit und Diorit durchgeführt wurden. Heute würde man eine derartige Millimeterarbeit mit Fräsen, Bohrern und Stahlschablonen in Angriff nehmen. Einige der Blöcke sehen wie vorgefabrizierte Bauteile aus. Ein Computerversuch ergab dann auch, daß sich diese Einzelstücke fugenlos zu einer Mauer ineinanderschieben ließen.

„El Escritorio“, ein seltsamer, großer bearbeiteter Andesitblock, der etwas abseits am Fuße eines Hügels liegt. Der als „Schreibtisch“ bezeichnete 182 mal 155 Zentimeter große Block enthält zwei Reihen von Fächern mit einem Sims. Keiner hat auch nur einen Schimmer, wozu „El Escritorio“ je gedient haben mag. Niemand weiß, wie Puma Punku vor Jahrtausenden ausgesehen hat. Genauso wenig wie man verbindlich sagen kann, wer Puma Punku erbaut hat. Die Aymara-Indianer, die in dieser Gegend leben, kannten keine Schrift und außer Kupfer kein Metall. Doch ohne detaillierte Planung und harte Metallwerkzeuge, ohne Kenntnis von Arithmetik und Geometrie hätte Puma Punku nie gebaut werden können. Die heutigen Aymara streiten denn auch ab, daß ihre Vorfahren die Baumeister jener rätselhaften Bauwerke gewesen seien.

Bild:

Ruinenfeld Puma Punku

Auch der Transport des Baumaterials ist ein Rätsel. Wie wurden Steinmassen von 800 Tonnen auf die baumlose Hochebene transportiert? Holzrollen wären unter diesen Gewichten zersplittert! Wie wurden die Blöcke zusammengehalten? Kupfer vermag niemals tonnenschwere Platten in Position zu halten. Wie wurden die „vorgefabrizierten“ Bauteile zusammengefügt? Dazu müßten sie in die Luft gehoben und gedreht werden. Fragen über Fragen. Indianische Überlieferungen berichten, Puma Punku sei in einer einzigen langen Nacht von den Göttern erbaut worden, es wären keine Menschen daran beteiligt gewesen. Diese Götter hätten das

eigene Bauwerk später zerstört, in dem sie es in die Luft hoben, umdrehten und fallen ließen. Genauso sieht Puma Punku heute auch aus. Und was die „Götter“ nicht schafften, erledigten die Indios, die Steine aus Puma Punku als Baumaterial verwendeten, und die bolivianische Armee, die früher tatsächlich Schießübungen zwischen den Ruinen machte. Aber Puma Punku wurde buchstäblich für die Ewigkeit gebaut und dies mit einer Technologie, die der unseren mindestens ebenbürtig ist.

2 Bilder:

Errichtung und Zerstörung: Jeweils ein Werk der Götter?

Technologien, die aus längst vergangener Zeit stammen und sich aber dennoch mehr denn je einfügen in unseren heutigen Kenntnisstand moderner Ingenieurskunst. In diesem Band gehen wir auf Spurensuche längst vergessenen Wissens und belegen mit mehr als deutlichen Fakten die Existenz einer Proto-Zivilisation lange vor unserer Geschichtsschreibung. Man denkt dabei unvermittelt an Schlagwörter wie Atlantis, doch es steckt womöglich mehr hinter unserer dunklen Vergangenheit, als wir zu träumen wagen. Wir wissen kaum etwas über diese einstige Hochzivilisation. Das einzige Überbleibsel ihres Wirkens sind die unübersehbaren Spuren ihres technologischen Wissens, die sich langsam aber sicher zu einem großen Puzzle vereinen lassen. Stammen diese Urväter gar von den Sternen und legten mittels lokaler Infrastruktur die Grundsteine für alle folgenden Kulturen der Menschheit?

Es gibt neben der These von verschollenen Kulturen auch rationale Gründe, warum der Gedanke, daß Außerirdische einst unsere Erde besucht haben, ebenso legitim ist: Die Fakten sprechen nämlich für sich! Die fremden Besucher hinterließen Spuren, die auch nach Jahrtausenden noch erkennbar sind—man muß nur hinsehen. So gibt es ganze Städte, die zu Ehren der Götter erbaut wurden. Es gibt Tempel, Reliefs und Malereien, in denen Besucher aus dem Weltall immer wieder dargestellt sind. Es gibt Bauten und Ruinenkomplexe, von denen bis heute niemand weiß, wie sie einst erbaut worden sind. Es gibt unzählige Überlieferungen, die von himmlischen Lehrmeistern erzählen, von jenen die Menschen ihr Wissen erhielten. Niemand muß nur glauben, daß Außerirdische in vorgeschichtlicher Zeit die Erde besucht haben oder eine hochentwickelte Zivilisation lange vor unserer Geschichtsschreibung existierte. Es gibt dafür genügend Belege in Museen und archäologischen Stätten auf aller Welt. Tatsache ist, daß die Fachleute bei vielen Bauten oder Funde aus vergangenen Tagen nur wenig hieb- und stichfeste Anhaltspunkte haben. Drumherum ist viel leerer Raum. Und das betrifft nicht nur die Zeit vor Christi Geburt. Die Zeit ist reif für neue Deutungen antiker und vorgeschichtlicher Relikte. Deutungen, die unser heutiges Wissen über Weltraumtechnologien mit einbeziehen.

In einem grenzenlosen Universum von Millionen Milchstraßen und Milliarden Sonnensystemen, die nach einer minutiösen Gesetzmäßigkeit durch Raum und Äonen jagen, kreist in der Anziehungskraft einer kleinen gelben Sonne unser noch kleinerer Planet, auf dem wir leben. Es ist allgemein bekannt, daß unsere Erde nicht durch einen göttlichen Hokuspokus aus nichts zu einer blühenden Heimstätte der Menschen wurde. Die Wissenschaft unserer Tage kann plausibel erklä-

ren, daß unsere Erde vor etwa fünf Milliarden Jahren als gasförmige „Kugel“ geboren wurde und sich langsam in den heutigen Zustand fortentwickelt hat. Eine glückliche Entfernung zu unserer Sonne, entsprechende Erd- und Wasserwärme und andere günstige Faktoren führten vor etwa drei Milliarden Jahren zur Entstehung ersten Lebens. Die Entwicklung vom Einzeller bis zum hochentwickelten Tier glaubt die Wissenschaft fast lückenlos nachweisen zu können. Bis dahin auch gut und schön, einmal davon abgesehen, daß damit nicht der Urgedanke für das alles hier geklärt ist, den wir mit göttlichem Wirken gleichstellen. Man fragt sich spätestens dann, ob dies hier denn alles sein soll und ob es da sonst nichts mehr gibt.

Was nun aber den Menschen anbelangt, glaubt die Archäologie mit Skelettfunden beweisen zu können, daß Lebewesen mit menschenähnlichem Körperbau seit fünf Millionen Jahren auf unserer Erde leben. Anders aber steht es mit dem Auftauchen des denkenden Menschen. Es kann doch keinen Zweifel geben, daß unser wahres Menschsein erst mit dem Funktionieren unseres Gehirns, mit dem Abwägen unserer Eindrücke und Erkenntnisse, mit dem gezielten Verwerfen von Erinnerungen, dem Erkennen, Gebrauchen und Steuern unserer Gefühlswelt, begonnen hat. Den denkenden Menschen als *Homo sapiens* gibt es nach der gängigen Lehrmeinung seit nicht einmal 50.000 Jahren. Laut Archäologie benutzten die Vorfahren der denkenden Wesen während einer Zeitspanne von 500.000 Jahren den Faustkeil als einziges Werkzeug, einen scharfkantigen Steinbrocken zum Töten, Abhäuten und Zerlegen von erjagten Tieren. Diese Faustkeil-Ära von einer halben Million Jahren ist in der Fachwelt ein unumstößlicher Beweis dafür, daß die Vormenschen kaum die Fähigkeit des Denkens besaßen. Das Scharfkantig-schlagen eines Steines und der Gebrauch desselben waren die Maxime ihres damaligen Denkvermögens. Und dann, vor etwa 50.000 Jahren, geschah ein Wunder. Wie ein Blitz aus wolkenlosem Himmel erschien der *Homo sapiens*, erschien der denkende Mensch. Er löste Vormenschen wie den Neandertaler ab, obgleich dieser aufgrund seiner Fähigkeiten und Robustheit gute Chancen im Spiel der Evolution hatte. Was geschah also vor 50.000 Jahren?

Und wäre das Wunder—die „Herstellung“ des denkfähigen Menschen—nicht geschehen, wir würden mit großer Wahrscheinlichkeit noch heute mit Faustkeilen an sumpfigen Flußufern jagen, unsere Mahlzeiten an einer offenen Feuerstelle zubereiten oder in Urwäldern vegetieren. Aber dank eines „Einbruchs“ in der Entwicklung begann der Mensch zu sprechen und abstrakt zu denken. Die Wissenschaft hat diese doch „plötzliche“ Wandlung nachgewiesen, doch hinreichend erklären konnte sie diese „Mutation“ nicht.

Trifft hier die Theorie von den Kulturbringern aus anderen Welten punktgenau auf den Nagel? Von uralten Kulturen aus längst vergessener Zeit? Oder beides kombiniert?

Interessant sind auch die Spuren, die sich in den zahllosen Überlieferungen und in Stein gemeißelt wiederfinden. Ein Beispiel sind die persischen Originalschriften von Zarathustra, das *Zend Avesta*. Während die westlichen Forscher die Religion auf 500 v.Chr. datieren, ermittelten Forscher aus Indien, daß diese Religion viel älter sein muß, so daß der antike Geschichtsschreiber Herodot recht hätte, der diese Religion ebenfalls viel älter einstuft.

Bekanntere Persönlichkeiten aus der Geschichte waren dieser Religion verschrieben, so auch der persische Großkönig Xerxes I. (519–465 v.Chr.) oder sogar Fred-

dy Mercury (1946–1991), der Sänger der Rockband „Queen“, der mit bürgerlichem Namen „Farrokh Bulsara“ hieß.

Diese Heiligen Schriften der Parsen sind verschollen oder in verborgenen Plätzen aufbewahrt. Im 3. und 4. Jahrhundert n.Chr. wurden die vorhandenen Bruchstücke erneut zu 21 Büchern zusammengefügt, wovon einige Teile bereits wieder verschollen sind. Dort heißt es, daß Göttervater Zerwane Akerene die Form einer Kugel hatte. Eine Kugel als fliegender Hochgott? Wir können mit Sicherheit annehmen, daß man schon damals wußte, daß eine Kugel nicht fliegen kann.

Hören wir weiter, was es mit dieser Götterkugel auf sich hat: Das afrikanische Volk der Kurumba, ansässig im Norden des heutigen Burkina Faso, wußte seit jeher von einem kugelförmigen Haus ihres Hochgottes. Es soll sich um einen metallenen, aus Eisen bestehenden und die Erde umkreisenden Hochgott gehandelt haben. Interessanterweise sollen die Ahnen des Kurumba-Volkes „zwerghafte Wesen mit rötlicher Hautfarbe“ gewesen sein. Während in der Parsen-Religion Göttervater Zerwane Akerene Kugelform hatte, wird in der Kurumba-Sage klargestellt, daß dieses kugelförmige Gebilde aus Metall und am Firmament nur das Haus war, in dem der Hochgott und seine Untergötter wohnten.

Von dieser Göttersonne, alias Parsen-Kugelhochgott, wissen auch die amerikanischen Indianer: Sie war ganz am Anfang und brachte die Kultur zur Erde. Sie war aus glänzendem Metall und wurde von vier heiligen Geistern(Untergöttern) über das Firmament gezogen. Sie war nicht so hoch wie unsere Tagessonne, zog also zwischen Erde und Tagessonne. Diese Göttersonne wurde in fast allen Frühkulturen der Menschheit als Welten-Ei, als Weltenschlange oder als heiliger Fisch verehrt.

Chinesische Mythen wissen vom eiförmigen Yang-Himmel zu berichten, in dem die Götter wohnten, dieser rotierte ständig um die Erde. Altindische Texte sprechen von kugelähnlichen Göttern, die unseren Globus im Luftraum ständig umrundeten. Tibetische Schriften wissen von größeren Flugschiffen der Götter. Diese befanden sich auf einer Umlaufbahn um unsere Erde. Der im west-afrikanischen Mali ansässige Stamm der Dogon kannte ihren Hauptgott unter dem Namen „Großer Nommo“ (es gab noch vier kleinere Unternommos). Dieser war wie ein Wandelstern (Wandelstern = Planet), weil er oben am Firmament ständig wiederkehrte. In Madagaskar weiß man zu berichten, daß die Umlaufbahn gar nicht erdnah gewesen sein muß, denn der Madegassen-Hochgott Zanahary wohnte so hoch, daß jeder Mensch schwindelig wurde, wurde er zu ihm geflogen.

Ein Gott kam aus dem Weltall. Weil er als erster bei unserer Erde anlangte, nannte man ihn Urgott, weil er kleinere Götter (Landefähren) mitbrachte, weil er hochfliegend war, hieß er Hochgott, weil er (von der Seite gesehen) wie ein Ei aussah, Welten-Ei, mit Raumkapsel im Bug, mit zwei schlauchartigen Öffnungen im Heck, aus denen Feuer, Stürme und Donner kamen. Es handelte sich um einen Gott, der niemals auf der Erde landete, diese nur ständig umkreiste.

Es gibt also durchaus überzeugende Hinweise darauf, daß in frühen Hochkulturen Technik und Wissen angewandt wurde, das unseren heutigen Kenntnissen mindestens ebenbürtig war oder gar überlegen. So waren die antiken „Techniken“ den heutigen in der Transporttechnik und der Steinbearbeitung offensichtlich voraus. Die eindrucksvollsten Bauwerke sind zweifellos die ägyptischen Pyramiden. Die Präzision, mit der diese alten Bauwerke erstellt wurden, ist unglaublich. So

weisen die Fugen der Kalksteinblöcke und roten Granitquader auf dem Plateau von Gizeh in Ägypten eine solche Genauigkeit auf, daß sich an vielen Stellen nicht einmal ein Blatt Papier dazwischenschieben läßt. Natürlich findet man solche Stellen nicht mehr überall an der Fassade der Pyramiden, doch das geübte Auge findet diese schnell. Doch nicht nur die Schneidetechniken verblüffen, sondern auch die Art wie die Steine damals verformt und mit Reliefs versehen wurden. Die damaligen Steinmetze verfügten offenbar über ein Wissen, das uns verloren gegangen ist.

Viel wurde schon über die Pyramide des Cheops debattiert. Zugesprochen wird die Pyramide dem Pharaos Cheops oder Khufu (Chufu), der von 2551 bis 2528 v. Chr. lebte. Unzählige Experten stritten und streiten sich auch heute noch über den Urheber dieses aus 2,5 Millionen Kalkstein- und Granitquadern mit jeweils zwei bis sieben (!) Tonnen Einzelgewicht bestehende Ungetüm. Ohne größere Probleme ließe sich mit der Menge des Pyramidenmaterials eine zwei Meter hohe Mauer um ganz Deutschland ziehen. Da dies jedoch ungute Erinnerungen weckt, verwerfen wir diesen Gedanken wieder ganz schnell.

Wie aber eine nichttechnologische Zivilisation Jahrhunderte vor der Erfindung des Rades lediglich mit Seilen, Rollen, Holzschlitten, „Red Bull“ und Muskelkraft ein fünf Hektar bedeckendes Mammutwerk errichten konnten, und das so exakt, daß jedes Einfamilienhaus vor Neid erblassen würde, bleibt das eigentliche Rätsel. Dabei ist diese Pyramide nicht allein, denn die beiden Nachbarpyramiden von Gizeh, welche den Pharaonen Chephren und Mykerinos zugeschrieben werden, zählen ebenfalls zu den imposantesten pyramidalen Bauwerken in Ägypten.

Ursprünglich soll die Pyramide des Cheops nach Überlieferung des ägyptischen Geschichtsschreibers Al-Makrizi (1364 bis 1442) ihre ganze Oberfläche mit poliertem, von weither sichtbaren Steinplatten bedeckt gewesen sein. Die Verarbeitung der Steine lassen auf Parallelen peruanischer Steinbearbeitungen schließen. Jeder von uns weiß um die nicht gern diskutierte, aber dennoch vorhandene Tatsache, daß die Pyramidenform Kräfte besitzt, die schwer zu erklären sind. Legt man Fleisch, Obst oder gar eine Rasierklinge unter eine Pyramidenform, bleiben die Nahrungsmittel frisch, die Klinge wird schärfer. Mittlerweile gibt es sogar einzelne Patente auf pyramidenförmige Gebrauchsgegenstände. Akzeptiert wird diese Erkenntnis in Gelehrtenkreisen noch nicht so recht, genauso wenig wie die Erkenntnisse um weitere Hohlräume in der Großen Pyramide, von denen immer mehr entdeckt werden und deren Zuordnung in weitaus ältere Epochen keine allzu große Spekulation ist.

Nachdem der „Gantenbrink-Krimi“ aus dem vergangenen Jahrhundert—bei dem es um viele Ungereimtheiten in der Pyramidenforschung, vor allem um neue, bislang unentdeckte Hohlräume ging—langsam einer negativen Ernüchterung weicht, in der sich insbesondere durch die medienspektakelgerechte Inszenierung angeblicher Gräber etc. zeigt, daß Forschungen in der Pyramide nur unter Ausschluß der Öffentlichkeit vonstatten gehen und alle künftigen Entdeckungen mit einem stark kritischem Prüfauge beäugt werden sollten, ist immer noch nicht das eigentliche Alter der Pyramide geklärt. Die offizielle Chronologie basiert auf jener des ägyptischen Priesters Manetho, stellt aber keine echte Referenz dar, weil es damals mindestens drei verschiedenen Kalendersysteme gleichzeitig gab. Zugeordnet wurde die Große Pyramide aufgrund von Inschriften bezüglich Cheops auf der

Gipsverkleidung über der Königskammer. Weshalb aber finden sich in der ganzen Pyramide keine überschwänglichen Hinweise auf Cheops als Erbauer, der von seiner unermesslichen Großtat, die Erschaffung dieses mächtigen Bauwerks, auch nur entfernt berichtet? In anderen, eindeutig als Königsgräber identifizierten Bauwerken finden sich oft reiche Ausschmückungen, die Wände waren voll von den Ruhmestaten des jeweiligen Königs. Weshalb nicht in der sogenannten Cheops-Pyramide und darüber hinaus nicht in vielen anderen von den über achtzig Pyramiden im Land? Pyramiden sind Welträtsel, vor denen man kapituliert.

Umstritten ist auch nicht nur der Erbauer, obwohl verschiedene Forscher festsetzen die übliche Lehrmeinung vertreten, sondern auch die Bauweise und Konstruktionstechnik der Pyramiden, die nirgendwo im Pharaonenreich zu finden sind. Hier müssen andere Bauherren am Werk gewesen sein. Hierzu müssen die verehrten Götter nicht selbst Hand angelegt haben. Im Gegenteil: Ein vorgefertigter Plan und das entsprechende technische Vorwissen wurde den Menschen übermittelt, die unter Anleitung diese Werke schufen. Dabei gibt es Pyramiden weltweit und jeder kann sich ausrechnen, daß die Pyramide des Cheops eine Bauzeit gehabt haben muß, die nie und nimmer in der Lebenszeit eines Pharaos fertiggestellt werden konnte. Vorgänger oder gar Nachfahren sollen mit dem Bau begonnen haben? Ich bitte sie, jeder Pharaos hätte sein Potential insofern genutzt, um sich selbst ein solch imposantes Bauwerk zu schaffen.

Bild:
Pyramide von Gizeh

Wie wurde sie also erbaut? Vielfach hörte man von „Rekonstruktionsversuchen“ im Miniaturformat, die die stolzen Projektleiter vor mächtige Probleme stellte. Ging so ein Vorhaben schief, den „Grenzwissenschaftlern à la Däniken“ mal zu beweisen, wie man das damals gemacht hat, hörte der normale Sterbliche keinen Windhauch mehr davon. Die Erklärungsversuche, wie die Pyramide erbaut worden sein soll, scheitern alle in der realen Umsetzung. Zu oft wird die Praxis der ach so wunderbaren Theorien vergessen, die zeigen, daß auch die heutige Technik vor sehr schweren Problemen stehen würde. Hier müssen Techniken eingesetzt worden sein, die jenseits der Grenze des heute Erklärbaren liegen. Techniken, die uns heute wohl nicht mehr zugänglich sind? Die Wissenschaft steht vor einem „mächtigen Bada-Buum“ der Weltgeschichte und kann diesen noch nicht einmal ohne nennenswerten Aufwand rekonstruieren.

Es kristallisiert sich ein überdimensionaler „Cargo-Kult“ aus der ägyptischen Zivilisation, die nachhaltigen Effekte eines frühen Kontaktes mit einer unbekannt Macht sind unübersehbar, denn in der ägyptischen Mythologie treffen wir auf ähnliche Grundmuster und Motive wie bei den Cargo-Kulten. Die ägyptische Mythoswelt ist voll von lebendigen Göttern, die den Menschen das Wissen in Medizin, Technik und Astronomie brachten. Man erfährt von allzu menschlichen Zügen der Götter wie Haß, Liebe, Verrat und Mord, und fliegende Barken, die vom Himmel kamen, sind ebenfalls überliefert.

Doch wollen wir aus diesem Werk kein Buch über die bekannten Pyramidenrätsel machen. Die Transporttechniken, die im Altertum überall auf der Welt verwendet wurden, sind generell rätselhaft. Die Kolossalblöcke der dreistöckigen Riesen-

mauer in Sacsayhuaman in Peru haben ein Gewicht zwischen 70 und 100 Tonnen. Der Jupiter-Tempel von Baalbeck wurde aus Steinen von Assuan errichtet, die mehrere hundert Tonnen wiegen. In einem der Steinbrüche liegt noch ein unfertiger Obelisk, der bei seiner Freilegung rund 1200 Tonnen wiegen dürfte. Selbst die technischen Möglichkeiten unseres Jahrhunderts reichen nicht aus, um solche Steinkolosse zu heben.

Es sind auch die einzelnen, nicht in das gängige Geschichtsbild passenden Funde, die uns aufhorchen lassen. Die Geschichte wartet mit mehr anachronistischen oder schlichtweg „unmöglichen“ Erfindungen und Funden auf, als die Schulwissenschaft zuzugeben bereit ist. Man denkt bei der Suche nach verlorener Technologie und verschollenem Wissen gern an Paradebeispiele der kontroversen Funde, wie beispielsweise das im Jahre 1900 von Schwammtauchern entdeckte Objekt, das sich in einem um 100 v.Chr. versunkenen Schiffswrack befand. Dieses Objekt bekam später die Bezeichnung „Maschine von Antikythera“ und ist ein komplizierter Mechanismus mit einem sehr komplexen Zahnradantrieb. Die gesamte Maschine besteht aus rund 40 Zahnrädchen, neun verstellbaren Skalen sowie drei Achsen auf einer Grundplatte und ist Teil eines astronomischen Kalenders, mit dem man die Zyklen und Positionen von Mond und Gestirnen ablesen konnte. Wer der Konstrukteur dieses hochtechnisch anmutenden Gebildes war, bleibt wohl im Dunkel der Zeit verschollen. Professor Dr. Derek Solla Price vom „Institute for Advanced Studies“ in Princeton, New Jersey meinte zu dem rätselhaften Gebilde: „Das ist so, als hätte man in der Grabkammer des Tutanchamun ein Düsenflugzeug gefunden“. Es ist bei solchen mysteriösen Funden stets festzuhalten, daß niemand behauptet, hierbei würde es sich um außerirdische Technologie handeln. Die Fragestellung ist immer die, daß bei solchen Artefakten keine technologische Entwicklung vorhanden ist, die nachvollziehbar erklärt, woher solche Funde stammen. Es gab durchaus im Verlauf der Menschheitsgeschichte phantastische Erfindungen, die offensichtlich ohne Einfluß von höher stehenden Wesen gelungen sind, man denke nur an Leonardo da Vinci. Auch spricht kein ernsthafter Forscher auf dem Gebiet dieser Welträtsel dem Menschengeschlecht völliges Unvermögen ab, was Kritiker gerne vorwerfen. Kulturen wie Ägypten und Sumer wurden während ihrer Entstehung durch unbekannte Lehrmeister beeinflusst, sie sind nicht allein auf dem „Mist“ von Außerirdischen gewachsen. Deshalb sind solche Funde wie der Antikythera-Mechanismus so interessant, weil eine Anleitung durch fremde Lehrmeister erfolgte, niemals aber haben „E.T. & Co.“ selbst Hand angelegt.

Auch das sogenannte „Objekt von Aiud“, das als nicht katalogisierbarer Fund im Frühjahr 1974 in zehn Metern Tiefe in einer rund einer Million Jahre alten Erdschicht am Ufer des Flusses Mures in Transsylvanien (Siebenbürgen), 50 Kilometer nördlich von Cluj-Napoca (Klausenburg) in Rumänien gefunden wurde, gibt uns weiterhin Rätsel auf, wie der Autor Lars A. Fischinger auf den Spuren des Objekts feststellen konnte. Neben dem Objekt fand man sogar Gliederknochen und den Backenzahn eines jungen Mastodon. Zuerst berichtete der rumänische Forscher Florin Gheorghita über diesen Fund. Später recherchierte der bekannte Forscher Michael Hesemann nach diesem Kuriosum und begutachtete es 1996. Das Objekt ist 20,2 cm lang, 12,5 cm breit und 7 cm hoch und besteht zu 89% aus Aluminium sowie aus kleineren Anteilen von Kupfer, Silizium und Zink. Eine

unheimliche „Mischung“, bedenkt man die notwendigen Herstellungsprozesse eines solchen Gegenstands. Hinzu kommt eine ein Millimeter dicke Oxidschicht, die nur dann entstanden sein kann, wenn das Objekt Jahrtausende alt ist. Die Rekonstruktion des Objekts ergab ein technisch bearbeitetes Gerät, dessen irdische Herkunft aufgrund des hohen Alters wohl auszuschließen ist. Dieses Artefakt besteht aus rechtwinkligen Seiten und zwei Löchern, in denen etwas eingesetzt gewesen sein muß. Waghalsige Spekulationen gehen sogar dahin, daß dieses Objekt ein Element, ein „Landeteller“ eines Gefährts sei. Wovon? Einer außerirdischen Raumsonde—wie die Viking-Sonden? Eine Sonde, die vor etlicher langer Zeit auf der Erde landete, wobei ihr Fuß abgebrochen wurde?

Vielleicht war ihr Zweck jener, nach Leben auf diesem Planeten zu suchen.

Im angelsächsischen Sprachraum gibt es schon länger einen eigenen Begriff für anachronistische Funde, die gar nicht so selten sind und oftmals aus ungleich weiteren zurückliegenden Epochen stammen als der „Sternencomputer.“ Er lautet „ooparts“ (out-of-place-artifacts). Eingehend erforscht werden sie dank immer besserer Untersuchungsmethoden etwa seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts.

Es gibt eine Fülle von solchen mysteriösen Objekten, die selbstredend als Fälschungen oder Fehlinterpretationen bezeichnet werden, so auch bei Objekten, die in Kohle eingeschlossen waren, als sie abermals das Licht der Welt erblickten.

Ein Fall war der von Mrs. W.S. Culp aus Morrisonville, die beim Einfüllen von Kohle in ihren Küchenofen im US-Bundesstaat Illinois am 9. Juni des Jahres 1891 auf so etwas wie eine glitzernde Schlange aufmerksam wurde, ein Teil einer fein gearbeiteten Goldkette. Als die junge Frau das Schmuckstück zwischen den Kohlen hervorholen wollte, kam ein Stück Kohle mit. Die Kette war vom dem Kohlebrocken umschlossen, und nur ihre Enden hingen heraus. Der seltsame Fund erregte Aufmerksamkeit. Am 11. Juni berichtete die Morrisonville Times darüber, wobei man der unbeantwortbaren Frage auswich, *wie* ein menschengemachtes Objekt in Kohle aus der 250 bis 350 Millionen Jahre zurückliegenden Karbonzeit hineingekommen sein konnte.

Die *London Times* berichtete, daß am 22. Juni 1844 Arbeiter in einem Steinbruch nahe Rutherford Mills in England, etwa drei Meter unter Tage, auf einen goldenen Faden gestoßen waren, der in einer soliden, mindestens sechzig Millionen Jahren alten Granitschicht eingebettet war.

Ein Jahr später sorgte Sir David Brewster für Verwirrung bei der ehrwürdigen „British Association for the Advancement of Science“ (Britische Vereinigung für die Entwicklung der Wissenschaft), als er dort eine eindeutig als solche identifizierbare Schraube präsentierte, die zur Hälfte in einem ebenfalls mindestens sechzig Millionen Jahre alten Granitblock aus dem Kindgoodie-Steinbruch in Nordengland steckte.

Der Juniausgabe des *Scientific American* von 1851 kann man den Bericht über eine glockenförmige Vase aus einer Legierung von Silber und Zinn entnehmen. Sie war mit Einlegearbeiten, die Blumenarrangements darstellen, reichlich verziert. Entdeckt worden war das anspruchsvoll ausgeführte Kunstobjekt bei Sprengarbeiten am sogenannten „Meeting House-Hügel“ in Dorchester im US-Bundesstaat Massachusetts in einer Millionen Jahre alten Gesteinsschicht in fünfzehn Meter Tiefe.

In dem Bemühen, nicht zu viele etablierte Theorie über Bord werfen zu müssen, postulierte man vage Naturkräfte, die Objekte vor Ort *entstehen* ließen, also beispielsweise ornamentgeschmückte Gefäße in jahrmillionenalten Sedimentschichten. Anscheinend war die Vorstellung spontaner, aber nicht anachronistischer Materieentstehung noch erträglicher als ein Zusammenbruch der offiziellen Stammesgeschichte und Archäologie.

Was von solchen „Erklärungen“ zu halten ist, liegt auf der Hand. Zudem versagen sie kläglich in Fällen wie jenen des Farmers Tom Kenny aus Plateau Valley in Colorado, der 1936 beim Graben eines Gemüsekellers in derselben geologischen Schicht, in der Millionen Jahre alte Fossilien des dreizehigen Miozän-Urpfers zu finden sind, das Teilstück einer gepflasterten Straße entdeckte, oder in jenem der Arbeiter aus Blue Lick Springs in Kentucky, die einige Meter unterhalb eines Mastodon-Skelettes auf präzise bearbeitetes Straßenpflaster gestoßen sind.

Solche Funde deuten unmißverständlich darauf hin, daß wir nicht die erste Hochzivilisation verkörpern, auch wenn die offizielle Archäologie nichts davon wissen will, von der Geschichtsschreibung ganz zu schweigen.

Bei den Spuren früher Hochtechnologie darf man natürlich auch nicht die mysteriösen „Goldflieger“ aus Südamerika vergessen, die von der Schweizer Forschungsgesellschaft Archäologie, Astronautik und SETI (AAS) im Beatenberg als Logo benutzt werden. Sie sind Vorzeigebispiele für weltumspannende Cargo-Kulte, wo primitive Völker unverstandene Technologie nachahmen, diese mit ihren Mitteln nachbauen und sie mitunter als Gottheit oder als ein Attribut der Götter verehren. Ulrich Dopatka erläuterte dieses Phänomen ausführlich in *Die große Erich von Däniken Enzyklopädie*.

Lange Jahre in einem Tresor der Bremer Landesbank verwahrt und nun im Bremer Übersee-Museum ausgestellt befindet sich der bereits im Jahre 1900 vom Bremer Kaufmann Carl Schütte (1839-1917) dem Museum vermachte Goldschatz: Schmuck, Flaschen, Anhänger in seltsamen Formen von Tierfiguren und menschliche Figuren. Die 144 Stücke zählende Goldsammlung fasziniert in ihrer zeitlosen Schönheit und der hervorragenden technischen Ausführung. Die Kammer ist in einer runden Form gehalten, da sich der legendäre mit Goldstaub bedeckte Herrscher El Dorado einst am kreisrunden See von Guatavita hinausrudern ließ, um unzählige Goldobjekte zu opfern.

Nun existieren in der Bremer Goldsammlung aber auch Stücke, die auf eine Hochtechnologie oder zumindest deren Nachahmung im Sinne des Cargo-Kultes hinweist. Es handelt sich hierbei um die kleinen Objekte, die als „Tierfiguren“ oder „Vögel“ bezeichnet werden, in ihrem Aussehen aber stark modernen Flugzeugen ähneln. Diese Objekte zeigen bei näherer Betrachtung eine ganze Reihe von merkwürdigen Details, die sie nicht als Vögel, sondern definitiv als Modelle von vielleicht einmal real existierenden Flugvehikeln durchgehen lassen. So erkennt man stromlinienförmige Körper, die vorn eine „Kanzel“ besitzen und eine hochstehende „Heckflosse“, oder besser, einen Heckflügel. Für Vögel ein recht ungewöhnliches Erscheinungsbild.

Die Vielfalt der „Flugmodelle“ macht nachdenklich. Wie in einem Geschwader angeordnet liegen die Modelle bereit zum Flug. Ihre Verschiedenheit läßt vermuten, daß es verschiedene Typen gab, die als Vorlage gedient haben müssen. Diese Vorlagen müssen flugfähig gewesen sein, denn die Modelle sind es auch. Diese in-

teressante Erkenntnis verdanken wir u.a. den Paläo-SETI-Forschern Dr. Alkund Eenboom und Peter Belting, die die Goldmodelle nachbauten und ihnen hervorragende Flugeigenschaften bescheinigten. Die beiden Forscher perfektionierten ihre Flugmodelle bei jeder neuen Konstruktion und bewiesen mehrfach, daß diese Goldflieger Relikte aus einer Zeit darstellen, die Hochtechnologie kannte und zumindest nachgeahmt wurde. Testflüge konnte man auf jeder größeren Konferenz der Forschungsgesellschaft Archäologie, Astronautik und SETI (AAS) miterleben, so beispielsweise bereits im Jahr 2002 nach einem Vortrag von P. Belting und Dr. Eenboom in Bremen.

In der Ausstellung fand sich noch ein auf dem Rücken positioniertes Objekt, das durchaus die Attribute eines Vogels besitzt und auch als solcher klassifiziert wird. Immerhin hat dieses „Ding“ einmal zur Abwechslung eine waagrecht ausgerichtete Rückenflosse und könnte somit auch als geeignetes Vergleichsobjekt zu den Goldflugzeugmodellen herangezogen werden. Denn wenn hier doch in der Tat ein Vogel anatomisch korrekt wiedergegeben sein soll, dann bleibt die Frage offen, weshalb die anderen erwähnten Objekte das Attribut einer hochgestellten Heckflosse aufweisen. Waren die Inkas einfach unfähig, dieses Merkmal zu unterscheiden? Nie und nimmer. Stellen wir den hochentwickelten, frühen Kulturen Südamerikas bitte kein Armutszeugnis aus.

Jetzt ist es aber mit der Deutung eines Vogels doch nicht so einfach, denn die Stellung seiner Krallen und seines Schnabels weisen unvermutet auf Landestützen bzw. die typische Anordnung der Fahrgestelle hin, wie sie auch bei modernen Flugzeugen angewandt ist. Außerdem befinden sich an den Flügeln je zwei Ausbuchtungen, die ohne weiteres als Düsenstrahltriebwerke durchgehen könnten! Nur vorbelastete Einbildung meinerseits? Mitnichten, denn es ist eine objektive, im Zusammenhang mit den bekannten Goldflugzeugmodellen durchaus plausible Möglichkeit, daß hier kein Vogel abgebildet ist, sondern ein Flugvehikel, das in der Nachahmung mit bekannten Attributen der Natur verknüpft wurde, möglicherweise deshalb, weil der Künstler seine Beobachtung nicht erklären konnte und sie in irgendeinen Konsens bringen mußte, um es selbst zu „verstehen“. Natürlich ist unklar, ob der Künstler die Vorlage selbst beobachtet hat oder das Objekt eine Kopie eines anderen Schmuckstückes ist, das vielleicht wesentlich älter war.

Doch weit von Amerika und seinen phantastischen Kulturen entfernt, im schönen Lande Ägypten, wurden recht ähnliche Funde gemacht. Auch diese ähneln einem Flugzeug bis ins Detail. Diese ägyptischen Holzmodelle sind nicht minder erstaunlich—und wurden anfangs ebenfalls als „kultische“ Reliquien eines Art „Vogelkultes“ angesehen.

Im Mai 1898 wurden in Saqqara in Ägypten von den Archäologen zwei dieser rätselhaften „Flugzeugmodelle“—man hielt sie für Darstellungen den in Ägypten allgegenwärtigen Horusfalken—ans Licht gebracht. Nach einer kurzen Untersuchung durch die Archäologen gab man ihnen die Fundnummer 6347 und ließ sie im Archiv des Museums von Kairo verschwinden.

Über 70 Jahre vergingen. Doch 1969 begutachtete der Archäologe Professor Kahlil Messiha die Funde erneut, die im Archiv zwischen anderen „Horusfalken“ verwahrt wurden. Das bekannteste Modell (siehe Abb.) ist lediglich 39,12 Gramm leicht, 14 Zentimeter lang, 18 Zentimeter breit und hat eine Mininase von 3,1 Zentimetern. Doch nicht zu leugnen ist die Ähnlichkeit mit einem Flugzeug, vielleicht

einem Segelflieger. Die Heckflosse ist senkrecht, die Flügel sind gerade und der Rumpf ist aerodynamisch geformt—eben wie ein Fluggerät, aber wie kein Vogel der Erde. Datiert wurde es auf rund 200 vor Christus. Auch die Modelle aus Südamerika haben senkrechte Heckflossen, was mit keinem Vogel oder Fisch übereinstimmen kann. Bei den Funden in Südamerika jedoch sind die Deltaflügel unterhalb des Rumpfes angebracht.

Das Interesse an diesen ägyptischen „Vögeln“ war geweckt. Am schon am 23. Dezember 1971 bildete der damalige Kultusminister Mohamed Gamal El-Din Moukhtar eine Gruppe, die diese seltenen Funde genauer untersuchen sollte. Mitarbeiter dieses Komitees aus Luftfahrtekennern und Archäologen waren unter anderem Dr. Henry Raid, der einstige Direktor des AltertumsMuseums, der Vorsitzende des ägyptischen Flugverbandes Kamal Naguib oder auch Dr. Abdul Quader Selim vom ägyptischen Museum für Altertumsforschung.

Nachdem insgesamt vierzehn solcher „Vögel“ von dem Komitee untersucht wurden, entschloß man sich am 12. Januar 1972, eine Ausstellung anzusetzen, bei der diese der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden sollten.

Trotz der erstaunlichen Flugzeugähnlichkeiten konnten die Archäologen in Ägypten mit dieser These nichts anfangen. Was also die Relikte einst darstellen sollten, ist weiterhin umstritten. Einst tatsächlich lebende Vögel waren es nicht, denn in der vorliegenden Form konnten sie nicht fliegen. Dr. Eenboom und Belting bauten jedoch auch dieses ägyptische Modell nach und bewiesen so erneut die erstklassigen Eigenschaften des Objektes in der Luft. Auch der Fund aus Saqqara war flugfähig. Bei einer genauen Betrachtung des Holzmodells zeigte sich gar, daß es einstmals Heckflügel besessen haben muß, die am „Leitwerk“ angebracht waren.

Die Flugzeugmodelle sind in einer solchen Vielzahl hergestellt worden, daß sie insgesamt nicht weg zu erklären sind. Sie wurden teilweise geradezu „in Serie“ hergestellt, da einige Objekte fast identisch sind. Also ein intensives Cargo-Kult-Verhalten, das seinesgleichen sucht. Ist hier also eine heiße Spur für verlorengangene Technologie?

Bild:

Die mysteriösen Flugmodelle

Bild:

„Goldflieger“ mit waagrechter Schwanzflosse wie bei Vögeln, allerdings muten Füße und Schnabel wie Landegestelle an und „Ausbuchtungen“ an den Flügeln sind ähnlich positioniert wie heutige Düsenstrahltriebwerke

Bild:

Das mysteriöse Flugmodell aus Ägypten

Sogar der Koran, der insbesondere in den westlichen Ländern inhaltlich kaum bekannt ist, scheint rudimentäre Elemente verlorenen Wissens zu enthalten, die

möglicherweise als Relikt einer hochentwickelten Zivilisation anzusehen sind, die lange vor der uns bekannten Geschichtsschreibung existierte.

Der Koran/Qur'an ist die grundlegende Schrift des Islam. Viele Parallelen zeugen von einem gemeinsamen Ursprung, mit biblischen Quellen, so beispielsweise die Beschreibungen von Paradies, Sintflut und großen Figuren der Menschheitsgeschichte wie Abraham, Moses oder Jesus.

In diesem „heiligen“ Buch findet man aber auch als unvoreingenommener Forscher auf der Suche nach Spuren uralten Wissens einige wissenschaftliche Fakten, die zum Zeitpunkt der Entstehung des Korans erstaunlicherweise bereits bekannt waren.

Die modernen Astronomen wissen bereits seit geraumer Zeit, daß ein Stern aus einer glühenden Masse aus Feuer entsteht, dessen Ausgangsbasis im Vorfeld „Rauch“ war. Die heutige Wissenschaft bezeichnet dies heute als kosmischer Staub. Dem Koran nach war dieses Wissen über den Urnebel des Anfangs anscheinend bereits vor langer Zeit bekannt, wenn man dort liest:

Dann wandte Er Sich (ALLAH) zum Himmel, welcher noch Rauch war, und sprach zu ihm und zu der Erde: *„Kommt ihr beide, willig oder widerwillig“*. Sie sprachen: *„Wir kommen willig“*. (41:11)

Der amerikanische Astronom Edwin Powell Hubble (1889-1953) war Forschungsdirektor des großen Mount-Wilson-Observatoriums in Kalifornien und entdeckte, daß das Universum nicht statisch ist sondern sich fortwährend ausdehnt. Im März 1929 veröffentlichte Hubble den wissenschaftlichen Aufsatz „Eine Beziehung zwischen Entfernung und Radialgeschwindigkeit bei extragalaktischen Nebeln.“ Mit dieser bahnbrechenden Arbeit lieferte Edwin Hubble den ersten experimentell überprüfbareren Hinweis für ein expandierendes Universum und damit auch Hinweise für die Urknalltheorie. Auch in 51:47 des Korans ist dieses Wissen über das Ausdehnen des Universums beschrieben.

„Den Himmel haben Wir mit Händen erbaut und Wir dehnen noch aus. Und die Erde haben Wir bedeckt, und wie vortreffliche Ebener Wir sind! Und von jedem Ding haben Wir Paare erschaffen, auf daß ihr euch besinnen möget.“

Bei der Entstehung des Universums ist eine fast unendlich große Anzahl an Sonnen und Planeten entstanden. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß es im Universum ähnliche Planeten wie unsere Erde gibt. Diese Möglichkeit wird auch in den Schriften des Quran definiert, wenn man liest:

„Gott ist es, Der sieben Himmel geschaffen hat, und von der Erde ebensoviel...“ (65:12)

So wäre auch der erste Vers im Quran interessant:

„Lob sei Allah, dem Herrn der Welten“. (Al-Fatiha 1:2)

Bezieht sich die Nennung von „Welten“ als Mehrzahlwort auf das Wissen von der Existenz vieler Welten im Kosmos? Der Hinweis auf die Existenz von erdähnlichen Planeten deutet ebenfalls auf ein unschätzbares Wissen hin, das bereits in vergangener Zeit alltäglich gewesen sein muß. Den Arabern sagte man immerhin ein immenses Wissensvermächtnis nach, so gelang ihnen die Einführung der Null in das Zahlensystem, sie setzten also ein Symbol für etwas, was es eigentlich gar nicht gab. Dies war auch für die nachfolgende physikalische und technische Entwicklung Europas unabdingbar.

Der Islam stand dem Christentum und Judentum zumindest bis in das 14. Jahrhundert entwicklungsmäßig etwa gleichrangig gegenüber, doch während das Christentum in Europa in der Renaissance und später in der Zeit der wissenschaftlichen Aufklärung einen erheblichen Aufschwung erlebte, blieb der Islam auf seiner Entwicklungsstufe stehen, Unmengen an Wissen ging im Zuge der Islamisierung verloren. Ein weiteres Kapitel für abermals verschollenes Wissen.

Aber auch alte See- und Landkarten aus dem Mittelalter scheinen die These zu belegen, daß schon vor Jahrtausenden Menschen die Erde erforscht haben. So zeigen sie etwa die Antarktis ohne Eis!

Es ist Grundlage zahlreicher hitziger Diskussionen sowohl in der Fachwelt als auch bei Mystery-Jägern, ob Entdecker wie Christoph Kolumbus anhand uns heute unbekannter Informationsquellen wußten, daß hinter dem weiten Ozean im Westen Land liegt und woher antike Seefahrer ihr teilweise tiefgreifendes Wissen über weite Teile der Welt hatten.

Grund für diese Diskussionen sind neben den sagenhaften Erzählungen über unbekannte Länder und mythologische Kontinente auch die heute noch immer kontrovers begutachteten See- und Landkarten antiker Seefahrer, die uns das Staunen über ein immenses Wissen unserer Vorfahren lehren. Eine der bekanntesten Artefakte ist die Karte des Piri Reis, am 9. Oktober 1929 vom deutschen Theologen Adolf Deissmann im Topkapi-Palast in Istanbul unter einem Bündel alter Seekarten entdeckt. Der Seefahrer Reis lebte in der Türkei und war Oberkommandierender der ottomanischen Flotte. Über die Genauigkeit der Karten sagte er selbst einmal:

„Diese Karten sind nach den Darstellungen von 20 Seekarten, den Portolonen von vier Portugiesen, die Sind, Hind (Indien) und China umfassen, und einer von Christoph Kolumbus gezeichneten Karte angefertigt worden. Was die Navigation auf den Sieben Meeren angeht, so sind sie ebenso verläßlich wie die Karten unseres Vaterlands.“

Diese erstaunliche Karte, die aus dem Jahr 1513 stammt, zeigt Mittel- und Südamerika, Teile von Afrika, Europa und scheinbar sogar der Antarktis in einer erstaunlichen Präzision. Auf ihr sind nicht nur die Umrisse der einzelnen Erdteile zu erkennen, sondern auch das Hinterland mit Höhen und Tiefen, Hochebenen, Berggipfel und Gebirgsketten. Selbst die unter Eis und Schnee verborgene Antarktis ist detailgetreu dargestellt, obwohl sie in unserer modernen Zivilisation erst 1952 mit Hilfe moderner Technik genau kartographiert werden konnte. Daniel L. Linehan, Direktor des Weston-Observatoriums of Boston College und Chef der seismologischen Forschungsgruppe des Geophysikalischen Jahres, ist der Auffassung, daß die Kartenangaben mindestens aus dem Jahr 5.000 vor Christus stammen.

Einige Gelehrten vermuten, daß Admiral Piri Reis diese Karte von einer wesentlich älteren Karte abkopiert hatte, immerhin ist es erstaunlich, daß auf der Karte sogar die südamerikanischen Anden zu finden sind. Mystериös ist auch eine längst nicht mehr vorhandene Landbrücke zwischen Feuerland und der Antarktis, die es so seit Jahrtausenden nicht mehr gab.

Seitdem Charles H. Hapgood in seinem Buch *Maps of the Ancient Sea Kings* 1966 ausführlich auf die Karte des Piri Reis einging, ist sie bis heute Anlaß zu heftigen Debatten in der Fachwelt. Aber diese Karte existiert und weist unmißver-

ständiglich auf eine Entstehungszeit hin, die vor der Vereisung des antarktischen Kontinents lag.

Die bemerkenswerte Seekarte des Admirals Piri Reis ist aber nicht die einzig existierende Karte, die geographische Vermessungen vor Jahrtausenden vermuten lassen. Eine nicht minder interessante Karte stammt beispielsweise aus dem Jahr 1531, die so genannte Oronteus Finaeus-Karte, die ebenfalls von Charles Hapgood analysiert wurde.

Es war eher Zufall, daß Hapgood, Professor für Geschichte der Wissenschaften am Keene State College, diese Karte beim Studium alter See- und Landkarten entdeckte. Es ist überaus erstaunlich, was uns diese Karte zeigt. Auf ihr ist die gesamte Antarktis wiedergegeben, und dies zu einer Zeit, als weite Teile der südarktischen Gebiete offensichtlich eisfrei waren. Heute ist bekannt, daß die arktische Eiswüste in ihrer Geschichte immer wieder Wärmeperioden erlebte. Anhand von Bohrproben konnten Wissenschaftler feine Ablagerungen identifizieren, die einst von Flüssen transportiert wurden und stellten fest, daß das Ross-Meer in einem Zeitraum von einer Million Jahren mehrmals eisfrei gewesen sein muß. Die für uns relevante Warmzeit in diesem Gebiet begann zuletzt vor etwa 25.000 Jahren und endete vor rund 6.000 Jahren. Dies ist auch nicht ungewöhnlich, denn anhand von paläomagnetischen Gesteinsuntersuchungen konnte man innerhalb des Zeitraums von einer Million Jahren Klimaschwankungen nachweisen, die einhergehend mit einer Reihe von Polverschiebungen gingen. Dieser Zeitrahmen paßt natürlich nahezu perfekt in die Periode von 10.000 bis 12.000 Jahren, die von führenden Forschern wie Graham Hancock, Robert Schoch, John Anthony West oder Robert Bauval als Zeitrahmen für die Existenz einer Mutterkultur postuliert wird.

Bild:

Berühmte Karte des Piri Reis

Aber sehen wir uns noch einmal die Oronteus Finaeus-Karte an. Mit dem Grundwissen über durch Polverschiebungen ausgelöste Warmzeiten in der Antarktis zeigt sie Erstaunliches: Auf der Karte ist die große arktische Halbinsel, Grahamland und Palmerland, nur zu einem kleinen Teil eingezeichnet. Große Landstriche scheinen hier sogar einfach vergessen worden zu sein. 1958, im Jahr der Geophysik, wurde dieses Rätsel gelöst: Würde man auf einmal den gesamten Eispanzer der Halbinsel zum Schmelzen bringen, bliebe nur eine kleine Insel übrig—genau wie es die Karte zeigt! Eine weitere Einzelheit der Finaeus-Karte sind die eingezeichneten Flußmündungen, die stark an die Fjorde Norwegens erinnern, und zwar an den Stellen, die heute unter den Eismassen der Gletscher liegen.

Wer schuf die Originalkarten, die Piri Reis, Oronteus Finaeus und andere Karten, wie beispielsweise die „Zenons Karte des Nordens“, die Grönland weitestgehend ohne Eis zeigt, wie es sich vor 10.000 Jahren präsentiert. Welche Urquellendienten in späteren Zeiten als Vorlage? Wie war es möglich, die Antarktis in eisfreiem Zustand zu kartographieren, wie sie sich seit mindestens 6.000 Jahren nicht mehr zeigt? Die Originale, die Urkarten wird man wohl nie finden. Zu viele alte Schriften und Dokumente aus vergangener Zeit sind längst verloren gegangen. Vertreter der „Atlantis-These“, wie etwa der Bestsellerautor Colin Wilson, verwei-

sen bei diesen Karten immer wieder auf eine Art Mutterzivilisation—eben das sagenhafte „Atlantis“, wie es der Grieche Platon bezeichnete. Es ist ein nachvollziehbarer Schluß, solche Karten mit einer angeblich verschwundenen Zivilisation vor vielen Jahrtausenden zu erklären. Doch wo mögen die Spuren dieser Zivilisation sein?

Eine brisante Spur führt in den Libanon. Wenn man als Querdenker vom Libanon spricht, denkt man sofort an Baalbeck. In dieser Region befinden sich gewaltige Megalithen in der Nähe eines römischen Jupitertempels, der auf einem riesenhaften älteren Fundament steht. Allein dieses Fundament, die „Terrassen von Baalbeck“ genannt, ist stattliche 13 Meter hoch.

In der Hellenistischen Zeit (333-64 v.Chr.) identifizierten die Griechen den Gott von Baalbeck mit ihrem Sonnengott und nannten den Ort Heliopolis—was „Stadt der Sonne“ bedeutet. Sie vergrößerten das Tempelgelände und legten auf dem westlichen Teil eine podiumsähnliche Erhöhung an, um darauf einen Tempel der klassischen Form errichten zu können. Doch erst die Römer sollen hier den großen Tempel geschaffen haben, den sie ihrem Hauptgott Jupiter weihten.

Exakt geschnittene Steinquader von jeweils etwa 10 Metern Länge, 4 Metern Höhe, 3 Metern Breite und je 320 Tonnen Gewicht beeindrucken jeden Betrachter. Das berühmte „Trilithon“ besteht aus drei paßgenau zusammengefügtten Quadern von jeweils 20 Metern Länge und über 800 Tonnen Gewicht. Der größte bearbeitete Steinblock wird „Stein des Südens“ oder „Midi“ genannt und liegt einsam und verlassen unweit der Anlage. Das ermittelte Gewicht des „Midi“ liegt bei rund 1.211 Tonnen. Wie, bei allen Göttern der Vorzeit, bewegten unsere Altvorden dieses Gewicht ohne technische Hilfe? Ein ganz in der Nähe, in gleichem Bearbeitungszustand herausgearbeiteter Monolith ist ebenfalls von gewaltiger Größe. Der Stein des Südens und sein Nachbar-Monolith sind größer als der größte der sichtbar verbauten Zyklopenblöcke. Allerdings weiß niemand, was sich innerhalb der Terrasse befindet, denn man kann lediglich auf die Außenseite der Anlage schauen.

Autor und Reiseprofi Thomas Ritter konnte während seiner zahlreichen Libanonreisen feststellen, daß der „Midi“ keineswegs ein unfertiger Quader ist, wie gern behauptet wird, sondern es sich bei diesem Block vielmehr um einen fertig bearbeiteten Stein handelt, der sich anscheinend auf dem Transport zu den Terrassen von Baalbek befand, sein Ziel jedoch aus unbekanntem Gründen nie erreichte. Bis heute ist es rätselhaft, auf welche Weise die mächtigen Steinblöcke aus dem mehr als einen Kilometer entfernten Steinbruch im Tal zum Tempelgelände transportiert werden konnten. Erich von Däniken stellte die Frage nach dem „Wie“ einmal anders und überlegte, wie wir solche Schwergewichte heute—also etwa 4.000 Jahre später—bewegen würden? Während einer von Erich von Däniken initiierten Ausstellung in Kassel konnte ich ein interessantes Modell bewundern, das heute im „Jungfraupark“ von Interlaken ausgestellt ist. Diese Darstellung zeigt, daß wir heute selbst mit modernsten Autokränen nicht in der Lage wären, den „Midi“ zu transportieren, so wie es die Baumeister Baalbeks offensichtlich einst getan haben.

Heute noch sind besonders die noch stehenden sechs korinthischen Säulen des Großen Tempels, d.h. des Jupitertempels beeindruckend, die mit einer Höhe von 22 Metern und mit ihren Querbalken über den Säulen eine Vorstellung von der

Gewaltigkeit der ursprünglichen Anlage vermitteln. Allein die untersten Säulentrommeln wiegen pro Stück 62 Tonnen. Auf der Ost-, Nord- und Südseite des Hügels stützten Anlagen mit mächtigen Gewölben den Hügel. Diese Gewölbe sind ein interessantes Indiz dafür, daß der römische Tempel auf einer weitaus älteren Anlage erbaut wurde. Hier finden sich bis in eine Höhe von etwa 3 Metern riesige, exakt bearbeitete Steinblöcke, die von einem römischen Tonnengewölbe überdeckt sind. Während sich das Gewölbe in einem ausgezeichneten Zustand präsentiert, weisen die tragenden Fundamentmauern starke Verwitterungsspuren auf. Ein Zeichen dafür, daß diese Steine über Jahrhunderte, möglicherweise sogar Jahrtausende der Witterung offen ausgesetzt waren, ehe die Römer das Gewölbe darüber setzten. Auch weist das Tonnengewölbe römische Inschriften auf, während man bei den Megalithen des Fundamentes keine Verzierungen oder Inschriften findet. Griechen und Römer haben ihre Tempel also auf einen Unterbau errichtet, den es lange vor ihnen bereits gab.

Bild:

Der gewaltige Stein des Südens oder „Midi“ genannt

Bild:

Der gewaltige Zwillings des „Midi“ in Baalbek. Aus diesem Megablock wurden bereits einzelne Blöcke herausgebrochen und als Baumaterial verwendet

Baalbek ist auch ein spannendes Beispiel für das Verhalten von Skeptikern, gern alles in Sachen „Spuren der Götter“ ins Reich der Fabel verbannen zu wollen. In Sachen Baalbek werden dazu gern altbekannte Register gezogen, Fehler in noch so kleinen Nebensächlichkeiten zu suchen. Abweichungen bei den Gewichtsangaben werden so ebenso schnell als Beleg geliefert wie angebliches Abschreiben von älteren Quellen, was dann zu falschen Schlußfolgerungen führt, wenn nichts beweisende Siedlungsreste erhalten müssen, um die angeblichen Baumeister aus den Epochen Roms ins Spiel zu bringen.

Was aber das eigentliche Phänomen ist, kommt bei kritischen Zeitgenossen bewußt zu kurz: Auch in Baalbek haben wir nachweisbar die Überprägung uralter, bereits vorhandener Bauwerke mit der jungen, zumeist weniger weit entwickelten Bautechnik der Römer. Das gleiche Phänomen taucht bekanntlich auf der ganzen Welt auf, bei den Inkas, Mayas, in Ägypten und eben auch im Libanon.

Klar erkennbar ist die offensichtliche Diskrepanz in den Bauweisen. Die auf der Terrasse aufbauenden römischen Konstruktionen sowie die eigenständig gegründeten römischen Bauteile, insbesondere das enorm hohe Außenmauerwerk, verwenden ebenfalls Riesenblöcke, die deutlich im oberen Bereich der üblicherweise im römischen Imperium verwendeten Abmessungen liegen. Dies fällt nur nicht so auf, weil der Eindruck der Basis die Verhältnisse verrückt. Die Gestaltung, Verlegung und Statik ist jedoch eine völlig abweichende. Die Blöcke der Außenseiten sind eher würfelförmig, haben gewölbte Außenseiten, sind an den Fugen bossiert und fugenbetont verlegt. Dadurch entsteht ein ganz anderer Charakter, in Architektur und Stil. Man kann die Leistung der Römer nicht geringer schätzen, die monolithischen Granitsäulen des Jupitertempels und das aufgesetzte Gesimse, die

sprachlos machenden Tunnelanlagen usw., können mühelos vor jedem anderem Prachtbauwerk der Welt bestehen.

Jedoch liegen zwischen der Basis und dem späteren Aufbau Welten. Eine völlig andere Technik, ein anderer Stil und eine andere Absicht treffen auf eine nachträglich aufgesetzte Architektur. Beeindruckend ist die mühelose Selbstverständlichkeit, mit der die Zyklopenterrasse daherkommt. Zwar existieren auch in anderen Gegenden der Welt beeindruckend bearbeitete Riesenblöcke, wie beispielsweise in Assuan, Puma Punku in Bolivien, Ollantaytambo und Sacsayhuaman und vielen anderen Orten in Peru, viele davon sogar aus Granit, Andesit und Diorit. Aber beeindruckend ist die für sich selbst sprechende Leistung der isoliert stehenden Terrasse, während andernorts Riesenblöcke Teil einer Gesamtanlage sind oder werden sollten. Zudem begannen die Römer, ihr Baumaterial von den vorhandenen Riesenblöcken abzulösen. Ein weiteres Indiz auf definitiv unterschiedliche Bauherren.

Die Wissenschaft geht sogar noch weiter, indem Behauptungen auftauchen, die Fundamente von Baalbeck würden nicht aus Riesensteinen bestehen, während dieselben Wissenschaftler in ihren Arbeiten „von verbauten Steinen“ mit jeweils 800 Tonnen Gewicht sprechen. Was denn nun? Ist das etwa nicht „riesig“ genug? Die Siedlungsreste sind ebenfalls ein gern aufgegriffenes Thema bei dem Versuch, uralte Zeugnisse in wesentlich jüngere Epochen zu datieren. Aber wie weit hat man wirklich gegraben, um die Ergebnisse definitiv als Siedlungen bezeichnen zu können? Wer sagt denn, daß dort lebende Menschen nicht einfach Nischen am „heiligen Ort“ als Grabstätten nutzten oder sie teilweise künstlich unter dem Fundament anlegten?

Bei der Region handelt sich um eine der ältesten Handels- und Heerstraßen, die vom Zweistromland nach Afrika führte, zwischen dem Libanon- und Antilibanongebirge hindurch. Egal, wo man dort gräbt, man findet dort immer Siedlungs- und Zivilisationsreste, aus den unterschiedlichsten Epochen. Daher sagen Grabungen nicht viel aus, da sich aus den Bausteinen der Basis keine Zuordnungen zu einer bestimmten Epoche oder zu Grabungsfunden ergeben. Die Argumentation, mit Hilfe von Siedlungsresten das Alter von Bauwerken bestimmen zu wollen, ist also praktisch indiskutabel.

An Baalbeck findet man das Paradebeispiel für die notorische Angewohnheit der Archäologie, alles als Blödsinn abzuspeisen, was nicht in das etablierte Weltbild paßt. Gern werden Querdenker und Buchautoren sogar geflissentlich ignoriert, weil sie keine akademischen Titel besitzen, dadurch werden teils akribische Forschungen mit vehementer Nichtbeachtung bestraft oder man versucht, solche unvoreingenommenen Forschungen auf Teufel komm raus lächerlich zu machen. Freies Denken? Fehlanzeige.

Ein wichtiges Fakt ist die Tatsache, daß die Terrasse weit größer ist als allgemein bekannt und ca. 35 Prozent des gesamten, riesigen Areals bedeckt. Der gesamte Jupitertempel steht beispielsweise darauf. Güterwagengroße Blöcke sind normal und nicht die Ausnahme. Nach der Erbauung wurde nie mehr auch nur einer dieser Blöcke um einen Zentimeter bewegt, auch nicht von den Römern. Das berühmte Trilithon befindet sich erst in der fünften Reihe der zyklischen Terrasse, oberhalb der vierlagigen Basis, also bereits in recht großer Höhe. „Gewölbe“ gibt es auch reichlich in dem Bereich, unter dem keine Zyklopenterrasse liegt, wo-

bei es sich hierbei um immens hohe, qualitativ und technisch hochwertig ausgeführte Gänge handelt, Tunnel von gewaltigen Ausmaßen und teilweise hunderte Meter lang, die vor dem darauf stehenden Tempelkomplex angelegt wurden und die ebenfalls abertausenden Tonnen mühelos tragen.

Es ist auch völlig belanglos, ob ein Stein 800 Tonnen, 1.375 Tonnen oder 2.000 Tonnen wiegt. Dem Stein ist es egal, denn er spricht mit seiner Existenz für sich selbst, wie das ganze Werk, zu dem er gehört. Die Archäologie weiß also ganz sicher, daß sie nichts weiß. Ist also vielleicht doch mehr dran an der Legende von den vorsintflutlichen Riesen, die auf Anordnung des biblischen Nimrod jene gewaltige Anlage erschufen? In einer Zeit, als eine Menschheit vor der Menschheit lebte?

Bild:

Der Jupitertempel von Baalbek. Eine Meisterleistung der
Ingenieurskunst

Kapitel II

Flugwagen in der Zeit von vorgestern.

Die gewaltigen Pyramiden in der zentralchinesischen Provinz Xian, die mysteriösen „Steinteller“ von Baian Kara Ula und die Terrakottaarmee aus dem Grab des Kaisers Tjin Schiwangdi sind bei Experten und interessierten Amateurforschern im Westen seit geraumer Zeit bekannt. Doch auch auf anderen Gebieten hat die Archäologie in China schon für manche Überraschung gesorgt.

Als im Jahre 1962 bei Baggerarbeiten im Hafen von Schanghai ein 10 Meter langer und mehr als 50 Zentimeter starker Ruderbaum gefunden wurde, gab es bei Experten so manch langes Gesicht. Zwar war bekannt, daß sich im antiken China eine ausgedehnte Seeschifffahrt entwickelt hatte, doch solch ein gewaltiges Schiff hatte man nicht vermutet. (Für alle Landratten: Als Ruderbaum wird jenes Teil des Schiffes bezeichnet, an dem das Ruder—der nicht seemännisch Vorgebildete nennt dieses Teil Steuer—befestigt ist.)

Betrachtet man die Marinehistorie genauer, so ergeben sich Parallelen zwischen altägyptischem und antikem chinesischem Schiffbau. In beiden Kulturen wurden sogenannte Kastenbretterschiffe gebaut. Der altägyptische Schiffbau wurde jedoch vom kretischen und dieser vom phönizischen Schiffbau abgelöst. In China hingegen entwickelte sich die Schifffahrt bis ins 15. Jahrhundert v.u.Z., basierend auf der Bretterschiffbauweise, zu einer recht außergewöhnlichen Blüte. Das Schiff, zu dem der eingangs erwähnte Ruderbaum gehörte, muß immerhin (bei Übernahme der bekannten Proportionsverhältnisse) eine Länge von 160 m bis 180 m aufgewiesen haben.

Diese Angaben werden von den Ming-Annalen, einer chinesischen Chronik, bestätigt. Um 1430 sollen demzufolge Segler mit bis zu neun Masten, drei Decks, bis 150m Länge und 60m Breite existiert haben. Die damalige chinesische Regierungsflotte bestand aus 3.800 Schiffen, darunter 1.350 Patrouillenbooten, 400

großen und 1.350 kleineren Kriegsschiffen, 400 Getreidetransportern und 260 Fernseglern. Unter letzteren befanden sich 62 Neunmaster.

Die chinesischen Kriegsschiffe unterschieden sich jedoch stark von anderen antiken Kriegsflotten. Bereits im 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung waren sie mit Schaufelrädern ausgerüstet, die vom Schiffsinneren aus mit einer Art Tretmühle angetrieben wurden. Die Ming-Annalen berichten von Schiffen mit 23 Schaufelrädern und mehr als 1.000 Mann Besatzung.

Außer den auch im Mittelmeer üblichen „Widdern“ (Rammspornen), die fest am Bug installiert waren, führten die chinesischen Schlachtschiffe Rauch- und Brandbomben, aber auch Teerflammenwerfer und eine Art Torpedo mit sich. Schon im Altertum war es in China Brauch, im Kriegsfall wichtige Wasserstraßen regelrecht zu verminen—die Seemine ist ebenfalls eine chinesische Erfindung.

Manche Forscher sind überdies zu der Überzeugung gelangt, daß die Chinesen bereits im 3. Jahrhundert vor unserer Zeit Unterseeboote konstruiert hätten. Ein wissenschaftlicher Nachweis dieser Behauptung steht allerdings bislang noch aus. Unbestritten ist hingegen, daß bereits in der Antike versucht wurde, die Schifffahrt auch unter Wasser zu entwickeln.

So erwähnt bereits Aristoteles Taucherglocken aus Erz, die sein Schüler, Alexander der Große, im Jahr 352 v.u.Z. bei der Einnahme von Tyros eingesetzt haben soll. Die byzantinische Flotte verwendete ebenfalls Taucherglocken bei ihrem Angriff auf das Galeerengeschwader des weströmischen Kaisers Lucius Septimus Severus, als dieses im 3. Jahrhundert u.Z. den Hafen von Byzanz blockierte.

Doch selbst wenn im antiken China noch kein Unterseeboot konstruiert worden sein sollte, so gehörte doch die Flotte des Landes zu den imposantesten ihrer Zeit. Untrennbar mit der Entwicklung der chinesischen Seemacht ist der Name des Admirals Dscheng Ho verbunden. Dscheng war Mohammedaner und stammte bezeichnenderweise aus Westchina. Dennoch interessierte er sich von frühester Jugend an intensiv für die Hochseeschifffahrt und erlangte mit seinen visionären Ideen großen Einfluß am Hof des Kaisers Tscheng-dsu. Seine Machtfülle nutzte Dscheng Ho, um seine strategische Flottenpolitik in die Wege zu leiten, die China zu seiner Zeit zur unangefochtenen Seemacht in fernöstlichen Gewässern aufsteigen ließ. Dscheng selbst unternahm zwischen 1405 und 1433 weite Reisen bis nach Südostafrika.

Doch nach seinem Tod wendete sich das Blatt. Am kaiserlichen Hof setzte sich die Agrararistokratie durch, die alle Schiffe mit mehr als zwei Masten verbrennen und die großen Werften schließen ließ. Bereits um 1450 war Chinas Seemacht zu Ende. Als ein halbes Jahrhundert später die Portugiesen in Ostasien auftauchten, erinnerte nichts mehr an die einstige Größe chinesischer Segler und Radschiffe, neben denen sich die Portugiesischen Karavellen ziemlich winzig ausgenommen haben würden, wenn die chinesischen Neunmaster noch existiert hätten.

Doch nicht nur in der Seefahrt vollbrachte das antike China erstaunliche Leistungen. Wie so oft war es auch in diesem Fall das Heeres- und Kriegswesen, das neuartigen Techniken den Weg ebnete. sofern diese nur brauchbar genug waren, einen Gegner möglichst effektiv zu vernichten.

So gingen die Chinesen als Erfinder des Schießpulvers in die Geschichte ein und das Chinesische Heer verfügte bereits gegen Ende des 1. Jahrtausends unse-

rer Zeitrechnung über eine Art von Handgranaten, die aus mit Sprengladungen versehenen Bambusrohren bestanden.

Die Verwendung von Geschützen wird erstmals im 13. Jahrhundert während der Mongolenherrschaft erwähnt. Viel früher setzte man jedoch Flammenwerfer ein—aus Kolbenpumpen wurde der Feind mit brennendem Erdöl oder Teer bespritzt—oft mit verheerender Wirkung. Im 4. Jahrhundert v.u.Z. verwendete das chinesische Heer betäubendes Stickgas, das mittels großer Blasebälge und günstigem Wind gegen den Feind geblasen wurde.

Der Heerführer Dschugo Ljang konstruierte etwa zur selben Zeit ein Katapult nach dem Armbrustprinzip, mit dem 20 Pfeile auf einmal verschossen werden konnten. Kurz nach der Zeitenwende setzte sich dann auch die Repetierarmbrust durch, bei der die Pfeile in rascher Folge aus einem Magazin verschossen werden konnten.

Weniger bekannt ist, daß die Heere des antiken China bereits auch über eine Art Luftwaffe verfügten. Im 4. Jahrhundert v.u.Z. entwickelte der pazifistische(!) Philosoph und Konstrukteur Modi einen so genannten Kampfdrachen, dessen Konstruktion im Wesentlichen aus einem mit robusten Papier bespannten Bambusrahmen bestand. Diese lenkbaren Drachen wurden mit heißer Luft gefüllt und konnten mit ein bis zwei Personen an Bord aufsteigen. Von der Höhe aus konnten die Beobachter feindliche Truppenbewegungen aufklären. Ansonsten wurden die Drachen vorwiegend zur Nachrichtenübermittlung, selten hingegen zum direkten Angriff auf den Feind verwendet.

In diesem Zusammenhang sind die Forschungen des deutschen Arztes Prof. Dr. Fuchs beachtenswert, die er in den Jahren des Zweiten Weltkrieges in China durchführte. Prof. Dr. Fuchs stellte fest, daß altchinesische Werke von antiken Fluggeräten berichteten:

„Vor etwa 3 700 Jahren fuhren in China Windwagen. Vom Tschu-Kung-Volk, dem Volk der Einarmigen, scheint diese Erfindung zu kommen. Wie die Wagen aussehen, hört man allerdings nicht. Ein Schriftsteller aus dem ersten Jahrhundert nach der Zeitenwende erwähnt in einer Bemerkung über den ersten Kaiser der Schang-Dynastie: Unter den Beherrschern der achtzehnhundert Völker, die sich mit ihren Dolmetschern versammelten, um die Thronfolge Tángs des Vervollständigters zu ehren, kam das Tschu-Kung-Volk in fliegenden Wagen.“

Dies geschah im Jahre 1766 v.u.Z.

In einem chinesischen Werk aus dem 3. Jahrhundert unserer Zeit wird bestätigt, daß die Tschu-Kung in der Lage waren, fliegende Wagen herzustellen, die bei gutem Wind große Entfernungen zurücklegen konnten.

„In der Zeit Tángs brachte Westwind einen solchen Wagen bis Jütschau, worauf ihn Táng zerbrach, weil er nicht wünschte, daß sein Volk ihn sähe. Zehn(!) Jahre später war Ostwind, dann ließ Táng einen anderen Wagen anfertigen und sandte die Besucher in ihr eigenes Land zurück, das 400.000 Li (entspricht 21.921 km), vom Jümen Paß entfernt liegt.“

Diese Geschichte ist in mehrfacher Hinsicht interessant. Zum einen betont sie in auffälliger Weise die Windabhängigkeit der „Luftwagen“. Bei diesen Konstruktionen kann es sich mithin keinesfalls um Fluggeräte im modernen Sinn oder gar um solche außerirdischen Ursprungs gehandelt haben, wie einige Forscher vermuten. Vielmehr drängt sich der Gedanke, bei den „Windwagen“ könnte es sich um

eine Kombination aus Gleitflugzeug und Heißluftschiff handeln, geradezu auf. Der Vergleich mit den vorstehend beschriebenen Kampfdrachen liegt daher nahe. Möglicherweise übernahmen die antiken Chinesen von den Tschi-Kung die Kunst des Luftschiffbaus. Darauf deutet der Hinweis, Kaiser Táng habe nach zehnjährigem Aufenthalt der Tschi-Kung für seine Gäste (oder Geiseln?) einen neuen Wagen anfertigen lassen, um sie in ihr Heimatland zurückzubefördern.

Interessanterweise soll die Heimat der Tschi-Kung im Westen, also in Europa gelegen haben. Dies bestätigt auch das chinesische Werk *Po-wütschi* aus dem 3. Jahrhundert unserer Zeit. In einer Textstelle heißt es:

„Zur Zeit Tángs (1760 v.u.Z.) brachte der Westwind einen solchen Wagen bis Jütschau (Honan), worauf T’ang ihn zerbrach, da er nicht wünschte, daß sein Volk ihn sähe.“

Interessanterweise finden sich auch im europäischen Raum, speziell in der legendenumwobenen Gebirgswelt der Dolomiten Sagen und Berichte über ein „fliegendes Volk der Einarmigen“, das den Tschi-Kung verblüffend ähnelt. Der Südtiroler Volkstumsforscher und Heimatdichter Karl Staudacher hat die Einarmigen in seinem *Faneslied* besungen, Karl Felix Wolff in seinen berühmten Dolomitensagen über sie geschrieben.

So heißt es, daß das Geschlecht der Fanis über ein mächtiges Reich hoch droben im Gebirge gebot. Die Sagen berichten, daß ihr Schloss in der öden Wildnis der Fanesalpe gestanden habe, gerade gegenüber der Bergglücke von St. Kassian. Die Fanis hätten jedoch Krieg geführt gegen andere Bergvölker und darüber sei alles zugrunde gegangen.

Im Jahr 1953 fand der Bozner Archäologe und Ingenieur Dr. Georg Innerebner tatsächlich in den Steinwüsten der Fanesalpe in mehr als 2.600 m Höhe die Überreste prähistorischer Kultur, sein Bericht:

„Gleich dem Geleise einer Grottenbahn hebt sich aus dem infernalischem wirkenden Steintrümmerfeld ein kreisbogenförmiger Steinwall von rund 50 m Länge, einigen Metern Höhe und im Mittel vier Metern Kronenbreite heraus. Unschwer läßt er sich in seinem unter den Steintrümmern verborgenen Teil zu einem Kreiszug von rund 60 m Durchmesser beziehungsweise 200 m Umfang ergänzen, der insgesamt eine Fläche von 3000 qm einschließt und in seiner Mitte, wie es scheint, einen heute zu einer Kuppe zusammengestürzten Zentralbau getragen hat. Oberflächliche Schürfungen auf der Wallkrone, im Sattel und auf der Kuppenhöhe des Burgstalls ergaben typische Brandherde und Scherbenstücke grober Ausführung, deren Zeitbestimmung mangels charakteristischer Merkmale nicht möglich ist, aber späte Bronze- oder frühe Hallstattzeit (1000 bis 800 v.u.Z.) vermuten läßt.“

Hat das sagenhafte Fanis-Reich tatsächlich existiert? In den Legenden wird berichtet, daß die Fanis bei ihren Kämpfen gegen die Übermacht der benachbarten Bergvölker auf mächtige Verbündete zählen konnten: auf das Volk der fliegenden Einarmigen. Als dann der Kampf um die Heimat der Fanis um den Berggipfel „Futya dai Fers“ ausgetragen wurde und die Fanis der gegnerischen Übermacht zu unterliegen drohten, griffen die fliegenden Verbündeten tatsächlich in das Kampfgeschehen ein.

„Bei Sonnenuntergang erschienen dann plötzlich die Einarmigen; in Adlerkleidern kamen sie aus den Lüften herab—jeder ein Schwert in der Hand—und stürzten sich auf die Feinde der Fanis.“

Wer die fliegenden Einarmigen wirklich waren und woher sie kamen, wird sich mit letzter Sicherheit erst dann klären lassen, wenn neue Befunde, insbesondere archäologischer oder philologischer Natur, auftauchen sollten.

Bislang läßt sich noch nicht einmal die Frage eindeutig beantworten, ob es sich bei den Tschu-Kung und den fliegenden Einarmigen der Fanes-Sage um ein und dasselbe Volk handelt, obwohl zahlreiche Indizien für eine solche Interpretation sprechen. Sollte dem in der Tat so sein, dann gäbe es zumindest die historisch interessante Tatsache eines antiken Kultur- und Technologietransfers von Europa nach Asien.

Natürlich ist damit die Identität und Herkunft der fliegenden Einarmigen noch längst nicht geklärt. Momentan erscheint es als eine bloße Frage der Interpretation, ob man ihre Heimat im mediterranen Raum, in Südwesteuropa oder gar jenseits des Atlantiks ansiedelt. Hier eröffnet der sich zur Lösung dieses Rätsels ein weites und durchaus spannendes Forschungsfeld für Archäologen und Historiker.

Im 21. Jahrhundert stehen wir an der Schwelle zu unbekanntem Ufern. Zahlreiche Nationen wagen den Schritt ins Weltall, planen große Unternehmungen, wie eine erneute Reise zum Mond. Aber nicht nur die Amerikaner sind hier in der Planung, wieder zum Mond zurückzukehren, auch die Chinesen sind eifrig dabei, dem Mond auf die „Pelle“ zu rücken. So dauert es wohl auch nicht mehr lange, bis chinesische Astronauten den Mond betreten werden.

Wenn man allerdings alten Überlieferungen Glauben schenken mag, dann waren die Chinesen vor Jahrtausenden bereits schon einmal auf dem Mond!

In seinem 1942 in Peking erschienenen Buch *Monumenta Serica, die Lokalkulturen des Südens und Ostens* berichtet der Professor W. Eberhardt von dem zu Anfang erwähnten Volk der Thai, in deren Sagen wir immer wieder auf merkwürdige Berichte stoßen. So stürzte einmal ein fliegendes „Ei“ während eines Gewitters in das Haus der Familie Ch'en. Aus dem Ei stieg der Sage nach ein Kind der Himmelsbewohner, der von der Familie freundlich aufgenommen und bewirtet wurde. Die Dorfbewohner sahen die Familie fortan als legitime Nachfahren des Donnergottes an.

Das Volk der Thai hat einen unbekanntem Ursprung. Sehr viel ist in ihren Überlieferungen vom Mond als Ursprung die Rede. So kennt man die Sage vom „knochenlosen“ König von Hsü, der mit einem „Ei“ in das Meer stürzte und dieser fremde vom Mond hätte das „Wissen von den Sternen“ unter den Thai verbreitet.

Ein anderer chinesischer Stamm, die Yao, kennen sogar den Namen des „knochenlosen“ Königs: bei dem Besucher von den Sternen handelte es sich um einen gewissen Ch'ang-i, der bezeichnenderweise auch die Mondberechnung erfunden haben soll. In den chinesischen Überlieferungen variiert manches Mal die geschlechtliche Orientierung dieses Himmelskönigs, aber sie alle ähneln sich in der Geschichte selbst. So ließ sich laut Mythe I Yin von der Muttergöttin Hsi-wang-mu das Lebenselixier der Unsterblichkeit geben. Dann aber bemächtigte sich Ch'ang-i des kostbaren Lebenssaftes ihres Mannes und floh damit zum Mond, wo sie zur Gebieterin des Erdtrabanten wurde.

Eine regelrechte Mondreise unternahm ein gewisser Hou-Yih, auch Chiang Tzu-Yu genannt, der als Ingenieur des Kaisers sich zunächst von einem „Himmelsvogel“ genau darüber informieren ließ, wann die Sonne ihren Aufgang hatte, wann sie am höchsten stand und wann sie wieder unterging. Als ob man hier nicht

schon vermuten könnte, es handele sich dabei um eine computergesteuerte Wetter-Drohne, wird es noch phantastischer, denn der frühzeitliche Astronaut bestieg sein Himmelsfahrzeug und trat damit seine Mondreise an. Nach der Überlieferung bestieg er dabei „den Strom aus leuchtender Luft“. War damit der Düsenstrahl der Austrittsdüsen beim Start gemeint? Weiter beschreibt diese modern anmutende Reportage, daß Hou-Yih im Weltall „die rotierende Bewegung der Sonne nicht wahrnahm“, was eine bemerkenswerte, aber auch logische Beobachtung ist, denn die tägliche Wanderung der Sonne kann im kosmischen Raum nicht wahrgenommen werden.

Bei seiner Landung auf dem Mond staunte der Raumfahrer über den „wie zu Eis erstarrt wirkenden Horizont“ des Mondes, errichtete dann sogar seinen „Palast Große Kälte“, offensichtlich die erste Mondbasis. Der antike Raumfahrer war mit Chang No verheiratet, die sich ebenfalls für die Wissenschaft interessierte. Sie bestieg sodann selbst ein Raumschiff und folgte ihrem Astronautengatten zum Erdtrabanten. Sie beschrieb das Aussehen des Mondes als „leuchtende, wie Glas schimmernde Kugel von gewaltiger Größe und beträchtlicher Kälte“. Diese Beobachtungen sind schon mehr als faszinierend, wenn man diese Angaben mit denen der amerikanischen Apollo-Astronauten vergleicht. Auch die NASA-Astronauten fanden den Mond öde und dessen Oberfläche teilweise von einer glasartigen Substanz überzogen. Und daß es auf unserem Trabanten extrem kalt ist, wissen wir auch spätestens seit der Apollo-Ära.

Darüber hinaus stellte die prähistorische Raumfahrerin Chang-No treffend fest: „*Das Licht des Mondes wird in der Sonne geboren*“. Woher kam dieses Wissen, 4300 Jahre vor der modernen, industrialisierten Welt? Im August 1961 veröffentlichte die Pekinger Zeitschrift *China Reconstructs* einen Artikel, der sich hauptsächlich auf gesammelte alte Erzählungen stützt, die im 4. Jahrhundert von Literaten aus noch älteren chinesischen Quellen entnommen wurden. Diese Quellen überlieferten noch eine weitere Erzählung des raumfahrenden Ehepaars: „*In der Nacht erschien ein riesiges Schiff mit hellen Lichtern draußen auf dem Meer*“, so die Legende. „*Diese Lichter wurden während des Tages gelöscht. Das Riesenschiff hatte auch die Fähigkeit, zum Mond und zu den Sternen zu fliegen, daher sein Name 'Ein Schiff, das zwischen den Sternen hängt' oder 'Das Schiff zum Mond'*“. Das fliegende Mega-Schiff wurde von den Einwohnern zwölf Jahre lang bei seinen Auf- und Abstiegen beobachtet.

Seltsam, diese Geschichte von einer Mondreise und raumfahrenden Ehepaaren. Ein Mythos? Allein dann schon fantastisch, da sie tausende Jahre vor Jules Verne's prophetischen Reise zum Mond verfaßt wurde. Aber was, wenn sie auf eine wahre Begebenheit zurückgeht, die die Menschen von damals real beobachtet haben? Beschreiben diese Mythen vorzeitliche Hochtechnologie?

Fliegende Gefährte gibt es ja in einer Vielzahl alter Überlieferungen und Schriften. So sind auch die biblischen Texte keine Ausnahme, wie die nachfolgenden biblischen Beschreibungen über Cherubim und Seraphim nur allzu deutlich zeigen.

In einem Bericht über eine Liturgie des 10. Jahrhunderts liest man, daß schon in der frühchristlichen griechischen Messe während eines Teils der Flabelle von den Diakonen getragen wurden. Flabelle sind große Wedel aus Pfauenfedern, feinem Leder oder aus Leinwand. Noch heute werden dem Papst bei feierlichen Pro-

zessionen in Rom solche Fächer vorausgetragen, beispielsweise bei dem Einzug in die Peterskirche zur Zelebrierung oder Assistenz der Messe.

Der Zweck dieser Prozedur, die frappierend einer kultischen Handlung gleicht, soll folgende sein: An einer Stelle umbraust den Priester der Siegeshymnus, das „Epinikon“ (Engelslobgesang, *Hymnus triumphalis*) der Cherubim und Seraphim, die singen, rufen, schreien, und der Priester „fühlt den Flügelschlag der himmlischen Heerscharen, wenn die Diakone mit den Flabellen fächern.“

Was hat es nun mit den Cherubim und Seraphim und deren Verhalten auf sich? Lassen wir doch die Heiligen Bücher sprechen:

„Und er (Jehova—d. Verf.) fuhr auf einem Cherub und flog daher, und er erschien auf den Fittichen des Windes.“ (2. Samuel Kap. 22, Vers 11)

„Und er fuhr auf einem Cherub und flog daher, und er schwebte auf des Windes.“ (Psalm 18,10)

„Gott aber fuhr zum Paradies auf einem Cherubwagen.“ (Apokalypse d. Moses: Kap. Adam und Eva, Vers 22)

„Die Cherubim tragen voll Ehrfurcht den Thron.“ (Testament des Adam)

Die Cherubim waren also Träger der Gottheit oder Träger des Thrones. Ein auf Cheruben reitender Gott? Aber sehen wir weiter:

„Keruben nennen sie die Hebräer; das sind geflügelte Wesen, deren Gestalt sich mit keinem, was Menschen je sahen, vergleichen läßt.“ (Josephus, Ant. 3,5)

„Du fährst auf Cheruben, du ließest auf dem Feuerwagen zum Himmel den Propheten Elias fahren.“ (Apokalypse des Esdras 7,6)

Bild:

Cherubim in einer zeitgenössischen Darstellung

Nicht anders ist es mit den Seraphim. Diese stelle man sich als menschengestaltig mit sechs Flügeln vor und die Luther-Übersetzung lautet denn auch treffend: „*feuriger Drache*“. Im Testament des Abraham (Kap. 1,4) findet man auch folgende Beschreibungen:

„...das Dreimalheilige der Seraphim... das Getöse ihrer Flügel... denn die Seraphim hatten die Gepflogenheit, mit den Flügeln zu schlagen, wobei sich ein harmonischer Ton in dem ihrer Verehrung geweihten Tempel ergab...“

Rekapitulieren wir diese Texte noch einmal:

„...feurige Drachen“ ?

„...das Getöse ihrer Flügel“ ?...

„...wobei sich ein harmonischer Ton in dem ihrer Verehrung geweihten Tempel ergab...“?

Das sind schon haarsträubende Sachen, die man da hört. Sind Cherubim und Seraphim schlicht andere Bezeichnungen für technische Flugkörper, wie wir sie heute als Helikopter kennen? Fluggeräte, die uns heute überaus geläufig sind? Und hatten diese Tempel keine andere Bedeutung als Hangars, von denen aus die Vehikel starteten? Erinnert uns das nicht frappierend an Josef F. Blumrichs Hezekiel-Konstruktion und den Tempel-Beschreibungen Hans Herbert Beiers?

Bild:

Seraphim in einer zeitgenössischen Darstellung

Was der Papst als „Stellvertreter Gottes“ wohl denken würde, wenn er es seinem Gott gleich tun würde und die feierlichen Prozessionen mit einem neuzeitlichen Fluggerät absolviert? Schließlich flog der liebe Gott auch mit einem „Flugwagen“ daher. Und anstelle des Fluggeräusches der Cherubim-Flügel mit Flabellen darzustellen, könnte er diese Aufgabe im Sinne der technologischen Fragestellung von Helikoptern ausführen lassen, die man dabei über ihn kreisen läßt...

Ist das Verehren der Cherubim und Seraphim nichts anderes als ein mehr als deutlicher „Cargo Kult“, eine Verehrung und Anbetung von unverstandener Technologie und unverstandener Ereignisse?

Aber bereits bei der Vertreibung von Adam und Eva finden wir Hinweise auf die Cherubim, die alles andere waren als gutmütige Engel, was insbesondere heute so viele Zeitgenossen in ihnen sehen möchten.

Als Adam und Eva gegen das göttliche Verbot, vom Baum der Erkenntnis zu essen, verstoßen hatten, wurden sie aus dem Paradies vertrieben. Damit sie auf keinen Fall in den Garten zurückkehren würden, positionierte Gott einen Engel am Eingang. Der war mit einem feurigen Schwert bewaffnet. Liest man den Text in den hebräischen Urtexten nach, so gibt es einen signifikanten Unterschied zwischen dem weitverbreiteten Volksglauben und dem biblischen Wortlaut:

„Und er (Gott) trieb den Menschen hinaus und ließ lagern vor dem Garten die Cherubim mit dem flammenden, blitzenden Schwert, zu bewachen den Weg zu dem Baum des Lebens“.

Es ist also abermals von den ominösen Cherubim die Rede. Bewaffnet waren diese merkwürdigen Cherubim mit dem flammenden Schwert. Der Bestseller-Autor und Theologie-Fachmann Walter-Jörg Langbein stellt in seinem *Lexikon der biblischen Irrtümer* die zahlreichen Übersetzungsfehler in der Bibel vor. So auch hier, denn warum waren diese Cherubim mit nur einem Schwert bewaffnet? Die korrekte Übersetzung lautet hier: *„Und er (Gott) trieb den Menschen hinaus und ließ lagern vor dem Garten Eden die Cherubim und das flammende, blitzende Schwert“.* Das „flammende Schwert“ war also ein einzelner, unabhängiger Gegenstand. Was war mit dem „*flammenden, blitzenden Schwert*“ gemeint? Ein Naturphänomen oder eine Waffe?

Der Privatgelehrte Pietro Bandini hat sich in seinem vielbeachteten Werk *Die Rückkehr der Engel* intensiv mit den himmlischen Wesen auseinandergesetzt und merkte treffend an, *„die Engel dieser zweitedelsten Klasse müßten der ersten Menschheit, also der adamitischen Linie, in zwiespältiger Erinnerung sein“*, weil sie die Menschen daran hinderten, ins Paradies zurückzukehren.

Die Cherubim waren also keineswegs „Engel“ in unserem heutigen Verständnis. Darüber hinaus sind die technischen Beschreibungen dieser Fabelwesen ein Indiz dafür, daß es sich um Gefährte einer technologisch weit fortgeschrittenen Zivilisation handelte.

Der Historiker und profunde Kenner des jüdischen Glaubens Flavius Josephus schreibt: *„Sie sind fliegende Kreaturen, deren Gestalt nicht wie die irgendeiner anderen Kreatur ist.“* Diese Fabelwesen hatten nach dem Alten Testament zwar Flügel, waren aber keine Engel.

Gott höchstpersönlich nutzte die Cherubim eindrucksvoll: *„Gepriesen bist du (Gott), der in die Tiefen schaut und auf Cherubim thront, gelobt und gerühmt in*

Ewigkeit.“ Gott nutze diese effektvolle Sitzgelegenheit aber auch als schnelles, vielseitiges Verkehrsmittel zum Reisen am Boden, aber auch zum Fliegen: *„Er fuhr auf dem Cherub und flog daher; er schwebte auf den Flügeln des Windes.“*

Es läßt keinen Zweifel daran, daß die Cherubim als besonders heilig verehrt, oder auch gefürchtet wurden. Immerhin waren sie für unsere Altvorderen schier phantastisch anmutende Vehikel, die bei jeder Gelegenheit in Form einer Statue oder anderen Art und Weise geehrt wurden. Die Informationen über diese merkwürdigen Wesen sind im Alten Testament eher spärlich. So wurden in außerbiblischen Texten viele Ergänzungen vorgenommen. Aus den mysteriösen Gefährten wurden Engel, meist aber auch negative. Im Äthiopischen Henochbuch werden sie in Kapitel XX mit den bössartigen Schlangen in einem Atemzug genannt. In Kapitel LXI werden sie gar als „Engel der Gewalt“ bezeichnet. Diese Beschreibungen haben wohl weniger mit friedvollen Engeln zu tun, als mit beängstigenden Kriegsmaschinen, die von einer überlegenen Technologie abstammen.

In der Offenbarung des Johannes (9,1-11) finden wir ebenfalls einige besonders interessante Umschreibungen zu diesen technologischen Gefährten.

„Und der fünfte Engel posaunte: und ich sah einen Stern, der vom Himmel auf die Erde gefallen war: und es wurde ihm der Schlüssel zum Schlunde des Abgrundes gegeben. Und er öffnete den Schlund des Abgrundes; und ein Rauch eines großen Ofens, und die Sonne und die Luft wurden von dem Rauche des Schlundes verfinstert.“

Und weiter heißt es:

„Und aus dem Rauche kamen Heuschrecken hervor auf die Erde, und es wurden ihnen Gewalt gegeben, wie die Skorpione der Erde Gewalt haben. Und es wurde ihnen gesagt, daß sie nicht beschädigen sollen das Gras der Erde, noch irgendetwas Grünes, noch irgendein Baum, sondern die Menschen, welche nicht das Siegel Gottes an ihren Stirnen haben. Und es wurde ihnen gegeben, daß sie nicht töten, sondern daß sie fünf Monate gequält würden; und ihre Qual war die Qual eines Skorpions, wenn er einen Menschen schlägt.“

Danach erfahren wir sogar noch genaue Details über das Aussehen dieser wenig engelsgleichen Maschinen:

„Und in jenen Tagen werden die Menschen den Tod suchen und werden ihn nicht finden, und werden zu sterben begehren, und der Tod flieht vor ihnen. Und die Gestalten der Heuschrecken waren gleich zum Kampfe gerüsteten Pferden, und auf ihren Köpfen wie Kronen gleich Gold, und ihre Angesichter wie Menschen-Angesichter; und sie hatten Haare wie Weiberhaare, und ihre Zähne waren wie die Löwen. Und sie hatten Panzer wie eiserne Panzer, und das Geräusch von Wagen mit vielen Pferden, die in den Kampf laufen, und sie haben Schwänze gleich Skorpionen, und Stacheln, und ihre Gewalt ist in ihren Schwänzen, die Menschen fünf Monate lang zu beschädigen.“

Diese „Heuschrecken“ waren „gleich zum Kampfe gerüsteten Pferden“ und „sie hatten Panzer wie eiserne Panzer“. Nun, was sehe ich in diesen Beschreibungen, wenn ich sie mit modernen Augen lese? Heuschrecken? Oder gefährlich aussehende, helikopterähnliche Flugvehikel, die mit ohrenbetäubenden Lärm und starker, bis an die Zähne besetzter Bewaffnung durch die Luft rasen? Oder will ich gar nicht sehen, weil nicht sein kann, was nicht sein darf?

Die Konsequenzen sind enorm, wenn diese Beschreibungen nicht nur an den Haaren herbei gezogenen Phantastereien, sondern genau solche Tatsachen sind, wie sie in den alten Schriften geschrieben stehen: Cherubim und Seraphim sind eine in das Unterbewußte zurückgefallene Erinnerung an vergangener Hochtechnologie, deren Ursprung möglicherweise in den Sternen zu suchen ist...

Bild:

„...Und sie hatten Panzer wie eiserne Panzer, und das Geräusch von Wagen mit vielen Pferden, die in den Kampf laufen...“—

Beschreibungen von Flugvehikeln, die uns heute mehr als geläufig sind?

Beschäftigt man sich mit der Mythologie der Völker, so fällt auf, daß die Götter, von denen darin die Rede ist, ganz erstaunliche Eigenschaften aufweisen. Oberflächlich betrachtet könnte man das einfach der großartigen Phantasie der damaligen Menschen zuschreiben, doch jede Phantasie ist kein völlig aus dem Nichts entstandenes Gebilde. Nein, auch sie braucht Vorbilder.

Wir können uns heutzutage vorstellen, daß die Menschheit ins Weltall aufbrechen und die Galaxis erforschen wird, aber nur, weil wir die ersten Stufen dorthin bereits erreicht haben und eine Raumfahrttechnik entwickelt haben. Die SF-Serien sind einfach eine Weiterführung des derzeitigen Standes, doch welche Vorbilder hatten Urzeitmenschen für ihre Göttergeschichten? Könnte sich ein Mensch, der seine Nahrung über dem offenen Feuer zubereitet, auf die Jagd geht und in einfachen Behausungen wohnt und somit keinerlei Technik kennt, sich wirklich vorstellen, wie hochentwickelte Wesen vom Himmel herabsteigen und den Menschen die Zivilisation bringen? Möglicherweise, aber der Detailreichtum scheint aber eher auf das Gegenteil hinzuweisen, denn mit Hilfe dieser Einzelheiten, die der Prophet Hesekiel (oder auch Ezechiel) lieferte, wurde ein Fahrzeug rekonstruiert, das eine erstaunlich entwickelte Raumfähre gewesen sein könnte. Diese Arbeit leistete der leider inzwischen verstorbene NASA-Ingenieur Josef F. Blumrich und sie war eine Sensation. Diese Rekonstruktion wurde zu einem der Eckpfeiler der Paläo-SETI-Forschung.

Doch gab es auch Spuren von Flugvehikeln, die in anderen Überlieferungen hinterlassen wurden? Möglicherweise gibt es die! Erstaunlicherweise finden sich im indischen Rigveda, dem ältesten Teil der vedischen Texte, Berichte von fliegenden Göttern, die in indischen Überlieferungen einen großen Teil des Platzes einnehmen. Besonders Indra, der König der vedischen Götter fällt durch seine besondere Taten und Eigenschaften auf.

War Indra, der König der vedischen Götter, ein Raumfahrzeug? Das klingt auf den ersten Blick als recht absurde Aussage, doch sehen wir uns doch seine besonderen Eigenschaften, die ihn zu einer Raumfähre machen, einmal an. Der Gewittergott Indra, nimmt im Pantheon Indiens in mehrfacher Hinsicht eine Sonderstellung ein. Er gehörte den Aṣvinâ an, Wesen, die als bis an den Himmel reichende Götter bezeichnet werden. Als solcher gehörte er zu jenen, „die bei der Sonne gehen“. Andere Namen für diese Leute waren das „Nahusvolk aus dem Luftkreis“ oder auch die *Marut*, die man mit dem Mars in Verbindung bringen könnte, wenn

sich *Marut* von *Marti*, dem Mars, ableiten läßt, wie schon der Autor Walter Hain in seinem Buch *Wir, vom Mars* vermutete.

Indra fungierte als Bote der Götter und pendelte als solcher zwischen den himmlischen und irdischen Gefilden hin und her. Er verband zwei Welten miteinander, wie es im Rigveda heißt. In dieser Schrift taucht immer wieder der Begriff der „bodenlosen Räume“ auf. Dieser wird so gebraucht wie wir das Wort Weltraum benutzen. Diese bodenlosen Räume werden daher auch mit der Botentätigkeit des Indra in Zusammenhang gebracht, der „vom Himmel her“ auf die Erde herabkam.

Aus moderner Sicht übte er also die Funktion einer Raumfähre aus. Sein Startplatz dort oben könnte ein sogenanntes „großes Wohnhaus“ gewesen sein, das laut Rigveda aufstrahlte, wenn Indra es verließ. Dieses Wohnhaus war von „Göttern beschleunigt“. Was soll man sich darunter vorstellen? Ein Antrieb vielleicht? War Indra von oben gestartet—im Rigveda wird dieser Vorgang als Geburt bezeichnet—konnte er bereits seine Botentätigkeit aufnehmen. Diese Geburt, die ja tatsächlich aus dem Inneren von Etwas erfolgte, geschah unter strahlendem Glanz und unter Zittern des Himmels und der Erde. „Geboren“ wurde Indra: *„in den häusern, auf des groszen (raumes) boden, an dises raumes stätte, / fuszlos und kopflos, seine enden verbergend“*—. Wie aber soll Indra denn seine Botentätigkeit ausgeführt haben, wenn er keine Gliedmaßen hatte? Nun, ein Gott braucht so etwas vielleicht nicht unbedingt, falls er einer ist. Gehen wir einmal auf ketzerische Weise davon aus, daß Indra ein Raumfahrzeug war, wie es sich aus seinen Taten und seiner Herkunft ableiten läßt. Waren seine Körperteile dann vielleicht einziehbar?

Ein weiterer Bote der Götter war Agni. Wenn er startete, war er dabei weiß von vorne, schwarz sein Weg und er besaß eine bewegliche Flamme. Außerdem „nahte sich ihm wie im Sturze der Götterhimmel“. Ist dies die Beschreibung von einem Start eines Raumschiffes von der Erde, eine Erkenntnis, die wir selbst erst durch die Raumfahrt gewannen? Führte ihn sein schwarzer Weg durch den Weltraum? An anderer Stelle heißt es, daß die Flammen zum Himmel empor zu den Räumen aufgebrochen sind. Meist wird Agni als einer der Wagen der Götter bezeichnet, der ewig neu wirkte. Er war ein Fahrzeug aus einer ganzen Flotte, die in langen Reihen fliegen konnten und die sich wie Zwillinge ähnelten.

Was hat Agni nun mit Indra zu tun? Agni läßt sich anhand des Rigveda als Teil von Indra identifizieren und zwar als das Antriebsaggregat, da er eindeutig mit Feuer zu tun hat. Indra und Agni wohnten mit *„dem leibe zusammen“*. Im Rigveda kann man ablesen, daß beide „Götter“ Teile eines Ganzen waren, denn Agni wirkte auch in Indras Bauch. Wie so oft in der Mythologie splittete sich mit der Zeit ein Gott in mehrere Teile, die dann getrennt verehrt wurden.

Die Beschreibungen lassen auch auf ein bemanntes Fahrzeug schließen. Genaugenommen war es ein Gefährt, das von einem menschlichen Wesen gelenkt wurde, daher die technisch-menschliche Doppelnatur. Indra wird auch tatsächlich mit einem bis zum Himmel reichenden „Wagen“, der goldene Sitze hatte, gleichgesetzt. In dieser Eigenschaft konnte er jemanden „über sich ausdehnende, verderbliche Wolken hinaus befördern“. Diese Wolken entstanden wohl beim Start, wie es auch bei den modernen Shuttle-Starts der Fall ist. Die sowohl menschlichen als auch mechanischen Eigenschaften des Indra sind einerseits wohl dadurch zu erklären, daß der Pilot oben in der Klarsichtkuppel zu sehen war und daß dadurch andererseits Pilot und Fahrzeug zu einer Einheit verschmolzen, die besondere Ta-

ten vollbrachte. Man kennt diese Verschmelzung auch von neuzeitlichen Begegnungen von Forschern mit urzeitlichen Stämmen, wenn Piloten aus dem „Bauch“ eines „fliegenden Ungeheuers“ steigen, werden sie meist irgendwie als eine Einheit betrachtet. Interessant sind auch die Parallelen zu den Vimanas, die Fluggeräte der Götter, die in der Paläo-SETI-Forschung hinlänglich bekannt sein dürften.

Bild:

Vimana, zeitgenössische Darstellung

Indra konnte durch Gedanken beschleunigt werden und auch durch spezielle Steine angetrieben werden, so daß sie um die „*Enden von Himmel und Erde*“ gehen konnten. Mit dem Wort „Stein“ wurde im Rigveda alles umschrieben, wofür es keine andere Erklärung oder Definition gab. So gab es beispielsweise auch einen sprechenden Stein, der auf einen Altar gebracht wurde und mit dem man möglicherweise Verbindung zu den Göttern aufnehmen konnte und sogar eine Antwort erhielt.

Ein Raumschiff mußte auch betankt werden, so hatten diese Götter die Angewohnheit, ganze Trinkgelage zu feiern und dann rauschbeschleunigt loszufliegen, so wie im Rigveda in zahlreichen Versen kommentiert. Indra „trank“ nach der großen Schlacht sogar 30 Kübel des alkoholischen Soma. Der Gedanke liegt nahe, daß hier eine Art Treibstoff getankt wurde, zumal Indra „wie ein Schlauch vollgossen“ und als ein Gott mit zwei Bäuchen beschrieben wird, also auch die nötigen Tanks dazu besaß. Ein Gott mit zwei Bäuchen? Eine seltsame Vorstellung von einem Gotteswesen. Doch erklärt sich dies völlig logisch, wenn man sich die Verse des Rigveda in der Gesamtheit ansieht. Immer und immer wieder ist die Rede davon, daß die Götterwagen und vor allem auch Indra eine göttliche Speise zur Erde brachten und eine andere Flüssigkeit, das Soma, mit sich nahmen. Da diese beiden Flüssigkeiten wohl völlig verschieden waren, benötigte man für den Transport auch zwei verschiedene Tanks. Indra brachte auch andere Götter zu verschiedenen Zielen. Er war also mit Transportaufgaben betraut. Dies ist mehr ein Kennzeichen für ein Fahrzeug als für einen Gott.

Das besondere an dem fliegenden Wagen, der Indra genannt wurde, war seine Bewaffnung, die in der großen Götterschlacht eine wesentliche Rolle spielte. In der deutschen Übersetzung des Rigveda wird diese Waffe als Keil oder Donnerkeil bezeichnet, wie bei den meisten Gewittergöttern. Wie Thomas Ritter in der Anthologie *Das Erwachen der Maschinen* aufzeigte, wurde dieser Donnerkeil, der Originalname lautet Dorje oder auch Varja, zu einem Objekt der Verehrung, wodurch sein ungefährliches Aussehen bis in unsere Zeit hinüber gerettet werden konnte. Seine Wirkungsweise steht den in modernen Science Fiction-Filmen gezeigten Waffen in nichts nach, denn es handelte sich um einen sonnenartigen Keil. Was hat es mit der Sonnenartigkeit von Indras „Keil“-Bewaffnung auf sich? Der Keil wird eindeutig an vielen Stellen als Waffe charakterisiert, aber welche Waffe kann Sonnentemperaturen erzeugen? Soweit wir heute wissen, kann das nur eine Art Laser. Und tatsächlich wird von Indras Keil auch gesagt, daß er hell strahlte und glänzte. In der großen Schlacht um einen fliegenden himmlischen Berg—man würde so etwas heute als Raumstation bezeichnen—war es diese Waffe des Indra, die die Entscheidung herbeiführte. Der Strahl des Keils verursachte eine tausendfache

Glut und „*breitete sich dabei auseinander*“. Eine Laserwaffe vor Tausenden von Jahren? Das klingt unglaublich und sehr nach der Phantasie eines Vorzeitmenschen, oder doch nicht? Nach dem Stand der heutigen Technik benötigt ein Laser zu viel Energie um solch einen Kraftakt auszuüben. Doch haben die „Steine“ des Rigveda ungewöhnliche Eigenschaften, denn sie konnten die Götterwagen beschleunigen oder gar sprechen. Vielleicht gab es auch einen speziellen Stein für die Strahlenwaffe, denn Kristalle, also Steine, spielten eine große Rolle bei dem Betrieb der Götterfahrzeuge. Mit diesen Kristallen konnten man sonnenartige Energien benutzen. Der Name Dorje bedeutet „unzerstörbarer Diamant“, also könnte es hier durchaus um kristallverstärkte Energien gehen.

Indras Keil wurde auch als glühender Pfeil beschrieben. Die verheerende Wirkung von Indras Waffen wird sehr oft im Rigveda erwähnt: Der Keil Indras entflammte auch ein Licht jenseits des Himmels. Eine ähnliche Szene kennen wir aus den Star Wars-Filmen. Im sechsten Teil dieser Science Fiction-Saga kann man vom Waldmond Endor aus die Explosion einer riesigen Raumstation sehen. Ist diese Idee nichts Neues mehr, gab es so etwas bereits einmal in der Vergangenheit der Erde?

Indra war auch verantwortlich für die Zerstörung eines fliegenden himmlischen Steines oder Berges (also eine Art Mond oder Raumstation?) innerhalb einer großen Götterschlacht. Daß diese Götterschlacht im Weltraum stattfand, wird immer wieder im Rigveda betont. Kometen und Meteoriten nähern sich immer wieder der Erde. Dieser Berg aber näherte sich eines Tages der Erde aus den dunkelsten Tiefen des Weltraums und als er sein Ziel erreicht hat, stoppt er unvermittelt und steht still, wobei sogar noch überliefert wird, daß sich das Panorama der Erde unter den Neuankömmlingen ausbreitete. Natürliche Objekte wie Kometen fliegen entweder an der Erde vorbei oder treffen die Erde. Dieser aber hält an, was auf intelligente Kontrolle schließen läßt. Auch im Ägyptischen Totenbuch wird von einem fliegenden Berg erzählt, der eines Tages stillstand. Wenn man davon ausgeht, daß sich dieser Vorgang wohl kaum zweimal ereignete, dann müßten beide „Berge“ ein gemeinsames Ereignis überliefern und im Ägyptischen Totenbuch demnach die gleichen Ereignisse geschildert werden. Hier erhalten wir sogar Größenangaben. Demnach wäre der sogenannte Bachu-Berg 300 Ellen lang und 1000 Ellen breit gewesen. Legt man die königliche Elle Ägyptens zu Grunde, erhält er eine Breite von 15,72 Kilometer und eine Länge von 52,4 Kilometer.

Auch in den sumerischen Keilschriftüberlieferungen ist von einem „Berg der Himmelskammern“ die Rede. Im Gilgameschepos wird der Name eines fliegenden Berges mit Maschu-Berg angegeben, was an den Bachuberg der Ägypter anklängt. Auch der Maschuberg war „*hoch droben am Himmelsband befestigt und drunten war er an die niedere Welt gebunden*“. Es gibt heute zahlreiche Satelliten, die im sogenannten geostationären Orbit geparkt sind. Das bedeutet, daß sie immer über der gleichen Stelle auf der Erde schweben. War dies mit dem fliegenden Berg ebenso?

Die Bewohner dieses Berges werden als das Nahusvolk beschrieben, die sich anscheinend später in zwei, vielleicht auch drei Gruppen aufteilten. Die einen nannte man Dhasa und die anderen Arya. Die Dhasa werden als nasenlose, fremd und feindlich sprechende Wesen und auch als Unmenschen beschrieben. Außerdem unterlagen die Dhasa anderen Gesetzen, glaubten anscheinend nicht an Göt-

ter, denn sie opferten ihnen nicht. Es wird aber andererseits auch ausdrücklich betont, daß sich menschenähnliche Wesen an Bord des fliegenden Berges befanden. Gab es schon Rivalitäten zwischen zwei verschiedenen Rassen, als sie bei der Erde eintrafen? Rivalitäten, die schließlich zu einer offenen Auseinandersetzung führten? In einigen Versen des Rigveda wird der Freundschaft zwischen Verbündeten nachgetrauert, die eines Tages zerbrach. Merkwürdigerweise werden die Dhasa auch als Kinder bezeichnet, die aus dem Dunkeln kamen.

Der Berg scheint sich 40 Jahre lang in Erdnähe aufgehalten zu haben, denn erst im 40. Herbst wird er angegriffen und zerstört. Diese Zeit reichte sicher aus, um Basen zu errichten und sich häuslich niederzulassen, vielleicht auch um Nachkommen zu zeugen. In vielen Mythen rund um die Welt wird von Stützpunkten gesprochen, auch wenn sie als göttliche Tempel in die Geschichten eingingen. Und auch von den Mischlingskindern, die zwischen Göttern und Menschen gezeugt wurden, ist oft die Rede. Eine Aussage im Rigveda mutet seltsam an, denn die Dhasa sollen „Weiber zu ihren Waffen“ gemacht haben, ist hiermit die ungeplante Vermischung mit den Erdenfrauen gemeint, die laut der Bibel auch den Engeln angelastet wird und die als Auslöser für die Sintflut gilt? Kann der Ausspruch „und ewig lockt das Weib“ auch hier angewandt werden? Wurden Frauen vielleicht sogar gezielt bei solchen Intrigen eingesetzt? Wurde damit der Vorwand für einen Krieg geliefert? Laut den Apokryphen war der „Herr“ sehr zornig auf die Engel, die sich mit menschlichen Frauen „verunreinigt“ hatten.

Durch irgendeinen Vorfall wurden die Kämpfe schließlich ausgelöst, die als die Götterschlacht in die Mythen eingingen. Laut Rigveda starben die meisten der Dhasa in den Kämpfen, aber nicht alle. Überlebten einige von ihnen auf der Erde? Als man in Indien im Jahr 1961 eine Volkszählung durchführte, zählte man nur mehr 816 Menschen zu dem südindischen Stamm der Mala Pandarams. Mala bedeutet „Berg“. Der Stamm lebt in der Nähe des Sees Periyar von der Jagd und vom Sammeln essbarer Pflanzen, Wurzeln und Früchte. Die Angehörigen dieses Stammes sind kleinwüchsig und ihre Hautfarbe ist leicht gelblich. Kleine sehr flache Nasen, braune Augen, fliehendes Kinn und gewelltes schwarzes Haar sind ihre besonderen Merkmale. Ihre äußere Erscheinung wirkt kindlich. Sind diese Mala Nachkommen der Dhasa und erinnern sie sich schwach an ihre Herkunft, weil sie sich nach einem Berg benannt haben? Im Rigveda heißt der fliegende Berg auch Vala, nur eine zufällige linguistische Ähnlichkeit? Oder steckt da mehr dahinter?

Bild:

Fliegender Berg in indischen Überlieferungen, Raumstationen in
grauer Vorzeit?

Hielt sich der Berg tatsächlich 40 Jahre im Orbit der Erde auf, so kann man ihn wohl als zweiten Mond betrachten und tatsächlich ist nicht nur im Rigveda immer wieder von mehreren Monden oder einem Mondhaus die Rede, sondern beispielsweise auch bei den Dogon in Mali.

In indischen Mythen ist noch ein fliegender Berg, ein sogenannter Weltberg, unter dem Namen Meru bekannt, der das Zentrum des Universums bilden soll. Auch er ist irgendwo oben zu suchen. Auf dem Meru soll auch der Garten liegen, in dem sich die Götter trafen. Sowohl der Meru als auch der fliegende Stein könnten wie-

der identisch zu sein. Laut den Mythen lebten in der ältesten Zeit auf dem Meru die Dämonen (asuras) und die Götter (dewas), die gut miteinander auskamen. Erst als die Zahl der Dämonen zunahm, wurden sie übermütig und suchten Streit. Am Ende des letzten Weltzeitalters kam es dann zum Krieg, in dem die Dämonen vernichtend geschlagen wurden. Überbevölkerung wird übrigens auch in den Apokryphen als Grund für die Vertreibung aus dem Paradies genannt. Angesichts unserer eigenen ständig wachsenden Population ein durchaus plausibler Grund.

Auf dem Meru soll sich auch das Paradies des Regen- und Gewittergottes Indra befunden haben, wobei von Indra auch erzählt wird, daß er eine eigene Stadt im Himmel hatte. Lag sie auf oder vielmehr in dem Berg? Im Mahabharata, einem anderen indischen Text, wird so ganz nebenbei erwähnt, daß in der Urzeit drei himmlische Städte bei einem Krieg zerstört wurden. Waren diese Städte in die Auseinandersetzung um den fliegenden Berg verwickelt? Diese Schlacht um den Berg wird auch in vielen anderen Mythen beschrieben, wenn es beispielsweise im Ägyptischen Totenbuch heißt „*Da war ein Kampf im Himmel entbrannt und in der ganzen Welt*“.

Der Berg wurde jedenfalls von Indra in zwei Hälften geteilt und zahlreiche Steintrümmer begleiteten diesen Vorgang. Das wird in den zahlreichen Hymnen des Rigveda immer wieder erwähnt. Besonders aussagekräftig erscheint, daß der Berg mit einem Drachen verglichen wird. Ein Drachen wird sozusagen mit einem Blitzspeer, einer Waffe, durchbohrt. Dieses mythologische Bild der Drachentötung findet man in zahlreichen Überlieferungen rund um die Welt und hat im Rigveda vielleicht seinen Ursprung und so sind die Geschichten über Drachen und ihre Abkömmlinge völlig logisch erklärbar und in ihren Konsequenzen für uns sehr bedeutend. Dazu aber später mehr. Die Folgen dieser Schlacht waren für unseren Planeten jedenfalls verheerend. Teile des Berges schlugen in die Erde ein, das zeigt beispielsweise eine Geschichte über den Berg Meru, der ins Meer stürzte und dabei Sri Lanka geschaffen haben soll. Auch an vielen Stellen im Rigveda wird davon erzählt, daß der fliegende himmlische Stein sich auf die Erde herabsenkte. Als wäre das noch nicht genug, wird in zahlreichen Versen der Rigvedalieder festgestellt, daß sich mit der Spaltung des großen Berges riesige Wasserfluten auf die Erde ergossen. Unwillkürlich denkt man da an die Sintflut, wie sie in der Bibel und vielen anderen Überlieferungen beschrieben wurde. Wenn man so will, stürzte in früheren Zeiten tatsächlich ein Mond auf die Erde, was keine neue Idee ist, aber daß dieser Mond in seinem Inneren bewohnt war und das Ganze eher einer Raumschlacht als einer natürlichen kosmischen Katastrophe ähnelt, das ist neu. Hier ergänzen sich die Arbeiten des Autors Walter Closs, der in seinem Standardwerk *Sie kamen vom Mond* eine spannende These vertrat. Davon erfahren Sie aber im nächsten Kapitel mehr.

Auch das Ramayana ist Forschern an den Grenzbereichen der Wissenschaft hinlänglich bekannt. Für manche sind die Geschichten um den indischen Königssohnes Ram, dessen Gattin Sita von dem bereits erwähnten „Dämonenkönig“ Ravana entführt wird, nur eine Ausgeburt der Phantasie des Dichters Valmiki. Andere sehen in diesen Texten die Überlieferungen über eine historische Persönlichkeit. Singhalesische Forscher entdeckten 2009 im Auftrag des Tourismusministeriums fünf „Flughäfen“, auf denen der Dämonenkönig Ravana seine Flotte von Pushpak Vimanas stationierte, jener mythologischen Flugmaschinen, die seit Jahren für

kontroverse Diskussionen in Fachkreisen sorgen. Erstaunlich, daß Ravana die Kunst des Fliegens beherrschte, denn so entführte er auch Rams Gattin Sita in einem „Wagen der Lüfte, der der Sonne glich“.

Aber auch Ram verfügte über einen „Wagen der Lüfte“, mit dem er unverzüglich die Verfolgung aufnahm. Ravana wollte Sita nach Sri Lanka bringen, wurde aber von Ram zum Luftkampf gestellt. Es gelang ihm, Ravanas Flugapparat mit einem „Himmelspfeil“ abzuschießen, der daraufhin „in die Tiefe“ stürzte. Aber nicht nur Ram, sondern auch seine Verbündeten wie der „König der Affen“ und sein Minister Hanuman verfügten über sehr modern anmutende Flugmaschinen. Wenn diese Maschinen starteten, so „*beben die Grundfesten der Berge, Felsspitzen brechen weg, Riesebäume werden entästet gebrochen, ein Regenschauer von Holz und Blättern geht zu Boden*“. Beginnt die Maschine ihren Flug in bewohnten Gegenden so „*werden die schönen Lotusteiche von (Sri) Lanka ausgeschwemmt, Hochbauten und Türme stürzen ein und die Lustgärten werden verwüstet*“. Bloße Übertreibung oder schlimme Erinnerung an den unsachgemäßen Betrieb von Triebwerken?

In Sri Lanka existieren aber zahlreiche Tunnel und unterirdische Höhlensysteme, die zu den Palästen Ravanas und den im Ramayana genannten Schlachtfeldern führen, die als „Ramayana-Trail“ bekannt sind, welche nun aus der Vergangenheit hervorblicken. Herr S. Kalaiselvam, Leiter der singhalesischen Tourismusbehörde, versicherte in einem Interview mit indischen Journalisten, daß die historischen Monumente keineswegs nur eine Hypothese seien, sondern seit Jahrhunderten in den Überlieferungen der Einheimischen ihren festen Platz haben.

Ausgegraben wurden dabei ebenso Ravanas Paläste, wie seine landwirtschaftlichen Güter und eine große Anzahl von Tempeln aus späterer Zeit. Die verschiedenen Orte des Geschehens verteilen sich über die gesamte Insel, beginnend im äußersten Norden, in Nagadeepa, jenem Punkt, an dem Hanuman mit seiner Vimana unerkant in den Luftraum Sri Lankas eingedrungen sein soll. In Donara, ganz im Süden von Sri Lanka, trug Prinz Ram seinen ersten Angriff gegen Ravana vor. Das Schlachtfeld des eigentlichen Kampfes, welcher letztlich Ravana das Leben kostete, ist nach Ansicht der singhalesischen Forscher in Yudagannawa zu suchen. Dieser Ort ist gilt heute als Naturschutzgebiet, doch seltsamerweise gibt es in dieser Gegend keine Vegetation außer Gras. Sind dies die Hinterlassenschaften jenes vorzeitlichen Luftkampfes, der möglicherweise auch mit den taktischen Atomwaffen ausgetragen wurde, die wir aus zahlreichen indischen Überlieferungen kennen?

Die Arbeiten an dem Ramayana-Trail sind ein spannender Beleg dafür, wie man aufgrund von Überlieferungen eines der bedeutendsten hinduistischen Epen in die archäologische Realität holen kann. Der Ramayana-Trail wird in Zukunft mit Sicherheit noch für weitere Überraschungen sorgen. Es wäre immerhin sensationell, wenn man im Zuge der Ausgrabungen auf eines der Pushpak-Vimanas Ravanas stoßen würde.

Kapitel III

Vernichteten gewaltige Katastrophen die uralten Zivilisationen?

Über Atlantis sind tausende Bücher geschrieben worden, entweder um die Sage zu widerlegen oder sie zu beweisen. Kein anderes Thema scheint die Menschen derart zu faszinieren. Atlantis wurde in den verschiedensten Regionen der Erde lokalisiert, so u. a. bei Griechenland, auf der Insel Thera (Santorin), in Helgoland oder in der Sahara und sogar mit Troja gleichgesetzt. Aber alle diese Orte liegen ganz offensichtlich diesseits der „Säulen des Herakles“ Gibraltar, wie er griechische Philosoph Platon es beschrieb. Interessant dabei ist, alles was nicht recht in die aufgestellten Thesen der jeweiligen Buchautoren hineinpaßte, wurde als falsch, nicht richtig übersetzt oder als unsicher verworfen, so z. B. die Größe der Insel, den Untergangstermin, die Größe des Heeres der Atlanter und deren Flotte etc.

Beispielsweise bei der Größenangabe von Atlantis und dem ungefähren Untergang laut Platons Dialog, stricht man einfach eine Null weg mit der Begründung, daß die Daten von den ägyptischen Priestern falsch übersetzt und/oder von Solon falsch übernommen worden seien. So wurde aus 10.000 nur noch 1.000 und aus der Zahl 1.000, die Zahl 100 und schon erhielt man durch diese Streichung u. a. die ungefähre Zeit (also ca. 1.500 v.Chr.) und die ungefähre Größe der damaligen Insel Thera (heutiges Santorin), auf der einst eine blühende Kultur existierte und die durch den dortigen Vulkan völlig zerstört wurde. Dieser Vulkanausbruch soll u. a. auch für den Untergang der minoischen Kultur auf Kreta verantwortlich gewesen sein. Andere Beschreibungen in Platons Texten, die die Thesen zu unterstützen schienen, wurden unterdessen wörtlich beibehalten ohne an ihrer Übersetzung zu zweifeln.

Wenn man davon ausgeht, daß Platons Texte historische Berichte sind und somit der Wahrheit entsprechen, lag die „Insel“ Atlantis einst jenseits der „Säulen des Herakles“, also Gibraltar, nämlich im Atlantischen Ozean, und versank *„während eines einzigen schlimmen Tages und während einer einzigen schlimmen Nacht“*. Gehen wir einmal genauer auf den Text Platons ein. Dieser besteht aus zwei Dialogen, dem „TIMAIOS“ und dem „KRITIAS“. Der zweite ist fast von größerer Bedeutung, da aus diesem die meisten Informationen über Atlantis entnommen werden können. Bereits zu Beginn des Dialoges teilt Platon dem Leser mit, daß es sich um *„eine zwar seltsame, aber durchaus wahre Geschichte“* handelt. Nach dieser Einleitung geht er auf die Ursachen und Folgen der Vernichtung der Menschheit durch Wasser, Feuer *„und manch anderer Dinge in den verschiedenen Zeitaltern“* ein.

Schließlich kommt Platon auf die Insel Atlantis. Sie *„lag vor den Säulen des Herakles“*, eine Insel, *„größer als Asia und Libya (Kleinasien und der in der Antike bekannte Teil Nordafrikas) zusammen, und von ihr aus konnte man damals noch zu den anderen Inseln (Bahamas und Antillen) hinüberfahren und von diesen Inseln auf das gegenüberliegende Festland (Süd- und Nordamerika), das jenes in Wahrheit so heißende Meer (Atlantik) umschließt. Denn alles, was innerhalb der Mündung der Säulen des Herakles liegt, erscheint wie eine Bucht mit einer engen Einfahrt; jenes Meer aber darf mit Fug und Recht ein Meer genannt und das es umschließende Land mit gleichen Recht ein Festland genannt werden.*

„Auf dieser Insel Atlantis bestand nun eine große und bewundernswerte Königsmacht, welche sich sowohl in den Besitz der ganzen Insel, als auch der anderen In-

seln und von Teilen des Festlandes gesetzt hatte; außerdem beherrschte sie von den hier innerhalb gelegenen Ländern Libyen bis Ägypten und Europa bis Tyrrienien.“

Aus diesen Textauszügen ist zu entnehmen, daß Atlantis sowohl Kolonien in Süd- und Nordamerika, als auch den Bahamas, Antillen und den Kanarischen Inseln bis hin nach Ägypten, Nordafrika und Europa bis einschließlich ins Tyrrenische Meer (also von der Küste Spaniens über Frankreich bis nach Italien) hatte. Die Insel Atlantis lag also, wie Platon es beschreibt, vor den Säulen des Herakles. Somit sind alle Lokalisierungen diesseits von Gibraltar als Atlantis auszuschließen und gehören somit anderen Kulturen an.

Nach Manetho herrschten vor den eigentlichen pharaonischen Dynastien, die mit Menes ihren Anfang nahm, Götter und Halbgötter über Ägypten. Diese Herrschaft geht weit bis vor die Sintflut zurück. Waren also die einstigen Götter und Halbgötter Könige oder Unterkönige bzw. Abkömmlinge der Atlanter, die über Atlantis und/oder über die atlantischen Kolonien geherrscht haben? Nach Platon herrschte Atlantis vor 9.000 Jahren von seiner Zeitrechnung aus gesehen (also ca. 11.500 v.Chr.) über weite Gebiete der Erde. Impliziert man diese Tatsache und das seit Atlas, dem ersten König von Atlantis, viele Nachkommen seither herrschten, so ist die Gründung von Atlantis wahrscheinlich in eine wesentlich frühere Epoche anzusetzen.

Wenn er seine Dialoge über Atlantis nicht erfunden hat, wie manche denken, stellt sich natürlich die Frage, woher Platon das Wissen hernahm, von Festland und Inseln jenseits der Säulen des Herakles zu sprechen, denn nach dem damaligen Weltbild existierte dieses Land bzw. diese Inseln gar nicht. Im Westen endete nach antiken Vorstellungen die Erdscheibe jenseits Gibaltars, im Osten im Land der Inder, im Süden im Land der Äthiopier (Nordafrika) und im Norden etwa im Gebiet Mitteleuropas. Es war also in diesem antiken Weltbild kein Platz für Festland jenseits der Säulen des Herakles. Platons Bericht enthält somit die ersten historischen „Nachrichten“ über dieses Land oder besser gesagt, wiederentdecktes Wissen über Festland und Inseln jenseits Gibaltars, was wohl keinesfalls auf Phantasien beruhte.

In seinem Dialog „KRITIAS“ beschreibt Platon die Gründung von Atlantis durch den Meergott Poseidon und seinen Nachkommen, zehn an der Zahl, die über Atlantis und die übrigen Gebiete herrschten. Es gab somit 10 Könige von Atlantis, die in bestimmten Zeitabständen einen aus ihrer Mitte zum Herrscher wählten. Diese Könige scheinen ihre geschichtlichen Gegenstücke in den 10 Königen der Mayas und den 10 Königen der Guanachen auf den Kanarischen Inseln zu haben. Darüber hinaus sei an die 10 Urkönige der Bibel erinnert. Und auch die Sumerer erwähnten in ihren Königslisten 10 Urkönige vor der Sintflut, was durchaus auf eine gemeinsame Mutterkultur hindeutet. Die Beschreibung von Bauten und Palästen, wie Brücken über die Wasserarme, die die alte Metropole ringförmig umgaben, und so eine Verbindung zum königlichen Palast schufen, erinnern an die zyklischen Bauwerke in anderen Teilen der Welt, wie in Südamerika, Europa und Afrika.

In der Beschreibung der heißen Quellen auf der Insel Atlantis hat Platon ein bestimmtes Phänomen im Atlantik richtig beschrieben. Noch heute gibt es auf den Azoren heiße Quellen in Hülle und Fülle und auf der Insel Reykjavik in Island

werden die Häuser noch heute mit heißem Wasser geheizt: „*sie benutzten auch Quellen, kalte und heiße, die in reicher Fülle flossen ...*“

Die Beschreibung der Bewässerungsanlagen und Binnenkanäle erinnern sehr stark an die in Mesopotamien und die im vorkolumbischen Südamerika: „*die Tiefe und Breite und Länge des Grabens waren unglaublich und vermittelten den Eindruck, ein solches Werk sei, neben all den anderen, kaum von Menschen zu schaffen gewesen ...*“

Schließlich ist auffallend, daß zu Platons Erzählung viele Parallelen in den alten Kulturen des Mittelmeerraumes und des vorkolumbischen Amerikas zu finden sind. Der Name „Atlantis“ oder ähnlich lautende Namen werden ebenfalls in vielen Überlieferungen erwähnt:

In den Schriften der Inder, den PURUNAS und dem MAHABHARATA ist „ATTLA“ erwähnt, die „weiße Insel“, ein Kontinent im westlichen Ozean.

Die Azteken glaubten, daß ihre Ahnen einst von „AZTLAN“ kamen, einer Insel im östlichen Ozean. Auch in Mexiko wird von einer Insel namens „AZTLAN“, „AZATLAN“, „TOLLAN“ und „TLAPALLAN“ berichtet.

Die Gallier, Iren, Waliser und Kelten der britischen Inseln glaubten, daß ihre Vorfahren von einem Kontinent stammten, das im westlichen Meer versunken sei. Die Kelten und Waliser nannten ihn „AVALON“.

Die Ägypter erwähnten in ihren Hieroglyphen „AMENTI“. Im ägyptischen Buch der Toten heißt es: „*Dein mittlerer Teil liegt im Land Kharu. Dein nördlicher Teil wird vom Ersa-Kanal begrenzt. In Wahrheit kenne ich sie, die Gefilde der Glückseligen.*“ Im Kapitel XCII heißt es: „*Wenn mich mein Weg auf dem Schiff nach Osten führte, durch den gefährlichen Durchgang der beiden Hörner...*“ Ist mit dem Durchgang der beiden Hörner etwa die Meerenge von Gibraltar gemeint?

Es können noch Dutzende von weiteren Beispielen aufgeführt werden, die belegen, daß in den einzelnen Kulturen, sei es nun in Asien, Afrika, Europa oder Nord- und Südamerika einen Urerinnerung an eine Landmasse, die einst im Westen existierte und versank.

Auch die Ureinwohner Amerikas kennen Atlantis. Wie von den meisten Forschern beschrieben und von den meisten Wissenschaftlern auch vertreten, kamen die Ahnen der heutigen Indianer über die Beringstraße, die einst Asien mit Nordamerika verband. Diese Theorie wird von allen Wissenschaftlern akzeptiert, nur von den Indianern nicht!

Die Azteken, die Tolteken, die Mayas und andere Stämme Mittelamerikas leiten ihre Herkunft von einer Insel namens „AZTLAN“ oder „ATLAN“ im östlichen Ozean (Atlantik) her ab. Die Indianer Nordamerikas haben eine weitverbreitete Überlieferung, nach dem ihre Vorfahren ebenfalls aus dem Osten, meist vom Ozean her kamen. Die Überlieferung der Sioux sagt: „*Die indianischen Stämme waren früher eins, und alle wohnten zusammen auf einem Eiland gen Osten oder Sonnenaufgang.*“

Ein Hopi-Mythos beschreibt ebenfalls ein Land, in dem große Städte erbaut wurden und das Handwerk blühte, doch als das Volk verderbt und kriegerisch wurde, vernichtete eine große Flut die Welt. Im POPUL VUH, eine in Hieroglyphen der Mayas verfaßte Chronik der Quiche-Mayas, die von den Spaniern verbrannt wurde, jedoch später aus dem Gedächtnis ins Lateinische aufgezeichnet wurde, ist

ein Land der Vorzeit erwähnt, „in dem Weiße und Schwarze in Frieden beieinander wohnten.“

Der spanische Chronist Sahgun, der am Eroberungsfeldzug der Neuen Welt teilnahm, schreibt von einem aus uralten Quellen stammenden Bericht, nach dem die Kultur ursprünglich von einem anderen Land nach Mexiko und Mittelamerika gebracht wurde. So heißt es u. a. wörtlich übernommen aus dem indianischen Text: „(Sie) kamen über das Wasser her und landeten nach (Vera Cruz), die weißen alten Männer, die alle die Schriften hatten... die Bücher... die Bilder.“

Auch die Chimus, eine sehr alte, hochstehende Kultur in Peru, die u. a. die Stadt Chan-Chan erbauten, deren heutigen Ruinen sich fast über 28 Quadratkilometer weit erstrecken, behaupten, ihre Vorfahren seien einst in einer großen Flotte langer Kanus über das Meer gekommen. In Palenque, einer Stadt der Mayas, wurde die berühmte Jademasken aus dem Königsgrab des „Tempels der Inschriften“ gefunden, die den großen Herrscher Pacal darstellen soll, zudem jedoch große Ähnlichkeit mit einem jungen Basken aufweist. Die Basken, eine Rassen- und Spracheninsel im Südwesten von Frankreich und Norden Spaniens, deren Sprache keinerlei Verbindung zu den anderen europäischen Sprachen aufweist und deren Ursprung nicht bekannt ist, halten sich für die Nachkommen der Bewohner aus Atlantis. Zweifelsohne sprechen sie auch eine der ältesten Sprachen der Welt. Das Baskische weist sogar Ähnlichkeiten mit den mittelamerikanischen Sprachen auf. Kamen die Ahnen der Basken bzw. der Indianer einst von Atlantis? Gehörten sie beide der Cro-Magnon-Rasse bzw. der atlantischen Rasse an?

Erst vor 30.000 Jahren tauchte der Cro-Magnon-Mensch in Europa auf. Das Siedlungsgebiet dieser Einwanderungswelle lag hauptsächlich an der Westküste Europas (Spanien und Frankreich). Dort ist auch die höchste Siedlungsdichte des Cro-Magnon nachzuweisen. Im Osten, wo der Neandertaler lebte, nahm die Siedlungsdichte des Cro-Magnon-Menschen zum Landesinnere rapide ab. Es ergibt sich daraus eindeutig ein West/Ost-Gefälle. Der Cro-Magnon-Mensch ist demnach also nicht aus dem Osten gekommen, was auch von vielen Wissenschaftlern bestätigt wird, sondern wanderte wahrscheinlich aus dem Westen ein. Da der Cro-Magnon jedoch nicht fliegen konnte, muß er also über den Atlantik gekommen sein.

War der Cro-Magnon Mensch der Seefahrt kundig gewesen? Der Cro-Magnon soll, wenn man den Berichten glauben darf, groß, blauäugig und blond gewesen sein. Nachkommen dieser Rasse lassen sich heute noch auf den Kanarischen Inseln nachweisen. Auch die Spanier, die diese Insel nach und nach eroberten und die Ureinwohner fast ausrotteten, sprechen von großgewachsenen, blonden und blauäugigen Menschen.

Wenn man von den verschiedenen Überlieferungen ausgeht, ist es wahrscheinlich, daß der Cro-Magnon-Mensch nicht einem bestimmten Hominidentyp angehörte, sondern sich in verschiedene Typen aufspaltete. Sein prägnantestes Merkmal, geht man von den Skelettfunden aus, war seine große und robuste Statur. Lebten also einst in Atlantis rote, schwarze und weiße Menschen verschiedener Rassen friedlich nebeneinander und kolonisierten sie die verschiedenen Regionen der Erde und/oder teilten sie untereinander auf? War Atlantis dann doch der Ursprung aller Menschenrassen? In Südamerika scheinen jedenfalls tatsächlich verschiedene Menschenrassen nebeneinander gelebt zu haben. So weisen die Olme-

ken sehr starke negroide Züge auf und auf vielen Reliefs dieser Kultur wie beispielsweise in La Venta sowie auch auf Darstellungen auf Steinen in den Maya-Ruinen von Chichen Itza in Yucatan sind u. a. bärtige Menschen abgebildet, die stark semitische Züge aufweisen.

Wie der Cromagnon nun wirklich ausgesehen hat, weiß man heute nicht, es können nur aus den Skelettfunden einige Rückschlüsse gezogen werden. Nach diesen Funden muß der Cromagnon-Mensch eine Größe von bis zu zwei Metern erreicht haben, und nach dem Skelett zu urteilen, ein robuster und kräftiger Typ gewesen sein. Im Vergleich dazu war der Neandertaler, der Ureuropäer, nur von kleiner Statur. Er erreichte nur eine Größe von knapp 160 cm. Der Wissenschaftler Otto Muck vermutet, daß *„extremer Hochwuchs anscheinend ein Asylylsymptom ist und als solches der Endphase der Zivilisation ebenso zuzuordnen ist, wie sein Gegenteil, der Zwergenwuchs, den Anfang. Der Cromagnonide gehörte demnach anscheinend zur Endphase einer Kultur.“*

Nach Platon versank Atlantis *„während eines einzigen schlimmen Tages und einer einzigen schlimmen Nacht“*. Geologische Überprüfungen des atlantischen Rückens haben ergeben, daß sich das ganze Gebiet zwischen Jan Mayen und den Azoren am Ende des Quartärs plötzlich abgesenkt hat und das geschah vor ca. 12.000 Jahren.

Als 1898 das Transatlantikkabel riß, wurde vom Meeresboden ein Felsbrocken heraufgebracht, der vulkanischer Herkunft war. Das Stück war amorph, glasig und nicht kristallin. Nach Paul Terrier, dem damaligen Direktor des Ozeanographischen Instituts, kann dieses Stück aus diesem Grund nicht im Tiefenwasser erstarrt sein, sondern muß an freier Luft entstanden sein. Außerdem muß sich das ganze Gebiet mit dem Ausbruch oder sehr bald danach um mehr als 2.000 Meter abgesenkt haben. Das Stück ist Tachylit. Tachylite lösen sich etwa nach 15.000 Jahren im Meerwasser auf. Da das Stück aber noch sehr gut erhalten war, muß sich die Katastrophe vor weniger als 15.000 Jahren ereignet haben. Das Stück kommentiert also eine vorzeitliche Katastrophe im Atlantik, dort wo nach Platon Atlantis versunken sein soll.

Im Gebiet der Bahamas bei Nord-Bimini werden immer wieder Ruinen entdeckt, die in 100 Meter Tiefe und weit draußen vor der Küste liegen. Das Gebiet, das heute mit Wasser bedeckt ist, müßte also einst Land gewesen sein. Wenn man von der Wassertiefe ausgeht, müssen diese Gebäude schon einige Jahrtausende alt sein. Der berühmte Prophet Edgar Cayce sagte nicht nur die Ruinen vor Bimini voraus, sondern auch den Zusammenhang mit dem sagenhaften Kontinent und die Vernichtung von Atlantis in einem atomaren Feuer. Die Bauten vor Bimini sind seit ihrer Entdeckung 1968 durch den amerikanischen Zoologen und Tiefseetaucher J.M. Valentine Gegenstand kontroverser Diskussionen ob ihres natürlichen oder künstlichen Ursprungs. Verschiedene wissenschaftliche Expeditionen ergaben widersprüchliche Aussagen und die künstliche Herkunft konnte nicht widerlegt werden. Handelt es sich bei den Unterwasser-Ruinen vor Bimini um Ausläufer atlantischer Expansionen? Im atlantischen Raum muß sich also einst eine Katastrophe ereignet haben, wodurch das Land überflutet wurde und Inseln absinken ließ. Darüber hinaus wurden auch andere Regionen der Erde sehr stark in Mitleidenschaft gezogen.

Viele Wissenschaftler begründen diese Überflutung mit dem plötzlichen Schmelzen der Eiszeitgletscher. Doch dies allein kann eine solche Katastrophe nicht ausgelöst haben. Wissenschaftler, die sich mit Atlantis beschäftigt haben, nehmen an, daß vor ca. 12.000 Jahren ein Meteorit auf die Erde prallte. Dadurch wurde eine weltweite Katastrophe ausgelöst, die riesige Flutwellen, Erdbeben und den Ausbruch der Vulkane vorwiegend im atlantischen Raum auslöste.

Das Wissenschaftlerehepaar Alexander und Edith Tollmann berechneten diesen Einschlag des Meteoriten auf das Jahr um 7553 v.Chr. Eine vergleichbare Katastrophe in der heutigen Zeit ereignete sich 1908 in der sibirischen Taiga. Man nimmt an, daß er etwa 90 Meter groß war und ein Gewicht von einer Million Tonnen besaß. 4.000 Quadratkilometer Land wurden durch diesen Meteoreinschlag verwüstet. Im Umkreis von 20 Kilometern war die Erde verbrannt und die Bäume lagen in einer Entfernung von 96,5 Kilometern wie abrasiert mit der Spitze nach außen am Boden.

Zum Vergleich: Im Jahre 1883 explodierte die Insel Krakatau durch den dortigen Vulkanausbruch. Die Flutwelle, die dadurch ausgelöst wurde, erreichte eine Höhe von 150 Metern, tötete 36.000 Menschen, zerstörte 295 Ortschaften und vernichtete 5.000 Schiffe. Man schätzt, daß der Vulkanausbruch auf Santorin (früheres Thera) im Jahre 1500 v.Chr. eine Flutwelle von fast 1 ½ Kilometern auslöste.

Das sind nur Beispiele für lokale Ereignisse. Was passiert jedoch, wenn ein Impaktkörper mit einem Gewicht von 2 Billionen Tonnen auf die Erde aufschlägt? Wie hoch wäre die Flutwelle und die Auswirkung auf die Umwelt? Auf die Möglichkeit von solchen erdumspannenden Kataklysmen kommen wir noch zurück. Nimmt man an, ein riesiger Meteorit tauchte vor ca. 12.000 Jahren in die Atmosphäre der Erde ein. Der Meteor wurde wahrscheinlich in zwei Teile zerrissen, diese schlugen in zwei verschiedenen Stellen des Atlantiks ein. Diese gruben sich kilometertief in den Atlantikboden. Die Wucht des Aufpralls löste wahrscheinlich eine einige Kilometer hohe Flutwelle aus, die Küsten und Inseln unter sich begrub. Außerdem wurden die Vulkane im Gebiet des Atlantiks—wie in einer Kettenreaktion—tätig. Grobstaub, Aschenflocken und Feinstaub gelangten durch die Vulkanausbrüche in die Atmosphäre. Der Grobstaub, der bei Vulkanausbrüchen entsteht, ist Bimsstein. Beim Krakatau-Ausbruch ereignete sich nachweislich eine Auswurfsmenge von Bimsstein von ca. 100 Raumkilometern. Wie groß muß dann die Auswurfsmenge bei der Atlantiskatastrophe gewesen sein? Und wie stark waren dort die Auswirkungen?

In Platons Text heißt es: *„Deswegen ist auch jetzt das Meer dortselbst unbefahrbar geworden und nicht zu durchschiffen, weil der sehr hoch liegende Schlamm, den die Insel bei ihrem Untergang verursachte, dies verhindert.“* Ein langanhaltender Schlammregen war die Folge der Vulkanausbrüche. Im POPUL VUH der Mayas heißt es: *„Darum verdunkelte sich das Antlitz der Erde und es begann ein schwarzer Regen, Tagregen, Nachtregen.“* Tonnen von Asche und Feinstaub gelangte durch die Katastrophe in die Atmosphäre. Dadurch wurde die Sonneneinstrahlung wahrscheinlich Jahrhunderte behindert. Beim Ausbruch des Krakatau war die Sonneneinstrahlung mehrere Monate behindert, und das war nur ein einziger Vulkan. Im Atlantik sind heute noch über 53 Vulkane aktiv.

Der Meeresboden sackte infolge der entstandenen kilometertiefen Hohlräume durch die zwei Meteorstücke ab. Die Flutwelle(n) überflutete(n) die Insel Atlantis, die durch das Absinken des Meeresbodens schließlich versank. Die Überreste sind die heutigen Azoren. Die Küsten von Nord- und Südamerika wurden durch die Katastrophe auch in Mitleidenschaft gezogen. Nimmt man einen Atlas zur Hand und zeichnet die Fläche, die etwa 200 Meter tief im Wasser liegt, nach, so erhält man einen weit vergrößerten Küstenverlauf. Auch Europa spürte wahrscheinlich die Folgen der Katastrophe. War vielleicht die Folge der Katastrophe eine Vergrößerung der Meerenge von Gibraltar? Malta ist hier ein prädestiniertes Beispiel für einen Anstieg des Meeresspiegels, wie wir im weiteren Verlauf noch sehen werden.

Auch Erdbeben müssen eine Folge der Katastrophe gewesen sein. In einer Maya-Überlieferung heißt es wörtlich: „...*dies geschah, als die Erde zu erwachen begann. Ein feuriger Regen fiel, Asche fiel, Felsen und Bäume fielen zu Boden, Bäume und Felsen schlug er auseinander. Und die große Schlange wurde vom Himmel gerissen... und dann fielen ihre Haut und Stücke ihre Knochen herab auf die Erde... und Pfeile trafen Weise und Greise, Witwer und Witwen, die lebten und doch keine Kraft hatten zu leben. Und sie wurden am sandigen Meergestade begraben. Dann kamen mit furchtbaren Schwallen die Wasser. Und mit der Großen Schlange fiel der Himmel unter das trockene Land...*“

Ist mit dieser Beschreibung der Meteorit beschrieben und die Katastrophe, die auf den Einschlag folgte? Fiel die Menschheit vor ca. 12.000 Jahren einer weltweiten Katastrophe zum Opfer, wodurch auch die Insel Atlantis unterging?

Wie sah die Welt vor dem Untergang von Atlantis aus? Trotz jahrzehntelanger Forschung kann man heute nicht genau sagen, wie die Welt vor Jahrtausenden ausgesehen hat. Während des Paläolithikums war die Hälfte der Erde mit Eis und Gletschern bedeckt. Während des Mittel- und Jungpaläolithikums ging die Eisfläche langsam zurück. Wahrscheinlich hat die Welt daher vor ca. 12.000 Jahren etwa folgendermaßen ausgesehen: Nordamerika und Nordeuropa waren mit einer meterhohen Eisfläche bedeckt. Die Vereisungsgrenze lag wahrscheinlich am 50. Breitengrad. Demnach wären England und Irland auch unter der Eisfläche verborgen gewesen. Hingegen waren Südamerika, Südeuropa und Afrika nahezu eisfrei.

Nach Meinung des Wissenschaftlers und Schriftstellers Otto Muck und anderer Wissenschaftler dürfte der Golfstrom nicht bis nach Europa gelangt sein. Im Atlantik muß daher eine Art Sperre vorhanden gewesen sein, die den Strom abgeleitet hat. Dadurch war Europa nicht golfstrombegünstigt. Diese Sperre, so nimmt Muck an, war wahrscheinlich die Insel Atlantis. Wäre der Golfstrom jedoch bis nach Europa gelangt, so wären England, Irland und Norwegen eisfrei gewesen und somit vom Golfstrom begünstigt gewesen. Die Grenze wäre damit etwa um den 10. Breitengrad nördlicher verlaufen. Dies war jedoch nicht der Fall.

Ist das alles vielleicht ein Beweis für die einstige Existenz von Atlantis? Eine Zivilisation, die lange vor den bislang bekannten Kulturen existierte und darüber hinaus so etwas wie die Mutterzivilisation aller Kulturen war? Die Zeit hat die Spuren und Überlieferungen ebenso verwischt, verzerrt und zerstört wie die unzähligen Kriege oder der oftmals fanatische Religionswahn in der Menschheitsgeschichte. Eines ist aber mehr als sicher: der Ablauf der Geschichte ist alles andere als nachvollziehbar, wie es uns die Schulwissenschaft deutlich machen möchte.

Atlantis ist auch sicher nicht das einzige legendäre Land, das in den Fluten untergegangen zu sein scheint. Angeblich verschwanden zwei weitere Kontinente spurlos im Ozean. Diese verlorenen Ursprünge der Menschheit werden in der einschlägigen Literatur Mu und Lemuria genannt. Mu, auch Malona genannt, lag angeblich im Pazifischen Ozean und hatte die zweifache Größe Australiens. Die Existenz dieses sagenumwobenen Kontinents wollte im 19. Jahrhundert der französische Arzt Augustus Le Plongeon bei der Übersetzung von Maya-Texten entdeckt haben. Die Mu-Theorie wurde 1870 von C.J. Churchward weiterentwickelt, der angeblich von indischen Hindu-Priestern in die Geheimnisse des untergegangenen Landes eingeweiht wurde. Man zeigte ihm alte, verstaubte Tafeln, denen zufolge Mu vor 12.000 Jahren bei einer Naturkatastrophe unterging und ein Volk von etwa 64 Millionen Menschen ausgelöscht hat. Interessanterweise ergänzt sich der Zeitraum des Untergangs von Atlantis und Mu, weshalb die Theorie des verlorenen Kontinents Mu keineswegs ad acta gelegt werden sollte.

Eine der Quellen der Theorien über das versunkene Reich Mu ist der österreichische Raketenforscher Josef Blumrich, der nach dem Krieg bei der amerikanischen Weltraumbehörde NASA tätig war und sich nebenbei mit den Überlieferungen der Hopi-Indianer befaßte. Blumrich veröffentlichte u.a. das Buch *Káasskara und die sieben Welten*, in dem der versunkene Kontinent „Káasskara“ genannt wird. Nach Aussage des Hopi-Chronisten „Weißer Bär“ ist dieser Kontinent ganz langsam abgesunken, während das heutige Amerika, das damals noch teilweise überflutet war, sich allmählich emporhob. Die Vorfahren der Hopis seien damals von Insel zu Insel über die Osterinseln in ihre neue Heimat, nach Arizona, ausgewandert. Geologen untersuchten 1999 den Meeresboden in der Nähe der Galápagos-Inseln, die 960 Kilometer westlich der südamerikanischen Küste liegen. 2000 Meter unter dem Meeresspiegel fanden sie Gesteinsproben, die Abnutzungserscheinungen aufwiesen, wie sie nur über dem Meeresspiegel entstehen können. Es handelt sich um Reste uralter, durch Erosion im Laufe der Erdgeschichte wieder im Meer versunkener Inseln. Zum anderen untersuchte ein weiteres Forscherteam die Gene der Galápagos-Leguane. Diese gehören zu den Meerechsen. Die Forscher fanden heraus, daß diese Meerechsen mit den Landleguanen verwandt sind. Die beiden Familien müssen sich allerdings in einer Zeit auseinander entwickelt haben, als es die Galápagos-Inseln noch gar nicht gab. Diese sind nämlich vulkanischen Ursprungs und wenige tausend Jahre alt. Eine Herkunft vom amerikanischen Kontinent scheidet aus, weil sich dort keine Spur eines gemeinsamen Vorfahrens findet. Die Forscher gehen deshalb davon aus, daß die Vorfahren beider Leguangattungen untergegangene Inseln bewohnt haben müssen und sich von Insel zu Insel in ihren heutigen Lebensraum gerettet haben. Interessanterweise ließ in den späten dreißiger Jahren der Begründer der heutigen Türkei, Mustafa Kemal Atatürk, intensiv nach Mu forschen, Ziel von Atatürk war es, die Hintergründe für die Parallelen der Ursprungskultur der Turkvölker mit den zahllosen indianischen Kulturen, sowie der Azteken und Mayas auf dem amerikanischen Kontinent zu ermitteln.

Lemuria füllte der Legende nach den größten Teil des indischen Kontinents aus und verband so Afrika mit Malaysia. Den Namen prägte der britische Zoologe Prof. Philip Sclater (1829-1913), der das Land nach den Lemuren, einer Halbaffengattung, benannte. Sowohl in Afrika als auch in Malaysia fand man Fossilien von die-

sen und anderen Tieren, die Sclater veranlaßten, die Legende vom einstmaligen Kontinent im indischen Ozean zu unterstützen. Auch bekannte Männer wie der Biologe Ernst Haeckel, der in Lemuria die „Wiege der Menschheit“ sah, und der Evolutionsforscher Thomas Huxley unterstützten diese Theorie. Die Theorie wurde zudem durch geologische Befunde gestützt. Verschiedene Gesteinsarten in Mittelindien und Südafrika wiesen Gemeinsamkeiten auf. Lemuria fiel bereits Ende des 19. Jahrhunderts in die „Fänge“ der Okkultisten, allen voran der russischen Generalsgattin Helena Blavatsky (1831-1891), die Begründerin der Theosophischen Gesellschaft, und entfernte sich dadurch von der ernstzunehmenden Erforschung durch die Wissenschaft.

Der Autor Walter-Jörg Langbein beschäftigte sich intensiv mit der geheimnisvollen Osterinsel im Südpazifik. In seinem Buch *Das Sphinx-Syndrom* geht er der These nach, wonach die Heimat der Osterinsulaner das „Atlantis der Südsee“ gewesen sein soll. Diese Urheimat soll den Namen *Maori Nuinui* getragen haben und lag weit von der Osterinsel entfernt im Westen. Dieses Land, das zu Deutsch „Groß Maori“ heißt, soll von einem Mann namens Taenen Arei in schwerer Not regiert worden sein. Mehr und mehr Teile der Inseln versanken im Meer, und so war das Leben aller Bewohner dieses Landes bedroht. Man wußte, daß Groß-Maori eines Tages im Meer versinken würde.

Langbein verweist weiter auf die Naturwissenschaftler Alfred Wallace und ebenfalls auf Thomas Huxley, die davon überzeugt waren, daß die heutigen Einwohner Ozeaniens Nachkommen einer versunkenen Landmasse im Pazifik sind. Die Marquesas-Inseln, die Fidschi-Inseln sowie Samoa und Tonga sollen Überbleibsel dieses Kontinents gewesen sein. Langbein erwähnt offene Fragen, die mit der These von einem Kontinent im Südpazifik gelöst werden könnten. So steht die Frage im Raum, warum auf den Marquesas-Inseln Süßwasserfische der Gattung *Halaxix* vorkommen, die es auch in Neuseeland gibt. Meer trennt die Marquesas-Inseln von Neuseeland, also können sich die nur Süßwasser vertragende Fische nicht über diesen Weg ausgebreitet haben. Wenn diese beiden Gebiete einst durch trockenes Land verbunden waren, könnten sie sich über Flüsse verbreitet haben. Frösche, kleinere Schlangen und Echsen gedeihen auf Fidschi, obwohl auch sie kein Salzwasser vertragen. Hier bietet wiederum die Landbrücken-Theorie eine Lösung. Ebenso wie die Frage, wie Schlangen von Samoa nach Tonga gelangt sind. Doch damit nicht genug: Spinnen-, Molusken-, Schmetterlings- und Wurmarten, die für Amerika und Asien typisch sind, leben auf den Inseln Ozeaniens. Auf den Hawaii-Inseln wachsen Pflanzen, die für Nordamerika, Australien, Südamerika, Indonesien und Polynesien charakteristisch sind.

Der Ethnograph John Macmillian sagte, daß die Osterinsel der Überrest eines „Atlantis der Südsee“ sei, das durch eine Naturkatastrophe beinahe vollständig zerstört wurde. Dieser Kontinent fungierte als Landbrücke, auf der sich Tier- und Pflanzenarten verbreiten konnten, so daß sie heute auf Inseln vorkommen, die vom Meer getrennt sind.

In seinem Buch *Bevor die Sintflut kam* (München 1996) geht Langbein detaillierter auf die Überlieferungen der Osterinsulaner ein. Hier berichtet er, daß Hotu Matua, der Sohn des oben erwähnten Taenen Arei, die Regierungsgewalt übernahm, während die Insel von den Fluten bedroht war. Dieser sandte seine besten Seeleute aus, um neues Land zu entdecken. Doch sie blieben erfolglos. Als man die Hoff-

nung langsam verlor, griff der fliegende Gott Make Make ein. Er trug den Priester Hau Maka durch die Lüfte, um ihn auf einer ihm unbekanntem Insel abzusetzen. Dieser Gott erzählte dem Priester nun genau, was er zu tun habe und wie man von der verlorenen Heimat zu dieser Insel gelangen könne. Dabei zeigte er ihm Felsenriffe und Vulkane und gab allen Dingen, die dem Priester unbekannt waren, einen Namen. Am Fuß des Vulkans entdeckte der Priester „weiches Gestein“, und Langbein fragt sich, ob er damit möglicherweise noch nicht vollständig erstarrte Lava meinen könnte. Als Hau Maka sich dieses „weiche Gestein“ näher betrachtete, stellte er fest, daß „seine Füße darin einsanken“. Nach dem Gang auf dem Felsen mit dieser weichen Oberfläche waren deutlich sichtbare Fußspuren zu sehen. Make Make brachte dem Priester bei, wie man beispielsweise Schilfrohr zum Häuserbau einsetzen konnte, brachte ihn nach Hause und entschwand wieder durch die Luft. Hau Maka dachte, dies alles sei ein Traum gewesen, doch er entschied trotzdem, das Erlebte seinem König zu berichten. Dieser schickte daraufhin seine besten Seeleute los, die tatsächlich die beschriebene Insel fanden und dem König Bericht erstatteten. Daraufhin kam es zu einem Massenexodus der Bewohner von Groß-Maori, die nun zu ihrer neuen Heimat, der Osterinsel, aufbrachen. Nachdem sie dort angekommen waren, sandte der König Späher aus, die bei ihren Erkundungen auf die Fußspuren stieß, die Hau Maka hinterlassen hatte. Dessen Erlebnis war also *kein* Traum. Man richtete sich nun in der neuen Heimat ein.

Die Steinkolosse auf der Osterinsel stellen noch immer ein Rätsel dar: Wie sollen die Bewohner dieser kleinen Insel es fertig gebracht haben, die Statuen zu meißeln? Wie gelang Ihnen daraufhin sogar der Transport und wie schafften sie es, diese Kolosse aufzurichten? Auf der Insel gab es keine Bäume und Seile, die für diesen Zweck geeignet waren. Die Statuen hatten lang gestreckte Köpfe, und insgesamt gibt es mehr als sechshundert solcher Statuen auf der Insel, von denen viele um die zwanzig Tonnen wiegen und vier bis sieben Meter hoch sind.

Bild:

Die Steinkolosse der Osterinsel stellen noch immer ein ungeklärtes Rätsel dar

Zweihundert Steinköpfe befinden sich in einem Steinbruch, so daß man zu der Ansicht gelangen muß, ihre Herstellung sei plötzlich abgebrochen worden. Die Insulaner besitzen gravierte Holztafeln, die man als *Rongo-Rongo-Tafeln* oder *Singende Tafeln* bezeichnet. Leider konnte keiner der Osterinsulaner sie richtig lesen.

Ergänzend darf man ein weiteres Rätsel der Südsee nicht vergessen, und zwar Nan Madol, eine Ruinenstätte der Südsee, die bei Pohnpei in der Inselgruppe der Karolinen, Mikronesien, liegt. Sie zeugt von einer gewaltigen Megalithkultur, und auffällig sind zahllose, gigantische Basaltmauern. Welche Transportmittel wären nötig, um diese Mengen zu transportieren? Des Weiteren sind die künstlichen Bauwerke, die heute unter dem Meeresspiegel liegen, ein weiterer Hinweis auf ein versunkenes Land im Südpazifik. Die Analogie zu den Rätseln der Osterinsel scheint eine ehemalige Landmasse im Südpazifik wahrscheinlich zu machen.

Ein kleiner Abstecher in den fernen Osten führt uns nach Japan. Auch hier finden wir Ruinen unter Wasser. Bekannt wurde es bereits im Jahre 1997, als im Multimedia-Informationsnetz Internet darüber berichtet wurde, daß Taucher vor

der japanischen Küste eine Felsformation entdeckten, deren natürlicher Ursprung unbekannt war. Einige Wissenschaftler halten sie nämlich nicht für einen normalen Felsen, sondern für das vielleicht älteste Bauwerk der Menschheitsgeschichte.

Die Anlage liegt bei der japanischen Insel Yonaguni. Diese Insel gehört zur Gruppe der Ryukyu-Inseln, die sich von SüdJapan bis nach Taiwan erstreckt. Die Entfernung nach Okinawa beträgt etwa 300 Kilometer. Die verblüfften Forscher fanden ein felsiges Gebilde, das einer Stufenpyramide ähnlich sieht und ca. 150 Meter breit, 200 Meter lang und 90 Meter hoch ist. Mehrere Wissenschaftlern sind davon überzeugt, daß diese einer Tempelanlage in Südamerika gleichenden Struktur von Menschen angelegt wurde, wie der Geologe von der Ryukyu-Universität in Okinawa, Professor Masaki Kimura. Auf diesem Gelände finden sich ebenfalls mehrere kleine stufenförmige Pyramiden mit einer Höhe von durchschnittlich zwei Metern und einer Basis von 10 Metern.

Das Phänomenale an dieser Entdeckung ist das vermutete Alter der Anlage, das so gar nicht in das schulwissenschaftliche Bild passen will. Die Geologen um Kimura schätzen es nämlich auf mindestens 10.000 Jahre und das steht natürlich im erheblichen Widerspruch zur allgemein anerkannten Zivilisationstheorie. Zu diesem Zeitpunkt war das umliegende Gelände noch trockenes Land, die Überschwemmung fand erst viel später statt. Diese Datierung und auch die Bedeutung als von Menschenhand errichtete Bauwerke finden natürlich auch ihre Gegner, wen wundert's. Der Geologe Wolf Wichmann beispielsweise hat die Formation in mehreren Tauchgängen untersucht und kam zu dem Schluß, daß es sich um ein natürliches Phänomen handeln muß. Interessanterweise schließt er aber nicht gänzlich aus, daß Menschen diese Formationen überprägten, wie Lars Fischinger in seinem Buch *Historia Mystica* darlegt. Wenn man nach der gängigen Lehrmeinung geht, wird man automatisch mit dem Problem konfrontiert, daß die menschlichen Bewohner dieser Gegend zu dieser Zeit lediglich Jäger und Sammler und damit zum Pyramidenbau wenig geeignet waren. Woher also stammt diese offensichtlich künstliche Felsformation? Wissenschaftler, die strikt nach Lehrbuch arbeiten, können sich die alternativen Datierungen nicht vorstellen, weil sie sich auch keine hochentwickelte Zivilisation vor über 12.000 Jahren vorstellen können. Da das Land in den letzten Jahrtausenden stets überflutet war, muß die Konstruktion aber von „vor der Sintflut“ stammen. Da dies eine anerkannte Tatsache ist, bleibt den ehrenwerten Wissenschaftlern nur der Ausweg, solchen Formationen einen natürlichen Ursprung zuzusprechen.

Dies erinnert uns frappierend an die „Atlantis-Connection“ und an die megalithischen Anlagen in Europa, wo manche Steinkreise an der Küste ins Wasser führen. Lassen die bestehenden Fakten nur den nachhaltigen Schluß zu, daß diese Formationen von einem hochzivilisierten Volk errichtet wurden, das den anderen damaligen Menschen technisch weit voraus war? Die Querverbindungen zu anderen rätselhaften Konstruktionen unbekannter Herkunft werden immer deutlicher.

Malta wurde ja bereits angesprochen und ist ein unglaublicher Beleg dafür, daß es bereits vor der Sintflut hochentwickelte Zivilisationen gegeben haben muß. Die Inseln von Malta im zentralen Mittelmeer sind eine felsige Inselgruppe und seit der Bekanntheit der megalithischen Tempelanlagen ein Rätsel. Diese Megalithbauten

sollen ein angebliches Alter von etwa 5.500 Jahren haben und sind zumindest daher schon älter als jedes Megalithbauwerk in Europa.

Bild:

Tempel Ta Hagraat auf Malta

Der Forscher Dr.h.c. Hubert Zeitlmair machte bereits 1999 eine zudem gravierende Entdeckung, wonach das Alter der Anlagen auf Malta neu bestimmt werden muß. Nach eingehenden Recherchen untersuchte er die Möglichkeit der Existenz eines weiteren Tempels vor der Küste Maltas—und wurde an der Nordostseite fündig! Auf einem Plateau unter Wasser befinden sich die Ruinen eines Tempels, der in einer Zeit errichtet wurde, als der Meeresspiegel des Mittelmeers wesentlich niedriger war. Die Lage des Tempels Unterwasser zeigt, daß die Lage des Meeresspiegels vor ca. 12.000 bis 13.000 Jahren um bis zu 200 Meter niedriger gewesen ist. Wissenschaftlich nachgewiesen ist auch, daß das Mittelmeer während der letzten Eiszeit lediglich eine Ansammlung tiefer Seen war. Die letzte Eiszeit endete abrupt vor etwa 13.000 bis 12.000 Jahren. Das Abschmelzen der Eisschichten führte zur Überflutung der Küstenregionen. Riesige Flutwellen und ein globales Ansteigen der Meeresspiegel waren die Folge.

Das Plateau hat die Abmessungen von etwa 900 x 500 Metern und die höchste Erhebung liegt neunzehn Meter unter dem Meeresspiegel mit einem Durchmesser von etwa 250 Metern. Der Tempel ist bereits acht Meter unter der Wasseroberfläche zu finden und zeigt dieselbe Charakteristik wie die restaurierten Tempel an Land. Es finden sich gigantische Steinblöcke, nierenförmige Räume. Der große Unterschied: dieser Tempel liegt unter Wasser!

Fest steht, daß dieser Tempel genauso wie die anderen auf trockenem, festem Land erbaut wurde. Ein Absinken des Küstenstreifens ist auszuschließen, da der nordöstliche Bereich keine Riß- oder Bruchstellen aufweist. Die andere Möglichkeit bestätigt die langjährigen und mannigfaltigen Forschungen eines gravierenden Ansteigens des Meeresspiegels mit gewaltigen Überflutungen. Hinweise darauf finden sich an den Westseiten der Umfassungswände, die von Seegras überwucherte Schwemmablagerungen vorweisen. Einige etwa fünf Meter lange Steinquader wurden offensichtlich angehoben und in eine fünfundzwanzig Meter tiefer gelegene Senke geschleudert, was darauf schließen läßt, daß eine immense Flutwelle von Westen in das Mittelmeer eindrang.

Alexander Knörr, Autor des vielbeachteten Werkes *Hagar Qim—Auf den Spuren eines verlorenen Kontinents*, dokumentierte bei Untersuchungen vor Ort an den rätselhaften Malta-Linien, deren Sinn und Zweck bis heute unklar ist, zahlreiche Gleise, die das ganze Land durchzogen. Sogar über Landzungen hinweg lassen sich die Spuren verfolgen. Die eigentliche Überraschung zeigt sich aber erst, als der unermüdliche Forscher einige Malta-Gleise über das Ufer hinaus verfolgen konnte! An verschiedenen Stellen auf Malta, wie z. B. in Marsaxlokk oder in der St. Georges Bay, führen Cart Ruts nämlich direkt ins Meer! Eine Sensation ersten Grades! Auch in der Nähe von Gebel Gol Bahar findet man unter Wasser Zeitzeugen der Vergangenheit in Form von Doppelspuren, welche bezeugen, daß das ganze Terrain, welches nun in heutiger Zeit das Mittelmeer darstellt, von den Schöp-

fern der maltesischen Tempel und Cart Ruts erschlossen war—und zwar vor der letzten Sintflut!

Bild:

Cart Ruts auf Malta, die unter dem heutigen Wasserspiegel liegen

Ein weiterer Beleg für die Existenz uralter Kulturen wurde unlängst von B. Badrinaryan, einem führenden Geologen am National Institute of Ocean Technology (NIOT) in Indien, erbracht—mit weitreichenden Folgen für die Chronologie der Menschheit.

Badrinaryan ist ein Fachmann auf dem Gebiet der mysteriösen Harappa-Kultur, auch Indus-Kultur genannt, die in der Zeit von 5300 bis 2800 v.Chr. in der Region erblühte, in der das heutige Pakistan und Indiens Nordwesten liegen. Doch noch interessanter sind die Entdeckungen am Golf von Khambhat, die zweifelsfrei die Existenz einer prähistorischen, im Meer untergegangenen Zivilisation belegen, die durch ein Ansteigen des Meeresspiegels nach der letzten Eiszeit überflutet wurde. Bislang herrscht in der wissenschaftlichen Welt die Doktrin, daß es vor 5500 v.Chr. keine hochentwickelte Zivilisation gegeben haben kann. Als älteste Zivilisation galt bislang Mesopotamien (5500 v.Chr.), zudem die Harappa-Kultur in den nordwestindischen Regionen. Dazu gehören auch die berühmten Ruinenstädte Mohenjo-Daro, Harappa und Dholavira. Schon diese Städte hatten eine gut durchdachte Struktur mit geradlinigen Straßen, sanitäre Anlagen und ausgefeilter Kanalisation. Schon war innerhalb von Forscherkreisen also längst klar, daß es ein bedeutendes fehlendes Bindeglied zwischen den prähistorischen Jägern und Sammlern und der Harappa-Kultur gegeben haben muß.

Während mehrerer archäologischer Exkursionen im Gujarat am Golf von Khambhat entdeckten Badrinaryan und sein Team mittels Sonar quadratische und rechteckige Formationen in geometrischer Anordnung und auch Paläokanäle von Flußbetten unter Wasser, also Ausläufe der heutigen Hauptflüsse dieser Region. Es ist heute eine anerkannte Tatsache, daß während der letzten Eiszeit die Meere weltweit schrumpften und der Meeresspiegel um etwa 18.000 v.Chr. circa 130 Meter unter seinem heutigen Niveau lag. Also folgerte Badrinaryan daraus, in der Nähe der heutigen indischen Küstenregionen nach untergegangenen Zivilisationen zu suchen. Und er wurde fündig.

Anhand der Datierungen von Keramiken und anderen geborgenen Relikten konnte eine Präsenz des Menschen in der Region des Golfes nachgewiesen werden, die über 30.000 Jahre zurückreicht, also lange vor dem letzten Eiszeit-Maximum vor 18.000 Jahren. Es konnte nachgewiesen werden, daß die Menschen vor rund 20.000 Jahren damit begonnen hatten, Ton für Keramik zu brennen, vor 13.000 Jahren bereits mit einer organisierten, seßhaften Lebensweise begannen, planmäßige Wohnstätten errichteten und durchdachte Städte mit sanitären Anlagen planten. Also gab es mindestens vor 13.000 Jahren eine dauerhafte Zivilisation am Golf von Khambhat. Spuren von starken Erdbeben und anderen Kataklysmen ergaben den Nachweis, daß bei einer Katastrophe vor rund 7.600 Jahren das Ende der Zivilisation am Golf von Khambhat eingeläutet wurde. Auch spätere Siedlungen wurden abermals verwüstet oder überschwemmt.

Interessanterweise berichten alte Volkslieder der regionalen *Kacchi-Mundart* von vier großen Städten in der Nähe des Golfs, die zu prähistorischer Zeit existiert haben sollen. Dies waren allem Anschein nach Monhenjo-Daro, Harappa, Dholavira und die Metropole am Golf von Khambhat, offensichtlich die größte und älteste von ihnen. Handelt es sich bei der untergegangenen Metropole am Golf von Khambhat gar um die Überreste der einst ruhmreichen Stadt Dvaraka? Zeitlich und regional zumindest lassen sich die beiden Städte in einen Konsens bringen. Dvaraka wird im *Mahabharata* explizit als Herrschaftssitz des Gottes Krishna beschrieben. Die Stadt soll völlig überflutet worden und im Meer untergegangen sein, wenn man den Beschreibungen Arunjas, des bevorzugten Schülers Krishnas, im Epos *Mahabharata* glauben darf. Die damaligen Menschen müssen sich nach dieser Katastrophe am Golf von Khambhat über die anliegenden Gebiete ausgebreitet haben, um dann die uns heute bekannte Harappa-Kultur zu gründen und ihre Zivilisation fortzuführen. Somit handelt es sich bei der Zivilisation der heutigen Golfregion um den Vorläufer der geschichtlich bekannten Harappa-Zivilisation. Also eine prähistorische Zivilisation im Golf von Khambhat, die vor über 13.000 Jahren existierte und somit die weltweit älteste Stadt repräsentieren könnte, die sogar 7.500 Jahre älter sein muß als die älteste mesopotamische Stadt.

Potzblitz, wird der geneigte Leser denken, ist dies doch wieder ein unumstößlicher Beleg für die Sintflut! Mittlerweile gehört es in Fachkreisen zu einer gesicherten Annahme, daß das Abschmelzen der Eiszeitgletscher vor etwa 25.000 Jahren begann und vor rund 13.000 Jahren mit dramatischen Klimaschwankungen endete, die in einer weltumspannenden Katastrophe endete und eine Flutwelle auch durch die Straße von Gibraltar in das Mittelmeer einbrach. Der Einschlag eines gewaltigen Impaktkörpers ist hier ebenfalls in Erwägung zu ziehen. Welche Hochkultur wurde dabei auf Malta zerstört? Welche hoffnungsvolle Kultur wurde am Golf von Khambhat in Indien ausgelöscht? Immer mehr scheint sich zu bestätigen, daß uralte Hochkulturen, welche technisch weit den Vorstellungen unserer Archäologen und Paläontologen voraus waren, schon lange vor der Sintflut weltumspannend existierten und die Welt nachhaltig prägten.

Wenn die vorgelegten Beispiele das Wirken uralter Zivilisationen belegbar machen, dann stellt sich die Frage, wo diese Kulturen geblieben sind. Weshalb verschwanden diese anscheinend hochentwickelten Völker von der Erde? Die eine Theorie besagt, daß es sich bei diesen Hochkulturen um fremde Lehrmeister handelte, die nicht von dieser Welt waren. Andere Theorien besagen, daß diese Völker eine autarke Entwicklung auf der Erde vollzogen hatten und aufgrund katastrophaler Kataklysmen im Laufe der Erdgeschichte ausgelöscht wurden und lediglich wenige Spuren auf ihr einstmaliges Wirken hindeuten. An den dargelegten Beispielen zeigt sich die Ungewißheit über den Verbleib solcher Kulturen und wie plötzlich eine hochentwickelte, auch weltumspannend agierende Zivilisation ausgelöscht werden kann.

Auch heute sind wir vor solchen Gefahren nicht gefeit. Ein über 1.000 Tonnen schwerer Meteorit zerplatzte am 1.2.1994 über dem Pazifik, nordöstlich von Neuguinea. Kosmisch gesehen also erst vor kurzer Zeit. Zu einer gewaltigen Flutkatastrophe kam es nur deshalb nicht, weil der Meteorit sich vor Aufprall in seine Bestandteile auflöste. Dieses Beispiel veranschaulicht sehr deutlich, was bei einem

gewaltigeren Einschlag passieren kann, und das war im Vergleich zu früheren Weltuntergangskandidaten lediglich ein kleiner Vertreter des Terrors. Dabei wird man unweigerlich an die unheilvollen Ereignisse erinnert, die ein kosmischer Körper bei seinem Impakt vor etwa 65 Millionen Jahren verursachte, in dessen Verlauf die Dinosaurier ihr Regiment als Herrscher der Erde abgegeben hatten.

In diesem Bezug gibt es einige interessante Hinweise, auf die unsere Wissenschaftler heute keine nennenswerten Erklärungsmodelle geben können. Da ist beispielsweise das Füllen des Titicacasees in 4.000 m Höhe vom Meer aus oder die globalen Weltenbrände und das Bilden eines Lehmgürtels um den Planetengürtel. Ein weiteres Rätsel wäre Tiahuanaco und Puma Punku in Trümmern. Darüber hinaus fehlen noch immer gesicherte Antworten in Hinsicht auf die Sintflut, die Eiszeiten, die Schwankungen der Mondgeschwindigkeit oder die verschiedenen Weltzeitalter.

Karl. F. Kohlenberg schreibt in *Enträtselte Vorzeit* (1975): „*Wer kennt die Ursachen der Eiszeit?*“ und Ende 1990 beispielsweise wurde im Bayrischen Rundfunk von einer Tagung der Klimaforscher berichtet und dabei erwähnt, die Eiszeiten seien dadurch entstanden, daß durch eine Sperre im Atlantik kein Golfstrom hätte fließen können. Um was für eine Sperre wird es sich hier wohl gehandelt haben? Was war dann aber die Ursache der Eiszeiten? Wurde die Eiszeit durch den Impakt eines riesigen Meteoriten beendet, was zum Abschmelzen der Pole und weltweiten Überschwemmungen führte? Haben sich die Jahreszeiten erst nach diesen katastrophalen Ereignissen gebildet?

Hinweise auf katastrophale Ereignisse wie den Einschlag von Himmelskörpern (Kometen, Meteoriten, Planetenkörpern etc.) gibt es in großer Zahl. Die Erdachse muß vor Jahrtausenden auch eine ganz andere Position gehabt haben. Im amerikanischen Grinelland beispielsweise fanden Polarforscher auf 82° nördlicher Breite Steine mit Abdrücken von Pflanzen, die heute nur in wärmeren Gebieten gedeihen: Sumpfyypressen, Linden, Hasel, Schneeball, Schilf und Teichrosen, Pappeln, Kiefern und Eiben... Auf Spitzbergen waren Platanen, Magnolien, Walnussbäume, Zypressen und der im warmen Kalifornien erhaltene Mammutbaum zu Hause... Wie ein Gürtel lag einst grünes Land um den Pol, wie Kurt Welker in seinem Klassiker *Als die Jahre keine Zahlen trugen* schreibt. Die Erdachse stand damals fast senkrecht auf der Erdbahnebene. Es gab keine Jahreszeiten. Man hatte bereits Bäume ohne Jahresringe gefunden.

Bei einem Absturz großer planetarer Körper würde es auf der Erde vor und während dem Einschlag zu einer Gürtelhochflut kommen. Einen Hinweis darauf könnte die Tatsache sein, daß der Titicacasee in 4.000 m Höhe in der Vergangenheit vom Meer aus gefüllt wurde und so gewaltige Bauten wie in Tiahuanaco und Puma Punku fast völlig zerstört wurden. Theorien zufolge hat sich der südamerikanische Kontinent auch erst nach dieser katastrophalen Ereignisse aus dem Meer erhoben. (s. Blumrich)

Zitieren wir dazu wieder K.F. Kohlenberg, der in *Enträtselte Vorzeit* (S. 91) schreibt:

„*Rätselhaft ist, aus welchen Gründen Tiahuanaco plötzlich, aus reger Bautätigkeit heraus, verlassen wurde... Waffen wurden hier nicht gefunden, wohl aber unterirdische Schutzräume, schmale Gelasse mit extrem verstärkten Decken und Wänden... Einst muß, wie sich aus den Strandlinien rings um den See ergibt, der Mee-*

resspiegel um 4000 m höher gelegen haben: Die ganze Meseta war zu der Zeit eine Lagune, die mit dem Meer in Verbindung stand. Noch heute leben Fische und andere Tiere im See, die zur Meeresfauna gehören.“

Der Kalender auf dem Sonnentor von Tiahuanaco füllt ebenfalls ein Puzzelstück zu dieser Annahme. Auf diesem in Flachrelief dargestellten Kalender in Tiahuanaco sind Verhältnisse dargestellt, wie sie vor einem kosmischen Impakt geherrscht haben. Prof. Schindler-Bellamy und Peter Allan haben diesen gründlich untersucht und folgendes festgestellt:

„Zu der Zeit als der Kalender aufgestellt wurde, waren die Verhältnisse unserer Erde andere als heute. Sie drehte sich langsamer, nämlich in 290 Tagen im Jahr. Die Bewohner von Tiahuanaco hatten diese in 12 Monate zu je 24 Tagen und zwei Schalttagen eingeteilt. Der jetzige Mond war noch nicht ihr Begleiter, sondern ein selbstständiger Planet. Es gab einen anderen Mond, der viel näher bei der Erde war (5,9 Erdradien gegenüber 60). Durch seine Erdnähe hatte dieser Mond eine große Umlaufgeschwindigkeit. Er eilte der Erddrehung voraus und ging infolgedessen im Westen auf und im Osten unter. Dadurch ergaben sich 37 Sonnenfinsternisse im ‘Monat’, 447 im Jahr...“

Daß sich die Erde heute schneller dreht als damals—in 365 Tagen anstatt 290 Tagen im Jahr—erklärt sich daraus, daß dieser Urzeitmond, je näher er kam, der Erddrehung immer mehr vauseilte und eine immer größere Flutwelle mitriß. Diese brandete gegen die Kontinente an und beschleunigte dadurch die Erddrehung. Beim Absturz erhielt die Erde einen Stoß, und der Mond übertrug seine Bewegungsenergie vollends auf die Erde.

In der Folge kam es zu einem Weltenbrand, der einen weltumspannenden Lehmgürtel erzeugte. Als der planetare Körper der Erde so nah kam, daß er anfing, in die Erde einzudringen, wurden Bestandteile losgerissen und fielen glühend zur Erde. Dadurch könnte der Weltenbrand und der von Frankreich über Ungarn bis China reichende Lehmgürtel entstanden sein. Einen globalen Weltenbrand vor 65 Millionen Jahren haben der Nobelpreisträger Alvarez und sein Team nachgewiesen und bezeichnen das Ende der Riesenechsen. Ed Anders von der Universität Chicago fand eine große Menge Ruß, die dem Lehm beigemischt war, sowohl in Dänemark als auch in Neuseeland. Die Isotope des Kohlenstoffs waren an jeder Fundstelle identisch, was darauf hindeutet, daß der Ruß von einem einzigen weltumspannenden Feuer (einem Weltenbrand) stammt.

Die wissenschaftlich in Dänemark und Neuseeland nachgewiesene rußhaltige Lehmschicht liefert den Beweis dafür, daß der Verursacher des Weltenbrandes kein gewöhnlicher Meteorit, sondern ein Mond oder planetarer Körper war. Die von Alvarez untersuchten Schichten stammen aus früherer Zeit. Die Vorgänge müssen sich aber im Laufe der Erdgeschichte wiederholt haben und bis in die Menschheitsgeschichte greifen, wie wir anhand des Untergangs von Atlantis rekapitulieren können.

Als der Planetenkörper vor der Sintflut glühend ins Meer stürzte und die Erdrinde durchschlug, hatte das einschneidende Folgen: Meerwasser verdampfte, Erdbeben, plötzliche Beschleunigung der Erddrehung auf 365 Tg/a, Gewässer schwappen aufs Land, Tiahuanaco wurde in Trümmern gelegt, Vulkanausbrüche folgten, Tektiten entstanden und eine Staubwolke sorgte für eine Verdunklung der Sonne. Durch eine neue Präzession ergab sich eine Schrägstellung der Erdachse

und aus dem neuen Weltenjahr folgten Eiszeiten und neue Jahreszeiten. Man mag in dieser Hinsicht auch auf die frühere Flora und Fauna der Antarktis hinweisen, die ein wesentlich gemäßigteres Klima hatte.

Bei der Auflösung des Impaktkörpers fielen Lehm und andere Bestandteile glühend ins Meer, wodurch gewaltige Mengen Dampf entstanden. Der beim Durchschlagen der Erdrinde sich ergebende Stoß verursachte eine plötzliche Beschleunigung der Erddrehung (von 290 auf 365 Tage im Jahr, lt. Tiahuanaco-Kalender). Daß dies geschehen ist, bezeugen Felsenlabyrinth wie die „Luisenburg“ bei Wunsiedel. Zu Goethes Zeit hielt man eine Erdkatastrophe für die Ursache der Felsengärten. Weil man nicht wußte, was für eine Katastrophe das gewesen sein könnte, sind andere nicht glaubhafte Theorien aufgestellt worden. Bemerkenswert ist, daß es im Luisenburgprospekt heißt: *„Felsgebilde in labyrinthähnlichen Anhäufungen finden sich auf allen unseren Bergen und auch in anderen Granitgebirgen.“*

Die Wucht des Stoßes beim Mega-Impakt ist jenseits des Ozeans daran zu erkennen, daß die aus riesigen Steinblöcken erbauten Städte Tiahuanaco und Puma Punku in Trümmerfelder verwandelt worden sind. Wenn man sich die Trümmerfelder dort genauer anschaut, kommt einem unweigerlich der Gedanke, was für kolossale Kräfte diese für die Ewigkeit gebauten Konstruktionen durcheinander gewürfelt haben wie Spielzeug.

Als der Himmelskörper die Erdrinde durchstieß, muß es gewesen sein wie ein ungeheurer Vulkanausbruch. Es entstanden sog. Tektiten—aus Glasschmelze gebildete drei bis vier cm große Steine—und diese schossen, zusammen mit einer riesigen Staubwolke glühend in den Himmel. Während die Tektiten sich niederschlugen, umkreiste die Staubwolke lange Zeit die Erde und verdunkelte die Sonne, was mit zur Entstehung der Eiszeit beitrug. Man hat vier Gruppen verschiedenen Alters von Tektiten gefunden. Daraus geht hervor, daß sich die Vorgänge wiederholt haben und sich mehrere Kataklysmen im Laufe der Erdgeschichte ereignet haben müssen.

Die Griechen, aber auch die Azteken, kannten fünf Weltzeitalter, deren jedes mit einer schrecklichen Naturkatastrophe geendet haben soll. Da mindestens vier Tektitengruppen solche Katastrophen dokumentieren, drängt sich der Gedanke auf, beides könnte zusammenhängen. Der verstorbene Altertumsforscher und Buchautor Walter Closs hat die größten fünf Weltzeitalter wie folgt eingeordnet: Ein Einschlag vor 34 Millionen Jahren, ein weiterer vor 14,6 Millionen Jahren, dessen Spuren man heute im Nördlinger Ries findet. Ein weiterer Einschlag ereignete sich vor etwa 1 Million Jahren in der heutigen Gegend des Bosumtwi Sees. Vor etwa 700.000 Jahren ereignete sich eine ebenfalls globale Katastrophe und mit einem vernichtenden Impakt in der Jetztzeit wurde das 5. Weltzeitalter eingeläutet.

Da die Erde wie ein großer Kreisel ist, reagierte sie auf den Stoß des Einschlags nach den Kreiselgesetzen, d.h. ihre Achse neigte sich. Ja, sie soll sich sogar überschlagen haben, denn Herodot berichtet von einer Überlieferung der ägyptischen Priester, der zufolge die Sonne zweimal da aufgegangen sei, wo sie sonst unterging. Eine entsprechende Stelle findet sich bei Plato im „Politeia“. Auf jeden Fall wurde durch den Stoß eine wesentlich größere Neigung der Erdachse als heute verursacht und dadurch die Eiszeiten ausgelöst. Daß sich die Erdachse wieder aufrichtet, dürfte darauf beruhen, daß die Erdkugel an den Polen abgeflacht ist. Wichtig ist: Durch das Alter der letzten Tektitengruppe—700.000 Jahre—und

durch die Dauer der Eiszeit—ebenfalls 700.000 Jahre—kommt man, in Bezug auf den Zeitpunkt des Impakts zum selben Ergebnis. Ohne Schrägstellung der Erdachse (z.Zt. 23°) gäbe es keine Jahreszeiten. Wir hätten Verhältnisse wie in der „Urwarmzeit“.

Die Sintflut hat ebenfalls in vielen Überlieferungen ihren Ursprung, was auf einen weltumspannenden Kataklysmus hindeutet. Nach dem Impakt fehlte plötzlich eine im Vorfeld herrschende Anziehungskraft auf die Meere und eine Gürtelhochflut floß in ungeheurem Schwall zu den Polen ab. War das die Sintflut, von der über 100 Sagen rings um die Erde berichten?

Eine Eiszeit hat ebenfalls verschiedene Ursachen und würde sich entsprechend in katastrophale Ereignisse einfügen. Der serbische Mathematiker und Astronom Milutin Milankovic (1871–1958) hat aufbauend auf den Ansichten von James Croll (1821–1890) die astronomische Theorie der Eiszeiten entwickelt. Nach diesen hängen die Vereisungszyklen mit drei Faktoren zusammen:

—der Veränderlichkeit der Erdbahnellipse

—der Veränderlichkeit der Neigung der Erdachse

—der Präzession der Erdachse (der Frühlingspunkt umwandert die Ekliptik in 26 000 Jahren)

Als in späteren Epochen ein neuer kleiner Planet von der Erde eingefangen wurde, wurde das Wasser wieder mehr zum Äquator hin angezogen. Ein Beleg dafür ergibt sich daraus, daß das Flußbett des Kongo bis weit in den Ozean hinein festgestellt werden kann und daß die Bauten unter dem Meeresspiegel auf Nan Madol im Pazifik, bei den Bahamas, in Indien am Golf von Khambhat, zwischen Portugal und Madeira, vor Lanzarote, Malta und bei Bimini zu einer Zeit errichtet worden sein müssen, als der Meeresspiegel erheblich niedriger war.

Dazu gehören auch die Schwankungen der Mondgeschwindigkeit. Wenn Hoimar von Ditfurth in *Kinder des Weltalls* meint: „*Was war das für eine geheimnisvolle Ursache, die den Mond etwas mehr als hundert Jahre lang zu beschleunigen schien, um ihn dann ebenso wieder abzubremsten?*“ so erklären sich diese Schwankungen vielleicht aus dem Übergang des Mondes von der Bahn um die Sonne auf die Bahn um die Erde. Der Mond pendelt immer noch nach. Walter Closs fand ebenfalls heraus, daß es ein neues, ganz großes Rätsel gibt. Denn wie ist es möglich, daß in der „Kunde der Wala“ (Yoluspa) der Edda so viele Einzelheiten angeführt sind, die von einem Absturz eines Himmelskörpers handeln und im finnischen Kalewala wird der Mond sogar beim Namen genannt und ein Weltenbrand und die Eiszeit erwähnt. In seinem bahnbrechenden Klassiker *Sie kamen vom Mond* belegt der Autor, daß die Weltgeschichte ganz anders verlief, als man glauben will. Auffällig auch die im vorangegangenen Kapitel beleuchteten Parallelen zu den Überlieferungen aus Indien und Ägypten, die ebenfalls von einem „Berg“ aus dem Himmel berichten, der zur Erde stürzte.

In diesen Überlegungen dürfen die Polverschiebungen nicht vergessen werden, denn die Lage der Pole hat sich im Laufe früherer geologischer Epochen schon oft geändert. Ob diese Polverschiebungen völlig autark oder in Verbindung mit kosmischen Katastrophen auftraten, sei einmal dahingestellt. Die Beweise aber dafür, daß solche Polverschiebungen stattgefunden haben, sind heute mehr als bekannt. Spuren von dicken Eisdecken in Afrika und Indien, Restmagnesium in Urgesteinen, die Verteilung alter Korallenriffe und Kohlelagerstätten rund um den Erdball

sind mehr als eindeutige Hinweise darauf, daß die Pole von der heutigen Äquatorregion zu ihren heutigen Stellen gewandert sind. Im Gegensatz zu traditionellen Auffassungen müssen diese Polwanderungen aber plötzlich in mehreren Schüben oder Sprüngen geschehen sein.

In der Zeitspanne von 50.000 bis 12.000 Jahren lag der Nordpol beispielsweise in der Region der Hudson Bay im Osten Kanadas. Wie schon angeführt wurde, lag der Meeresspiegel zu jener Zeit rund 130 Meter unter dem heutigen Niveau, da dicke Eisschilde weit in die heutige USA reichten und halb Europa bedeckten. Währenddessen war Sibirien, heute eine der klimatisch lebensfeindlichsten Regionen der Erde, in einem gemäßigten Klima, in dem sich die Mammuts pudelwohl wühlten und offensichtlich ausreichend Nahrung fanden. Auf der anderen Seite der Welt waren Australien und Neuseeland ebenfalls von Eisgletschern bedeckt, während die Antarktis, die heute unter einem dicken Eispanzer liegt, damals teilweise eisfrei war. Sedimentkerne aus der Region des Weddell-Meeres belegen beispielsweise, daß im späten Pleistozän große Flüsse diesen Teil der Antarktis durchzogen haben müssen. Ein wohl deutlicher Hinweis darauf, daß das Klima in einem Teil der Antarktis während der Eiszeit wesentlich milder war als heute.

Die Polverschiebungen müssen jedenfalls geologisch gesehen relativ plötzlich gekommen sein und nicht über einen längeren Zeitraum gewirkt haben, wie allgemein angenommen wird. So jedenfalls lassen sich die Schockgefrierungen der Mammuts erklären, die noch nicht einmal Zeit genügend Zeit fanden, aus einer klimatischen Katastrophenzone herauszukommen und unter dem Eis begraben wurden. Selbstverständlich können die Polverschiebungen von einem Impakt eines großen Himmelskörpers herrühren, also eine Kombination von zwei aufeinanderfolgenden katastrophalen Ereignissen die Welt aus den Fugen gehoben hätte. Eine sofortige Polverschiebung wäre die Folge gewesen und deckt sich mit den Spuren rund um den Erdball. Waren diese Ereignisse vor 12.000 Jahren der Auslöser für den Untergang der uralten Kulturen?

Kapitel IV

Die Gigantomanie der Megalithiker.

Die Megalithkultur mit ihren großartigen Spuren monströser Baukunst ist überall in der Welt zu finden. Die steinernen Zeugen sind die Überreste eines uralten Wirkens, so beispielsweise bekanntermaßen in England oder Frankreich. Verwandte Bauart der Megalithkunst findet sich auch in Südamerika, wie bei den gigantischen Mauern von Sacsayhuaman, wo megalithische Felsen paßgenau zu einer riesigen Festung aneinandergereiht wurden.

Die steinernen Zeugnisse einer uns unbekanntem Geschichtsschreibung warten bis heute auf nachvollziehbare Erklärungen und Zusammenhänge. So verhält es sich auch mit dem weltumspannenden Phänomen der „Megalithis“, deren Urheber sich bewußt für riesenhafte Bauelemente entschieden haben, um ihre Bauwerke für die nachfolgenden Generationen gegen jede Art von natürlicher Erosion und Vergänglichkeit zu schützen. Eines der bekanntesten Bauwerke dieser Art liegt in

der Tiefebene von Salisbury/England und steht seit fast fünftausend Jahren als Monumentalbauwerk, das die Menschen genauso fasziniert wie die ägyptischen Pyramiden: der Megalithkreis von Stonehenge. Die gängige Archäologie legt die erste Bauetappe dieses Steingiganten etwa ins Jahr 2800 vor Christus. Wenn wir die gängige Geschichtsschreibung zu Rate ziehen, war das eine Zeit, in der unsere Vorfahren mehr oder weniger noch von Baum zu Baum sprangen, auf Feuerstellen ihr dürftiges Süppchen kochten und sich mit primitiven Steinwaffen gegenseitig die Schädel einschlugen. Die keltische Hochkultur datiert ungefähr 1600 bis 2000 Jahre später, selbst die kulturell beeindruckenden Völker wie Hethiter, Ägypter oder Assyrer trafen auch wiederum nach gängiger Lehrmeinung erst einige Jahrhunderte nach der Erbauung von Stonehenge auf den Plan. Da es zur Zeit der Entstehung des größten Megalithkreises Europas noch keine Schrift gab, liegt sein Ursprung im Dunklen. Wir wissen nur, daß Stonehenge anscheinend drei bauliche Etappen gehabt hatte. Ob und inwiefern diese Bauvorhaben miteinander zusammenhängen oder sie lediglich bauliche Veränderungen durch einen jeweils vorherrschenden Kulturkreis erfahren haben, bleibt ungewiß, ebenso wie der Rest zum Thema Stonehenge—auch von der schulwissenschaftlichen Seite—reine Spekulation bleibt. Wenn man aber bedenkt, auf welchem Entwicklungsstand sich die Völker Europas zur damaligen Zeit befanden, so stellt sich die Frage, wer oder was das nötige Wissen besaß, diesen Bau auszuführen und welche Technik dahinterstand.

Die damals verwendeten Werkzeuge bestanden aus Feuerstein, Holz und Knochen. Mit Hilfe dieser Werkzeuge schlug man 30 Blöcke von 4,3 Meter Höhe und je 25 Tonnen Gewicht aus einem 380 Kilometer entfernten Steinbruch, denn nur dort kommt die Gesteinsart, aus dem die Blöcke bestehen, vor. Man transportierte die Blöcke auf irgendwelche Weise an den vorgesehenen Standort und richtete zusätzlich das Bauwerk astronomisch exakt aus—und das alles mit steinzeitlichen Mitteln, versteht sich. Die Transporttheorie, die Blöcke wären mittels Holzschlitten zum Bestimmungsort transportiert worden, scheidet an der dafür nötigen Infrastruktur. Wie also gebaut? Die Zeugen der Vergangenheit mögen zu uns sprechen. Schon 1963 hatte der Astronom Gerald Hawkins herausgefunden, daß der Megalithkreis eine exakt ausgerichtete Sternwarte zu sein scheint. Nach seinen Ergebnissen präsentiert sich Stonehenge als Observatorium. Die Bestimmung der Sonnenwenden, die Vorausbestimmung der Mondphasen und Sonnen- und Mondfinsternisse und Datenermittlung über viele Fixsterne, wie u.a. Antares, Wega oder Deneb bezeugen ein immenses Wissen, ein Wissen von wem auch immer. Hatte der Zauberer Merlin seine Finger im Spiel? Oder erklärt sich diese phantastische Tatsache doch eher mit unvoreingenommener Betrachtung?

Im Computerzeitalter kann man an fast allen Megalithbauten astronomische Ausrichtungen ermitteln. Stonehenge präsentiert uns allem Anschein nach sogar ein maßstabsgetreues Modell des Sonnensystems. In heutigen Tagen legen wir ebenfalls maßstabsgetreue Modelle des Sonnensystems in die Landschaft, wie z.B. im dänischen Ort Lemvig, wo ein zwölf Kilometer langer Planetenpfad im Maßstab 1:1 Milliarde mit auf Granitsockeln platzierten Planetenmodellen geradezu dazu einlädt, an einer Wanderung durch den Planetenraum teilzunehmen. Doch ein Modell des Sonnensystems aus der Steinzeit? Mit geradezu monströsen Gesteinsbrocken?

Man kann sich schwer vorstellen, wie die Baumeister in der damaligen Zeit ihre Monumente entworfen und ausgeführt haben. Und dennoch finden wir überall auf der Welt, und besonders ganz in unserer Nähe, Megalith-Konstruktionen und Menhire zuhauf, insbesondere auch in der französischen Bretagne, die voll von monumentalen Zeugnissen ist. Die riesenhaften Steinreihen von Le Menec, Kermario Kerlescan und Kerzerho, die Menhire von Locmariaquer Manio I und Manio II, sowie verschiedene Tumuli, Dolmen und Cromlechs offenbaren uns ein wahres Fieber der Megalithkunst.

Es gibt sie aber auch im deutschsprachigen Raum, die Megalith-Fieberwelle, die vor Jahrtausenden ein Wissen und eine Technologie darlegten, die enorme Beachtung verdient. Ihre Verbreitung begann nach Auffassung der Archäologen mit dem Ende der Jungsteinzeit um 2000 v.Chr. Niemand kann das Alter jedoch genau bestimmen, denn Menhire standen wahrscheinlich schon an ihrem Ort, als spätere Kulturen anfangen, diese zu verehren oder ihre Lagerfeuer darum zu zünden. Der Menhir, ein bretonisches Wort keltischen Ursprungs, das aus den Silben *men* = Stein und *hir* = lang zusammengesetzt ist und somit *langer Stein* bedeutet, ist fast überall auf der Welt zu finden. Sogar in Deutschland finden sich zahllose einzelstehende Menhire, wie beispielsweise der Gollenstein von Blieskastel, den ich aufgrund seiner monumentalen Größe selbst als überaus beeindruckend empfinde.

Bild:

Der Riesen-Menhir von Blieskastel, ein beeindruckendes Zeugnis
der Megalith-Kultur

Der Gollenstein von Blieskastel leitet seinen Namen von dem Wort *colus* ab, was Spinnrocken bedeutet. Er ist mit über sieben Metern der größte Menhir in Mitteleuropa. Der Ursprung und Zweck ist—wie bei der überwiegenden Zahl der Megalithbauten—weitgehend unbekannt. Allgemein hin wird angenommen, daß seine Entstehung in der Jungsteinzeit mit dem Sonnen- und dem Phalluskult in Verbindung steht. An der Spitze des Menhirs finden sich hierzu auch seltsame Einkerbungen, die man mit dem Phalluskult in Zusammenhang bringen könnte. An dem Stein finden sich auch Bearbeitungsspuren neueren Datums, wie z.B. die vermutlich im Mittelalter eingemeißelte Heiligennische. Im Zweiten Weltkrieg wurde versucht, den Stein flach zu legen, damit dieser nicht als Zielpunkt für die französische Artillerie dienen konnte. Bei dieser Aktion zerbrach der Gollenstein in drei Teile und beim heute wieder aufgerichteten Stein läßt sich dadurch kaum noch die menschliche Figur ausmachen, die rechts unterhalb der Nische schwach erkennbar ist. Ob es sich bei dieser Darstellung um den keltischen Wettergott Taranis handelt, wie vor Ort behauptet wird, ist unklar.

Nun ist der eigentliche Zweck des Menhirs und der Megalithkultur schwer nachvollziehbar. Mit Bestimmtheit kann man nur sagen, daß der Menhir in der Megalith-Kultur Ausdruck des Ewigen, Göttlichen, der Träger überirdischer Kräfte war. Sogar die Bibel kennt diese steineren Ungetüme und dem guten alten Jahwe im Alten Testament war die Steinanbetung sogar ein Dorn im göttlichen Auge. Dort heißt es nämlich:

„Du sollst neben dem Altar des Herrn, deines Gottes, den du dir baust, keinen Kultpfahl, keinerlei Holz einpflanzen.“ (Mose, 16, 21)

Und weiter :

„Du sollst kein Steinmal von der Art errichten, die der Herr, dein Gott, haßt.“ (Mose, 16, 22)

Und somit gab Jahwe den Befehl, die Kultsteine zu zerstören, was bis in das mittelalterliche Christentum fortgesetzt wurde. Daß dies ein vergebliches Unterfangen war, sah man an der Tatsache, daß noch in unserem Jahrhundert bei französischen Menhiren Fruchtbarkeitsriten beobachtet wurden und diese nach eigenen Recherchen auch in Deutschland weiterhin praktiziert werden. Doch das ist eine andere Geschichte.

Ein anderer imposanter Menhir steht in der Grünanlage mitten in Martinshöhe (Kreis Kaiserslautern), wo ein mächtiger Menhir Kunde vom götter- und ahnenheiligen Glauben ferner Vorfahren auf der Sickinger Höhe Kunde gibt. „Theisse Stein“ nannten ihn die Alten, heute heißt er „Römerstein“. Der Gigant besteht aus einem einzigen roten Sandsteinfelsen und ist künstlich geformt worden. Ursprünglich reckte er sich fast sechs Meter hoch in den Himmel. Diese majestätische Größe machte ihn über Jahrtausende hinweg zum Pendant des bekannten „Gollenstein-Menhirs“ bei Blieskastel. Auf dem Rösberg bei der Ziegelhütte hielt der Menhir in voller Größe einst jahrhundertlang am von Landstuhl heraufziehenden Höhenweg seine Wacht. Nach altem Brauch sicherte er dort als Dreimärker den Grenzfrieden der Gemeinden Martinshöhe, Langwieden und Landstuhl. Zweimal wurde der Koloss versetzt. Dabei wurde das massige Unterteil zur Gewichtsreduzierung abgestoßen. So etwa auf die Hälfte der Gesamtlänge verkürzt, wurde das Oberteil des Hünensteines vor dem Haus der Familie Theiss aufgestellt. Heute hat er—noch imposante 2,70 Meter hoch—einen Ehrenplatz im Park.

Niemand aber kennt das wahre Alter des Steinmals. Sein Standortwechsel kompliziert die Nachforschungen. Phallus-Form und Obeliskengestalt des hochragenden Langsteins erinnern in der Tat an den im nachbarlichen Bliesgau thronenden „Gollenstein“, der Blieskasteler Mega-Menhir. Ob beide von den gleichen unbekanntem Urhebern errichtet worden sind, läßt sich zwar vermuten, aber nicht beweisen. Auch Siedler der frühen Bronzezeit kommen als Schöpfer vieler Steinmale auf der Sickinger Höhe in Betracht und können ebenfalls die Erbauer in Martinshöhe gewesen sein. Träfe das zu, würde das fast viertausend Jahre Vergangenheit des Obeliskens bedeuten. Für die Kelten der Eisenzeit, die die Höhenregion anschließend besiedelten, wäre er dann schon mehr als tausend Jahre alt gewesen. Landläufig wird der Menhir von Martinshöhe „Römerstein“ genannt. Das lateinische Kürzel SPQR soll sich in einer Umrahmung auf der Steinsäule befinden haben, ist jedoch heute nicht mehr zu finden. Dennoch ist der Name geblieben und erinnert an die Zeit, als religionstolerante Römer auf der Sickinger Höhe, damals als ein Teil von Belgisch-Gallien, den Menhir offensichtlich für ihren Kultus adoptierten. Daß sie selbst den Stein errichtet haben, ist damit nicht ausgesagt und eher unwahrscheinlich.

Aus der nachfolgenden germanischen Besiedlungszeit gibt es lediglich eine Sage. Am Urstandort des Menhirs soll der „Schlapphut“ spuken. Man meint damit den „Wilden Jäger“, einen „Alb“ oder „Aufhocker“, vielerorts das „Drückemännchen“ genannt. Überschreitet ein nächtlicher Wanderer dessen Banngrenze, so

setzt es sich auf seinen Rücken und läßt sich, immer schwerer werdend, durch die Gemark tragen. Hinter dieser Erzählung stecken mythische Vorstellungen aus germanischer Zeit, insbesondere die Gestalt Wotans. Die Sage gibt der Nachwelt Kunde vom heidnischen Hochwert des Steinmales bei Martinshöhe in anfangs alemannischer und später fränkischer Zeit. Der beilförmige Gigant hat jedenfalls alles, was zu einem germanischen Götterhochsitz und einer kultgeschützten Thing- und Malstätte gehört. Daß die alle römischen Zeugnisse kurz- und kleinschlagenden nordischen Stämme den Menhir zu Martinshöh' verschonten, spricht für sich selbst und gibt zur Vermutung Anlaß, daß auch sie die uralte Himmels säule kultisch adoptiert und sei dem 5. und 6. nachchristlichen Jahrhundert für ihre Zwecke genutzt haben könnten. Rätsel geben auch die breitseitig und in jeweils unterschiedlicher Zahl von der Kammlinie des Menhirs senkrecht nach unten verlaufenden Steinrillen auf. Witterungseinflüsse allein können sie nicht geschaffen haben. Ob es sich dabei um kultische Wetzrillen handelt, bedarf weiterer Klärung.

Auch die Christen des Mittelalters respektierten den magischen Charakter des „Alten von Martinshöhe“ und verteufelten ihn nicht. Weder Kreuz und noch Statuen-Nische wurden eingemeißelt. Eine christliche Umwidmung des altheidnischen Steinmales gab es nicht. Erst in jüngerer Zeit ist die überlieferte Scheu vor dem steinernen Zeitzeugen auf der Sickinger Höhe so weit gesunken, daß sein Halbieren und Versetzen möglich wurden. Übrig bleibt der Wunsch, daß der hochmächtige Menhir zu Martinshöhe eines Tages wieder an seinen angestammten Platz zurückkehrt. Vielleicht wäre es dann mit dem nächtlichen Spuk vorbei, wenn der „Schlapphut“ an altgewohnter Stelle auf seinem steinernen Träger endlich wieder Ruhe fände.

Menhire gibt es reihenweise in Deutschland. Es würde ganze Bücher füllen, wenn man alle Menhire im deutschsprachigen aufzählen wolle, daher beschränke ich mich auf einige ausgewählte Beispiele. In der Region um Kassel scheinen sich die Megalithiker erst so richtig ausgetobt zu haben. Rund um den bekannten, rätselbehafteten Odenberg kann man eine Reihe von Menhiren entdecken. Im Einzelnen sind das folgende Steinmale:

Werkel: Da ist zum Einen der Menhir von Werkel, der noch nicht einmal mannshoch ist, aber an einer gut sichtbaren Stelle im Ort steht und einen idealen Aussichtspunkt darstellt. Interessanterweise ist der Menhir von Werkel mit rätselhaften geraden, nach unten verlaufenden Rillen und kleinen, tiefen Löchern an den Seiten versehen, die einen regelmäßigen Abstand erkennen lassen.

Bild:

Riesen-Menhir von Wolfershausen

Wolfershausen: Der Menhir von Wolfershausen ist dagegen ein recht beeindruckendes Exemplar seiner Spezies. Die gewaltige Größe und das Gewicht von mehreren Tonnen macht ihn schon fast zu einem kleinen Verwandten der Riesensteine von Stonehenge oder Carnac. Etwa zwei Mannshöhen hoch und ebenso breit ist der Stein ein einsamer Koloß im Feld.

Maden: Bei dem langen Stein von Maden handelt es sich dagegen wieder um eine kleine Ausführung, allerdings kann er immer noch mit einer guten Mannshö-

he aufwarten. Auch bei ihm finden sich merkwürdige Bearbeitungsspuren, wie beispielsweise die ominöse Eindrücke in Form einer Hand, die auch im Volksmund als „Teufelskralle“ bezeichnet wird.

Guntershausen: Der absolute Winzling unter den Menhiren aber ist sogenannte „Riesenstein“ in Guntershausen. Bei der Namensgebung müssen die Verantwortlichen einen soliden Humor besessen haben, denn der Stein geht einen normalen Menschen gerade mal bis zu den Knien. Man kommt sich etwas verschaukelt vor, wenn man auf der Suche nach dem in der Literatur so genannten „Riesenstein“ dann in Natura gegenüber steht. Allerdings handelt es sich definitiv um einen dokumentierten Menhir. Er zeigt als besonderes Merkmal eine interessante, tiefe Rinne, an der nachweislich bis in unserem Jahrhundert hinein Fruchtbarkeitsriten vollzogen wurden, indem Jungfrauen mit ihrem blanken Hinterleib über den Stein gerutscht sein sollen. Dies zeigt abermals eine Urerinnerung an alte Kulte und Rituale, die heute wahrscheinlich kaum mehr nachvollziehbar sind.

Bild:
Menhir von Werkel

Großenritte: Last but not least bildet der Hünstein im Baunataler Vorort Großenritte den Abschluß des trapezförmigen Fünfecks. Leider kann man heute kaum noch eine maßstabsgerechte Anordnung nachweisen, da einige Steine, wie ausgerechnet der Hünstein in Großenritte, wegen baulicher Maßnahmen ortsversetzt wurde. Meist handelt es sich dabei nur um ein paar Meter, aber die ursprüngliche Lage läßt sich kaum noch verifizieren, wenn heute auf den ehemaligen Standorten nette Vorstadt-Einfamilienhäuser stehen. Den genauen Standort kann man aber dank vorhandener Aufzeichnungen gut ausmachen. Trotz einiger Standortwechsel von einigen Metern hat sich beim Blick auf die Landkarte die ungefähre Andeutung einer geometrischen Ausrichtung erhalten, die darauf schließen läßt, daß ebenso wie in den englischen Steinkreisanlagen von Stonehenge oder den Steinreihen von Carnac eine ursprünglich astronomische Ausrichtung vorhanden gewesen sein muß oder ein anderer, sinngemäßer Zweck hinter der Planung stand.

Im Harz, in dessen Umgebung und Randlandschaften gibt es ebenfalls unzählige Felsen und Steininformationen, die seit Jahrhunderten oder gar seit Jahrtausenden von Menschen als Kult- bzw. Opferstätten benutzt wurden. Der Brocken beispielsweise ist der höchste Berg des Harzes. Sein Gipfel liegt in 1141 Meter Höhe über dem Meer und oberhalb der Baumgrenze. Das gesamte Gebiet um den Brocken herum ist als Nationalpark deklariert.

Der Brocken, oder der Blocksberg, wie er im Volksmund heißt, ist einer der interessantesten Schauplätze. Hier trägt die Natur zu einem leichten Schauergefühl nicht ganz unwesentlich bei. Dichte Nebelschwaden, von Stürmen und Schneelasten umgestürzte Bäume und schwer begehbarer Wanderwege sind nicht unbedingt eine Einladungskarte für den Brocken. Hinzu kommt, daß der Brocken allgemeiner Treffpunkt für Geister und Hexen ist. Hier wird auch alljährlich in alter Tradition die Walpurgisnacht gefeiert.

Unsere heutige Bezeichnung *Hexe* leitet sich vom althochdeutschen Wort *hagazussa* (Zaunweib) ab. Dieser Begriff wird etwa seit dem 16. Jahrhundert für die weiblichen Individuen verwendet, welche geheime Künste beherrschen oder Zau-

berkräfte besitzen. All ihre dämonischen Fähigkeiten erhalten die Hexen angeblich durch einen Pakt mit dem Fürsten der Finsternis.

In vorchristlicher Zeit gab es im Harzgebiet vermutlich noch keinen im Volk fest verankerten Glauben an Hexenwesen. Diese Vorstellung entstand wahrscheinlich erst in der Zeit des Hochmittelalters. Der ursprünglich noch recht diffuse Hexenglaube erhielt im Laufe der Zeit immer mehr Konturen. So wurde den Hexen anfangs nachgesagt, Krankheiten und Tod herbeiführen sowie materielle Schäden anrichten zu können.

Später, etwa im 16. Jahrhundert, kam die Vorstellung vom Hexensabbat hinzu. Bei dieser Feier in Form einer schwarzen Messe wurde der Teufel von den Hexen verehrt und christliche Symbole und Handlungen pervertiert. Sexuelle Ausschweifungen, undurchsichtige Zauberei, obszöne Rituale wie das Küssen des Gesäßes des Teufels, wilde Tänze, Kannibalismus und Kindermord gehörten zum Repertoire dieser nächtlichen Orgien.

Die Anreise der Hexen zum Hexensabbat erfolgte angeblich durch die Lüfte. Dabei benutzten sie Besen, Mistgabeln oder Tiere als Fluggeräte, welche sie vorher ebenso wie sich selbst mit einer Hexensalbe einrieben, die halluzinogene Zustände hervorrief. Ob dies alles der Grund dafür ist, daß der Brocken ein leicht beklemmendes Gefühl bei dem Einzelnen auslöst, möge jeder Besucher für sich selbst beantworten.

Bei den Märchen, Sagen und Mythen um diesen Berg, gab es Veränderungen bei der Bezeichnung. Bloicksberg, Blokkesberg, Blocks-Bergs und eben den Blocksberg, dessen Nachname jedem Kind bekannt ist, welches die zahlreichen Geschichten von Bibi Blocksberg kennt.

Seit Jahrhunderten erzählte man sich schauerhafte Geschichten vom Brocken, dem oft in Nebel und Wolken umhüllten Berg. Wohl aus Unwissenheit dichtete man dem Berg ein Treiben von Hexen, Teufeln, Kobolden und anderen Gestalten an. Selbst der große Goethe konnte sich der Faszination dieses Berges und seiner Mythen nicht entziehen. Mit seinem „Faust“ und dem Überflug der Hexen vom Hexentanzplatz bei Thale zum Brocken, wurde nicht nur ein bedeutendes literarisches Werk geschaffen sondern wohl auch unbewußt die „Brockenhexe“ als Harzer Symbolfigur in den Vordergrund geschoben.

Zu den vielen Sagen trug vielleicht bei, daß die Spitze des Brockens etwa 300 Tage im Jahr im Nebel liegt. Dadurch sind seltene optische Effekte zu beobachten, sogenannte Halos. Darüber hinaus trug das nach Augenzeugen mehrfach beobachtete Brockengespenst zu den Geschichten bei, welches den Wanderern Schrecken einjagt. Dieser Effekt entsteht durch die Nebel- und Wolkenfelder, die unheimliche Schattenwürfe durch die Luftbewegung verursachen. Beschrieben wurde dieses Phänomen zuerst von Johann E. Silberschlag im Jahre 1780 und auch von Goethe, der zweimal den Brocken bestieg und als erster überhaupt eine Winterbesteigung des Berges vornahm.

Heute bekommen Sie als Souvenir diese beliebten Hexen in fast jedem Geschäft im Harz. Wobei der Wunsch nach einer originalen und dazu handgeschnitzten Hexe in den wenigsten Fällen in Erfüllung geht. Die meisten Hexen haben ihren Geburtsort in China, Taiwan und anderen Ländern. Doch gerade in der Walpurgisnacht erkennt so manch ein Mann, wie viele schöne und zauberhafte Hexen es in unserem schönen Harz doch geben kann.

Heute ist der Brocken hauptsächlich eine Wetterstation, die seit 1895 installiert ist. Der Berg ist durch extreme Wettersituationen und überraschende Wetterwechsel meteorologisch sehr interessant. Durch die oftmals haushohen Schneemassen ist der Berg ebenfalls ein beliebtes Wintersportziel. Ich habe selbst einige Jahre im Harz gelebt und die teilweise katastrophalen Schneefälle miterlebt. Kurioserweise gehen die Einwohner durch ihre langjährigen Erfahrungen recht souverän mit diesen Schneemassen um, was jeden Flachländer zur Verzweiflung bringen würde. In meiner Zeit bei der Bundeswehr war ich in Osterode stationiert und im Rahmen meiner ABC-/Selbstschutz- und Überlebensausbildung mit dem winterlichen Wald recht eingehend auf Tuchfühlung gegangen. Daher weiß ich, von welcher „weißen Pracht“ ich erzähle. Die Zukunft wird zeigen, wie es im Rahmen der Klimaerwärmung um den Brocken stehen wird.

Wer den Brocken bestiegen und etwas Zeit mitgebracht hat, sollte sich den direkt auf dem Gipfel befindenden Brockengarten nicht entgehen lassen. Er wurde bereits 1890 angelegt und beherbergt mehr als 1.400 Pflanzenarten, darunter so seltene wie die Brockenanemone und das Brockenhabichtskraut.

Im Gegensatz zum gepflegten Brockengarten ist der Wald um den Brockengipfel herum verwildert. Das ist aber so gewollt und soll auch so sein. Auf einer Fläche von etwa 1.000 Hektar befindet sich hier einer der letzten Urwälder Mitteleuropas. Die Natur kann sich nach ihren eigenen Gesetzen entwickeln und es wächst ein artenreicher Mischwald heran—im Gegensatz zu dem meist künstlich angelegten Fichtenwald in den tieferliegenden Regionen. Dieser naturnahe Wald besitzt ein stabileres Ökosystem als der Nutzwald mit Fichten-Monokultur, welcher in erster Linie als Rohstofflieferant für den Bergbau bestimmt war.

In der Unterharzregion bei Blankenburg in der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik liegt ein weiteres Objekt, das ebenfalls kultische Verwendung fand: Die sogenannte Teufelsmauer. Zwar sind die aufgeschichteten Felsbrocken der Sage nach vom Teufel selbst errichtet worden, doch handelt es sich hier um eine, wohl beeindruckende, jedoch rein geologische Formation. Hier und da nur scheint man im Fels mit ein bißchen Fantasie die ein oder andere Figur oder Gesichter zu erkennen.

Die sich über mehrere Kilometer am nördlichen Harzrand entlang ziehende Teufelsmauer ist eine steilstehende Schichtrippe aus Heidelberg-Sandstein der Oberkreide (Santon). Das Gestein ist teilweise verkieselt und von einer Vielzahl schmaler Quarzleisten durchzogen. Dadurch erhält jeder Abschnitt eine unverwechselbare Charakteristik.

Die Sage um die Teufelsmauer geht in die Entstehungszeit der beeindruckenden Anlage zurück:

„Vor Urzeiten, als Gott und Teufel die Erde unter sich aufteilten, wurde zwischen beiden vereinbart, daß dem Teufel all das Land gehören sollte, welches er in einer Nacht bis zum ersten Hahnenschrei mit einer Mauer umbauen konnte. In jener Nacht, als der Teufel sein Bauwerk begann, war nun aber eine alte Frau unterwegs, die auf dem Markt einen Hahn verkaufen wollte. In der Dunkelheit stolperte sie, und der Hahn erschrak sich dabei und begann zu krähen. Der Teufel hörte dies und dachte, daß seine Zeit schon um sei und riß vor lauter Wut die Teufelsmauer wieder ein. Die Reste sind bis auf den heutigen Tag stehengeblieben.“

Die Sage von den drei Elfen ist ebenfalls von kulturhistorischem Interesse:

„Einst hatte ein Kriegsmann als Dank für seine Dienste ein Stück Land hinter Thale, zur Teufelsmauer hin, erhalten. Das rodete er im Schweiß seines Angesichts. Fast hatte er sein Tagewerk vollbracht. Die Stämme lagen kreuz und quer, welk hingen die Zweige. Nur noch drei Bäume standen gegen den Abendhimmel und er war zu müde, noch Hand an sie zu legen. Wie er jedoch im Einschlummern begriffen war, schien es ihm, als vernähme er Jammern und Wehklagen und er sah kleine Frauengestalten, durchschimmernd wie Nebelwölkchen, in den Zweigen, die barmten, daß sie nun auch ihr Leben verlieren sollten wie ihre Schwestern. ‚Euch soll kein Leid geschehen‘, rief er und hielt sein Wort. Als jedoch viele Jahre später ein Nachfahre auch diese Bäume abhackte, dorrt der Boden aus, und der Wind trug ihn davon und mit ihm den Reichtum. So ergeht es all jenen, die der kleinen Geister nicht achten wollen und nichts weiter sehen als nur sich selbst und ihre Habgier.“

In der Nähe der Teufelsmauer befinden sich die „Gewittergrotte“ und der Fuchsbau, ein künstlicher begehbarer Felskeller. Das östliche Ende der Blankenburger Teufelsmauer wird durch eine kleine mittelalterliche Wehranlage, die Kucksburg, beherrscht.

Darüber hinaus gibt es noch zahlreiche weitere Plätze in der Harzregion, die schon seit Urzeiten eine Faszination auf die Menschen ausgeübt haben und hier kurze Erwähnung finden sollen. Sie sind auf jeden Fall im Rahmen einer Harz-Tour besondere Ziele.

Da sind z.B. die Elfensteine bei Bad Harzburg oder die Käste-Klippen mit Zyklopenmauer. Die Kästeklippen sind eine Gruppe beeindruckender Granitfelsen hoch über dem Okertal. Sie erheben sich bis zu 605 Meter über den Meeresspiegel. Diese Felsgebilde sind eines der bekanntesten und beliebtesten Wanderziele im nordwestlichen Harz. Von dort oben hat der Besucher eine herrliche Aussicht in das Flußtal der Oker sowie in das nördliche Harzvorland. Besonders die hier anzutreffenden markanten Gesteinsformationen sind sehr eindrucksvoll, so z.B. das Steingesicht „Der Alte vom Berge“.

Die heutige Form der Kästeklippen verdanken wir der besonders für Granit typischen „Wollsackverwitterung“. Diese Verwitterungsform bringt bei massivem Gestein abgerundete Blöcke hervor, welche an das Aussehen von Wollsäcken erinnern. Vermutlich war die Gegend um die Kästeklippen einst Schauplatz kultischer Handlungen.

Ebenfalls bei Bad Harzburg findet man die Rabenklippen. Am südlichen Ortsausgang von Bad Harzburg zweigt nahe der Bergbahn der Wanderweg 20 A von der B 4 in Richtung Rabenklippen ab. Fünf Kilometer südöstlich von Bad Harzburg befinden sich hoch oberhalb des steil abfallenden Eckertals in unmittelbarer Nähe der ehemaligen Grenze die Klippen (600 m) mit der Ausflugsgaststätte „Rabenklippe“. Der Name des Felsens stammt der Legende nach von Raben, die einen Mönch dort vor dem Hungertod retteten.

Bei den Thekenbergen und unweit bei Halberstadt befinden sich mehrere Kultstätten kleinerer Art und Klusberge, weitere Kultplätze finden sich in Timmenrode und Westerhausen.

Bei Thale befindet sich das Bodetal mit der Roßtrappe und dem Hexentanzplatz. Die Roßtrappe liegt gleich gegenüber vom Hexentanzplatz, ein markanter Felsvorsprung, der weit in das Bodetal hineinragt. Hier geht es bedeutend ruhiger zu als auf dem lebhaften Hexentanzplatz. Die größte Attraktion ist der sagemumwobene

Hufabdruck. Die Roßtrappensage weiß denn auch davon zu berichten, wie dieser entstanden ist:

„Auf der Flucht vor dem wilden Böhmenkönig Bodo rettete sich die schöne Königstochter Brunhilde durch einen waghalsigen Sprung mit ihrem Pferd über das tiefe Tal eines Gebirgsbaches zum gegenüberliegenden Felsen. Mit Mühe erreichte sie diesen, verlor aber dabei ihre Krone. Der Felsen erhielt später den Namen „Roßtrappe“, noch heute kann man dort den Abdruck des Hufeisens bestaunen. Der König Bodo aber stürzte in das Tal des Baches, welcher seither den Namen „Bode“ trägt; als Hund verwandelt bewacht er bis auf den heutigen Tag im dortigen Kronensumpf die Krone der Prinzessin.“

Bild:

Roßtrappe im Harzer Bodetal mit Hexentanzplatz

In der Nacht zum ersten Mai versammeln sich jedes Jahr die Hexen auf dem Hexentanzplatz, um zum Blocksberg (Brocken) zu fliegen und sich dort mit dem Teufel zu vermählen. In den letzten Jahren hat sich daraus eine Massenveranstaltung mit umfangreichem Kultur- und Volksfestprogramm und Zehntausenden Teilnehmern aus ganz Deutschland entwickelt. Auf allen Zufahrtsstraßen wimmelt es nur so von zu „Hexen“ und „Teufeln“ gewordenen Menschen. Nicht nur auf die jüngere Generation hat die Walpurgisnacht eine ungeheure Anziehungskraft, die ausgefeilte Mischung aus Brauchtum, Magie und Erotik ist scheinbar für alle Altersgruppen faszinierend.

In den meisten europäischen Ländern glaubte das Volk an die Existenz von Hexen. Eine wichtige Rolle spielte dabei die Kirche. Im Jahre 1484 befahl Papst Innozenz VIII. das Aufspüren von Hexen. Drei Jahre später erschien dazu ein entsprechendes Regelwerk der beiden Dominikanermönche Jakob Sprenger und Heinrich Institoris, das unter dem Namen *Hexenhammer* bekannt gewordene Werk *Malleus Maleficarum*. In diesem wurden Mittel und Methoden zur Hexenverfolgung bis ins Detail beschrieben, der ganze Vorgang „wissenschaftlich“ begründet und juristische Konsequenzen vorgegeben. Von da an brannten—wie in ganz Deutschland—auch im Harz die Scheiterhaufen, so wie bereits vorher im europäischen Ausland. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts wurden über 70.000 der Hexerei beschuldigte Menschen verbrannt. Die Dunkelziffer geht ins Unzählbare. Dabei waren es nicht immer nur Frauen, die der Hexerei angeklagt wurden. Etwa 75% der Opfer waren Frauen, der übrige Teil waren Kinder, alte Menschen, Männer mit besonderen Heilkünsten, Magier und unliebsame Zeitgenossen, die aus dem Weg geräumt werden mußten.

Aber nicht nur in der Nacht zum ersten Mai herrscht in heutigen Tagen reges Treiben auf dem Hexentanzplatz, dem nach dem Brocken wohl bekanntesten Ort im Harz. Er liegt auf einem sich fast senkrecht aus dem Bodetal erhebenden Felsen ca. 450 Meter über dem Meeresspiegel. Bei schönem Wetter kann der geneigte Besucher von hier aus einen herrlichen Blick weit in das nördliche Harzvorland hinein genießen. Auf seinem Gelände befinden sich auch ein Tierpark, eine Allwetterrodelbahn, die 1901 erbaute Walpurgishalle, ein kleines Museum über die Sage vom Hexensabbat—wo auch ein vorgeschichtlicher Opferstein zu sehen ist—das

Harzer Bergtheater (ein Amphitheater) und dazu die üblichen Einrichtungen eines Touristenzentrums.

Ein weiterer Berg im Harz ist ein idealer Ort für spannende Exkursionen. Man nennt ihn den Wurmberg. Der Gipfel des Wurmberges ist mit alten, eigenartigen Steinanlagen überzogen, die als Überreste einer vermeintlich Jahrtausende alten, vorchristlichen Kultstätte interpretiert wurden.

Eine lange, in gerader Linie geführte und aus unbehauenen Steinen gefügte Treppe beginnt etwa 90 Höhenmeter unterhalb des Gipfels an der Ostflanke des Berges und mündet am Rand des Gipfelplateaus in ein Terrassenfeld mit Kanten aus gleichfalls unbehauenen Steinen. Im Volksmund nannte man diese Treppe im 19. Jahrhundert „Heidentreppe“, nach der Jahrhundertwende wurde der Name „Hexentreppe“ gebräuchlich. Heinrich Pröhle berichtete 1856 in seinen „Harzsagen“, daß in Verlängerung der Treppe ein steinerner Weg auf dem Plateau zu einem Steinhaufen führt. Anlässlich seiner Sammlung der Sagen des Oberharzes wurde ihm 1851 durch Bewohner Braunlages berichtet, daß dort einst ein heidnischer Tempel gewesen wäre.

Zwischen 1949 und 1956 führte der Forscher Walter Nowothnig (1907-1971) auf dem Wurmberg mehrere archäologische Grabungen durch. Im Laufe dieser Grabungen wurde der steinerne Weg wiederentdeckt und schließlich am Ende des Weges eine kreisrunde Wallanlage von etwa 10m Durchmesser freigelegt, welche die Reste eines quadratischen Steinbaus umschließt. Des Weiteren wurden südlich des Weges die Fundamente eines kleinen Rundbaus entdeckt, sowie eine weitere größere Wallanlage am Westrand des Gipfelplateaus. Nowothnig fand keine Anhaltspunkte für die Datierung der Anlage, weshalb sie fortan als „*Prähistorische Kultstätte unbekannter Zeitrechnung*“ geführt wurde.

Spekulationen machten aus den Steinsetzungen schnell eine keltische Kultanlage. Der quadratische Bau innerhalb der Wallanlage wurde zu einem „Tempel“, der Weg zu einer „Prozessionsstraße“, die Steinterrassen zu einem „Kulttheater“ und die Reste des kleinen Rundbaus erhielten den Namen „Hexenaltar“. Spätere Untersuchungen ergaben ein ernüchterndes Alter der Anlagen zwischen 1800 und 1850. Einzig das Alter der steinernen Terrassenanlage konnte nicht zweifelsfrei geklärt werden. Möglicherweise handelt es sich um eine durch starke Erosion natürlich entstandene, geologische Formation, die später von Menschenhand ausgeprägt wurde. Hier wäre allerdings der ursprüngliche Zweck der Wurmberganlage von besonderem Interesse.

Darüber hinaus trifft man bei Braunlage auch auf den Jermerstein, in Bad Grund auf den Hübichenstein und in Düna auf eine angebliche Kultgrube. Bei Scharzfeld ist die Steinkirche und der Schulenberg, bei Bartolfeide die Westersteine und eine andere Kultstätte am Klärwerk. In Bad Sachsa befindet sich der Römerstein und das Kuckanstal sowie bei Torfhaus die Schubensteinklippen. In Schierke gibt es gleich mehrere Kultplätze, wie die Schierker Feuersteine, die Richtstätte, der Drachenstein, der Mäusestein sowie die Schnarcherklippe. Eine eingehende Untersuchung dieser Kultstätten ist ohne Zweifel notwendig und interessant, zumal diese kaum bekannt sind.

Bild:

Der Klusfelsen von Goslar

Ein anderes Relikt aus prähistorischer Zeit liegt scheinbar verborgen in einem kleinen Waldstück und wenn man den Klusfelsen besuchen möchte, braucht man schon etwas Orientierungssinn und findiges Geschick, da er mitten in der alten Kaiserstadt Goslar recht versteckt sein Dasein fristet.

In der alten Kaiserstadt Goslar befindet sich der Klusfelsen am Petersberg, eine uralte Kultstätte, deren Geschichte weit in die Vergangenheit zurückreicht. Dabei kann es sich insbesondere um diese Formation um eine frühgeschichtliche Kultstätte aus der Megalith-Kulturepoche handeln, da sich hier viele interessante Details im Felsgestein befinden, die auf eine rege Nutzung in vorchristlicher Zeit schließen lassen.

Nördlich des Harzrandes gelegen, befindet sich diese sehr interessante Kultstätte—geologisch gesehen—an einer markanten Störungszone, die in Richtung NW-SO verläuft. Vor mehreren hundert Millionen Jahren wurde die Harzscholle um rund 2.500 m angehoben und die vorgelagerten Gesteinsschichten derart zusammengepreßt und gestaucht, daß sie sich steil nach oben stellten und zum Harzrand hin einfielen. Der Klusfelsen besteht aus quarziertem Hilssandstein, welcher vor ca. 120 Millionen Jahren im Unterkreidemeer abgelagert wurde. Hierzu gesellen sich auch die Felsen der Teufelsmauer östlich von Blankenburg und der Königsstein bei Weddersleben.

Die eigentliche Bedeutung des Klusfelsens ist bislang unklar. Ein Grund mag darin zu finden sein, daß etwaige kultische Überlieferungen weit in vorhistorische Zeiten zurückreichen und aus diesen Zeiten kaum unmittelbare Überlieferungen überdauert haben. Hier gibt es jedoch einige Anhaltspunkte, wie zum einen die Kultstätte selbst, sagenhafte Erzählungen sowie die Annahme, daß diese Anlage—wie auch unzählige andere Kultstätten—weit in die Zeit der Megalithkultur hineinreicht.

Generell bestanden die meisten alten Kultstätten bereits lange, bevor die kriegerischen Germanen erst wenige Jahrtausende vor der Zeitenwende nach Mitteleuropa eindrangten. Sie trafen hier auf einfache, Ackerbau treibende Bewohner, die aller Wahrscheinlichkeit nach die Nachfahren der Megalithkulturen darstellten und sich nun nach und nach mit den Germanen vermischten.

Anlage, Bearbeitungsspuren und die Verwobenheit läßt den Schluß zu, daß der Klusfelsen mit den Megalithanlagen, Menhiren und Grossteinsulpturen in Verbindung zu bringen ist, die über ganz Europa verteilt sind, so u.a. in Deutschland, Spanien, Frankreich, England, Schottland, Irland, Skandinavien und Malta. Inwieweit und ob es sich hierbei um dieselbe oder einer verwandten Kultur handelt, läßt sich leider nur noch sehr schlecht verifizieren.

Wenn diese Megalithbauten aus derselben Kultur im engeren Sinne stammen, so müssen die Erbauer eine weitreichende Verbreitung gehabt haben, aus deren Schaffen heraus diese Kultstätten—und somit auch der Klusfelsen—entstanden. In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß die Möglichkeit einer gewaltigen Naturkatastrophe nicht mehr sehr abwegig erscheint, bei der ganze Zivilisationen ausgelöscht werden können. Dies könnte z.B. der Grund sein, warum man über bestimmte Epochen keinerlei Überlieferungen mehr findet und lediglich alte Mythen und Legenden von einer solchen Katastrophe kundgeben. Für die Überlebenden wäre dieses Ereignis so unfassbar, daß die Ursache als göttliche Kraft in die

Mythologie verbrämt worden wäre. Am Ende dieses Buches gehen wir näher auf die möglichen Ursachen des möglichen Verschwindens der uralten Kulturen ein.

Wenige bzw. spärliche Informationen über den Petersberg und den Klusfelsen zeichnen ein schwach umrissenes Bild von Herkunft und Ursprung. Der eigentliche Klusfelsen leitet seinen Namen aus dem lateinischen „Clausum“ ab, das dem mittelhochdeutschen Wort „Kluse“ entspricht und damit einer „Klause“. Dies war im frühen Mittelalter die Bezeichnung der Behausung eines Eremiten.

Im Felsenraum wurde im Jahre 1167 n.Chr. eine Marienkapelle—die so genannte „Kluskapelle“—eingerrichtet. Sie wurde im 19. Jahrhundert wieder abgebrochen. Im Volksmund wird der Felsen „Die Clus“ genannt.

Unweit des Klusfelsens auf dem Petersberg befindet sich die Ruine der Stiftskirche St. Petri, deren Existenz in das Jahr 1050 n.Chr. zurückgeht. 1527 wurde die Kirche bis auf die Grundmauern zerstört. Unter der ehemaligen Kirche soll sich lt. einem alten Märchen ein großer Hohlraum befinden. Dieses Märchen mit dem Titel „Die Blume am Petersberg“ berichtet von interessanten Begebenheiten, wie man sie oft von Bergregionen überall in Deutschland hört:

„Eines Tages, vor langer Zeit, fand ein kleines Mädchen, als es am Petersberg im Grase spielte, ein unscheinbares, blaues Blümlein, pflückte es mit kindlicher Freude, um sich damit zu schmücken. Aber kaum hielt es das Blümlein in den Händchen, als sich vor ihm der Berg auftat und ein Gang frei wurde, den es voller Neugier beschrirt.“

Weiter heißt es: *„Auf seinem Wege traf es ein kleines Männchen (!), das es gar freundlich bei der Hand nahm und in einen großen Saal führte, der von Licht glitzerte und glänzte. An langen Tafeln, über und über mit goldenem und silbernem Gerät bedeckt, saßen ernste, silberbärtige Männer in düsterem Schweigen.“*

„Voller Verwunderung blickten sie auf das lustige, kleine Mädchen, das in seinem ärmlichen Gewande so gar nicht zu der Herrlichkeit und Pracht des Saales passen wollte. Aber deshalb wurde der Kleinen doch nicht angst; sie trat—freundlich auf einen der Alten zu und reichte ihm die wenigen schlichten Blumen, die sie in ihrer Hand trug.“

Im nächsten Moment geschah folgendes: *„Da huschte ein leises Lächeln über die ernsthaften Züge des Greises. Seine Hand griff nach einem auf der Tafel stehenden, goldenen Becher und reichte ihn dem erschrockenen Mädchen. Das wandte sich in einer Anwandlung von Furcht plötzlich ohne zu danken um und floh den Weg zurück, wie es gekommen war—ohne sich noch einmal umzuwenden. Als es endlich zu laufen aufhörte, lachte ihm die Sonne strahlend ins Gesichtchen und vor ihm breitete sich der weiche Teppich der Wiese aus, auf der es das blaue Blümlein gefunden hatte. Aber wie es auch suchen mochte, den Eingang in den Berg konnte das Kind nicht wiederfinden. Nur den Becher hielt es in seinen zitternden Händchen. Die Blume hatte es verloren und damit war ihm der Weg zu dem unterirdischen Saal für immer verschlossen.“*

Interessant ist, daß Sagen oder Märchen, in denen die Akteure mittels einer meist blauen Blume oder auch einem anderen Gegenstand in das Innere eines Berges gelangen und nachfolgend seltsame Begegnungen hatten, weit verbreitet sind. Hierüber finden sich einige Beispiele u.a. in Jacob Grimms *Deutscher Mythologie*. Wie neben den Sagen aus dem Harz auch Sagen von den Weserbergen oder vom Odenberg, die gemeinhin neben dem Phänomen von Zeitverschiebungen re-

gelmäßig auch kleine Männchen, Wichte oder Kobolde zum Inhalt haben. Die Autoren Gisela Ermel und Nicolas Benzin haben sich in verschiedenen Arbeiten ausführlich mit dieser Thematik auseinandergesetzt, wo sie u.a. aus nordhessischen Sagenbüchern interessantes Material entnehmen konnten.

Doch noch einmal zurück zum Klusfelsen. Seine Herkunft, sein Zweck und eigentlicher Ursprung liegt—ähnlich wie die eingangs erwähnte Megalithkultur—weiterhin im Dunkeln.

Geht man davon aus, daß einschneidende Ereignisse wie Naturkatastrophen weitreichendes Wissen und Erinnerungen ausgelöscht haben, so gleichen solche Geschehen dem Herablassen eines Vorhangs vor der Vergangenheit der Menschheit. Wir heutigen Menschen fragen uns oft nach dem Sinn und Zweck solch gewaltiger Megalithanlagen. Und mehr noch: wir fragen uns, was damalige „Steinzeitmenschen“ dazu veranlaßte, solche beeindruckenden Vorhaben in die Tat umzusetzen.

Die auf der ganzen Welt verstreuten Überreste und Spuren der Megalithkultur geben noch heute trotz ihres zeitbedingten Verfalls großartige Zeugnisse ab von einer womöglich weit fortgeschrittenen Menschheit. Wenn wir bedenken, mit welchen Mitteln, die uns wohl noch weitgehend unbekannt sind, und mit welcher Intelligenz diese Anlagen erstellt worden sind, dann wird auch deutlich, wie sehr unser Wissensstand hinter den der Vergangenheit zurückgefallen sein muß. So verhält es sich auch mit einem Relikt aus ferner Vergangenheit, das ebenfalls Analogien zu anderen europäischen Megalithzentren aufweist. Auf einer Anhöhe, etwa 2,5 km nördlich der Stadt Blankenburg im Harz, befindet sich die Burgruine Regenstein. Der überwiegend aus Sandstein bestehende Bergrücken jedoch wurde bereits in der Steinzeit künstlich bearbeitet. Wer waren die Baumeister dieses megalithischen Kulturerbes?

Bei der Errichtung der mittelalterlichen Burg auf den senonischen Sandsteinrücken der Festung Regenstein wurde der natürliche Felskern mit einbezogen. Die Festung selbst ist recht gut begehbar, fällt an manchen Stellen etwa 80 Meter ab und zeugt von einer strategisch vorteilhaften Lage. Die gesamte Anhöhe erstreckt sich über 1,5 km und ist durch zahlreiche Schluchten und felsige Spornlagen zerklüftet.

Archäologische Funde deuten auf eine erste Befestigung in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts, schriftliche Erwähnung als Burg erfährt der Regenstein allerdings erst 1169, und zwar nachdem sich 1167 der als Begründer des Regensteiner Grafenhauses geltende Konrad, Sohn des Grafen Poppo von Blankenburg, als „comes (= Graf) de Regenstein“ bezeichnet. In dieser Zeit entstanden auch zahlreiche Gebäude im Burgbereich, von denen heute allerdings kaum noch Spuren zu finden sind. In der Mitte des 15. Jahrhunderts endete bereits die „mittelalterliche Ära“ der Festung Regenstein und war erst wieder von 1670 bis 1945 preußische Enklave im Herzogtum Braunschweig.

Weitaus interessanter ist es, daß sich seit mindestens 8.000 Jahren eine Siedlungstätigkeit nachweisen läßt, wohlgemerkt nach archäologischer Meinung. Darüber hinaus finden sich an mehreren Stellen Hinweise auf kultische Nutzungen aus der so genannten „heidnischen“ Zeit.

Bild:

Festung Regenstein bei Blankenburg: Als ob ganze Stücke im Fels fehlen, führen Steintreppen scheinbar in den Abgrund

Findet man in der Umgebung noch heute eine Vielzahl „heidnischer“ Flurnamen, deutet dies ebenfalls auf weitaus ältere Besiedlungen hin. Während der christlichen „Machtübernahme“ im neunten und zehnten Jahrhundert ist die mit angrenzender Wahrscheinlichkeit fast völlige Vernichtung und „Verteufelung“ uralter Zeugnisse auch in diese Region vorgedrungen, so sind die uralten Flurnamen eines der wenigen Zeugnisse der vorchristlichen Zeit.

Rätsel der besonderen Art beinhaltet der Regenstein mit seiner Festungsanlage auch im greifbaren Sinne. In der nördlichen Felswand, unterhalb der Burg, liegt eine künstlich erweiterte Felsnische, die angeblich eine fensterartige Öffnung nach Nordost hat, durch die am 21. Juni zur Sommersonnenwende das Licht auf eine Felswand mit verschiedenen Symbolen treffen soll. Dieser Bereich der Festung ist jedoch nicht begehbar.

Auch die Frage nach dem Alter der Anlage ist von Bedeutung, da man hierfür kaum Anhaltspunkte zur Verfügung hat. Weist eine Inschrift vor dem sog. Teufelsloch darauf hin, die mit dem Jahr 1090 datiert ist? Wurde die Inschrift vielleicht erst zu sehr viel späterer Zeit angebracht, um auf ein spezielles Ereignis hinzuweisen? Eine plausible Antwort kann niemand liefern. Die unterschiedlichen Bauweisen verweisen da schon eher auf verschiedene „Bauväter“.

Möglich ist, daß Felsräume und Bearbeitungen bereits existierten, bevor die Anhöhe im Mittelalter genutzt wurde. Das so genannte „Teufelsloch“ könnte beispielsweise einen vor Jahrtausenden ausgehauenen Felsraum aus prähistorischer Zeit darstellen, der später in die Festungsanlage einbezogen wurde. Im Boden des Raumes sind mehrere wannenartige Vertiefungen, deren Ursprung nicht eindeutig geklärt sind.

Wie wir es an vielen Stellen megalithischer Baukunst auf der ganzen Welt bereits gesehen haben, so findet man auch an der Festung Regenstein beim genaueren Hinsehen ebenfalls den älteren—eigentlich perfekteren und langlebigeren—Baustil in den unteren Schichten, wo der Fels in megalithischer Bauweise bearbeitet worden ist, während die wesentlich schlechtere—mittelalterliche—Architektur obenauf gesetzt wurde. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß die in den Felsen gehauenen primären Formationen und die buchstäblich „megalithische“ Bauweise die Jahrhunderte (oder Jahrtausende?) ohne weiteres überdauert haben, im Gegensatz zu dem Baustil der jüngeren Epoche. Wenn aber jüngere Bauelemente auf ältere gebaut wurden, ergibt sich natürlich sogleich die Frage, wer die Baumeister der prähistorischen Anlagen waren. Welche unbekanntten Kräfte waren hier am Werk? In den alten Überlieferungen und Sagen findet sich kein eindeutiger Hinweis auf ungewöhnliches Wirken. Regionale Sagen über Burggeister, Gespenster oder andere Erzählungen sind keine Ungewöhnlichkeit.

Eine weitere Besonderheit ist auffallend: schaut man sich das gesamte Areal genauer an, überkommt den Beobachter das Gefühl, als ob die Bergformation ein unglaublich hohes Alter aufweist. Baustile und Eigenheiten lassen Vermutungen aufkeimen. Gewisse Ähnlichkeiten mit anderen megalithischen Bauwerken in Europa, beispielsweise Malta, und vergleichende Konstruktionen mit „südamerikanischen Baustilen“ vergangener Jahrhunderte lassen sich zweifelsohne erkennen.

Einige Felsbearbeitungen besitzen entfernte Ähnlichkeit mit Konstruktionen in Tiahuanaco oder Puma Punku in Südamerika. Zu weit hergeholt? Vielleicht.

Das ganze Areal aber ist mit künstlichen Einschnitten und Felsbearbeitungen für einen uns heute unbekanntem Zweck überzogen. Merkwürdig muten einige Konstruktionen an, die für uns heute relativ zwecklos erscheinen. Da führen in den Fels gehauene Treppen buchstäblich „unsinnig“ ins Nichts, wobei man noch die ein oder andere Verbindung zu Zugbrücken ziehen kann, während andere Stufen den steilen Abgrund (!) hinunterführen und eine Begehbarkeit nur unter beschwerlichen Bedingungen möglich wäre—nichts für Gemüter mit Höhenangst. Zeitgleich wird der Eindruck erweckt, als ob hier ganze Stücke oder Elemente im Fels „fehlen“, wie von den Naturgewalten verschlungen. Anzeichen katastrophaler Ereignisse lassen sich jedoch nicht finden. Spielt doch das Alter der Anlage eine wesentliche Rolle? Die Vermutung, daß gar große Teile der Anlage überwuchert, nicht freigelegt oder schlicht im Berg sind, ist zwar Spekulation, aber vom Eindruck her nicht von der Hand zu weisen.

Waghalsige Aktionen, beispielsweise an dem so genannten „verlorenen Posten“, von wo in mittelalterlicher Zeit ein Wachposten samt Wachhäuschen in die Tiefe gestürzt sein soll, offenbaren sich tiefe, in den Felsen getriebene Löcher. Unbekannt, wie weit sich die Anlage in den Fels erstreckt.

Unterhalb des „verlorenen Postens“, befindet sich die „Sonnenkammer“, die wohl ein vorchristliches Heiligtum darstellt. Man kann sie offiziell nicht begehen, der Einstieg ist auf den Felsen, die durch ein Geländer für die Öffentlichkeit gesperrt sind, weil es von dort am Rand steil nach unten geht. Diese Kammer ist ein weiterer Hinweis darauf, daß der Regenstein bereits in vorchristlicher Zeit für die Menschen dort eine besondere Bedeutung hatte.

Einige Einbuchtungen im Fels deuten auf Liegeflächen hin und besitzen starke Ähnlichkeit mit jener an den Externsteinen im Teutoburger Wald.

Während unzählige, flächendeckende Steinritzungen keine Altersbestimmungen und Deutung zulassen, da vieles von heutigen „Schmierfinken“ mit absurden Grüßen und Graffiti zerstört wurde, zeigen einige große und lange Rillen Ähnlichkeit mit den Schleifspuren im Gestein von Malta, worauf bereits Werner Betz in verschiedenen Arbeiten hingewiesen hatte. Diese Rillen verlaufen teils parallel, enden unmittelbar vor der Wand aus gewachsenem Sandstein und sind in ihrem Ursprung und Zweck unbekannt. Einige Vertiefungen dieser Art könnten durchaus „Steighilfen“ gewesen sein, doch andere wiederum können diese Behauptung nicht halten. Zu klein, zu störend wirken die Vertiefungen zum Zwecke der Fortbewegung. Einige erinnern an Rinnen zum Ablauf von Wasser oder anderer Flüssigkeiten, könnten aber auch zum Transport von Gegenständen mittels Räder-Aufzügen gedient haben. An einigen Stellen könnten die Vertiefungen durchaus für etwaige Konstruktionen oder gar „Möbel“ ihren Zweck erfüllt haben. Manche lassen an einen ständigen, kontinuierlichen Räderabrieb denken. Für alle Rillen und „Spuren“ sind diese Erklärungsmodelle jedoch nicht ausreichend. Eine universelle Vereinheitlichung ergibt sich hier nicht. Sind die Rillen viel älter als die mittelalterliche Festungsanlage? Sind alle Bearbeitungen—an den Felsen, in den Felsräumen und die Rillen—zur selben Zeit entstanden? Diese Fragen lassen sich zu gegebenem Zeitpunkt nicht zufriedenstellend beantworten.

Möglicherweise handelt es sich bei der Festung Regenstein um ein megalithisches Kulturerbe unbestimmten Alters, dessen ursprüngliche Baumeister und deren Herkunft in dunkler Vergangenheit liegen. Sicher aber mag zumindest eines sein: Die uns noch immer so unbekanntere Megalith-Kultur wirkte nicht nur global auf den verschiedensten Kontinenten, sondern auch in unseren heimischen Gefilden, somit direkt vor unserer Haustür. Die Zeugnisse dieser Kultur spiegeln sich wieder in den alten Gräbern, Menhiren und Felsformationen.

Als die nachfolgende Menschenrasse die Erde besiedelte, schützte sie sich vor Angriffen feindlicher Stämme oder wilder Tiere zunächst durch Erdwälle und/oder Palisadenbauten aus Holz. Nach und nach folgte abermals der Steinbau, zwar primitiver als die Zeugnisse der uralten Kulturen, aber zumindest strategisch und militärisch nutzbar. Die Römer perfektionierten den Festungsbau. Der größte aller Wehrbauten war der Limes, der in der Zeit ca. 100 n.Chr. erbaut wurde und der praktisch die linke von der rechten Seite des Rheins über 545 km Länge trennte. Damit schützten sich die Römer u.a. vor den Kelten, Germanen und Alemannen, die immer wieder Beutezüge in römisches Gebiet unternahmen. Doch bereits 260 n.Chr. überrannten die Alemannen den Limes und läuteten damit den langsamen Niedergang der römischen Dynastie ein. 375 folgten ihnen die Hunnen aus dem Osten und 406 n.Chr. fielen die Gallier in Spanien ein. Chlodwig I. schlug die römische Armee 486 in Gallien vernichtend. Die Zeit der Merowinger brach an, das Römische Reich aber war dem Untergang geweiht. Danach folgte das Mittelalter und die Burgenbauten, die vielerorts auf bereits bestehenden Relikten vergangener Kulturen aufgebaut wurden.

So verhält es sich auch mit der Burg Berwartstein. Auf der uneinnehmbaren Felsenburg hauste einst Hans Trapp, der berühmte Marschall und Heerführer der gesamten kurpfälzischen Streitkräfte. Seine Raubzüge und Untaten sind ebenso legendär wie seine Burg, die bis auf den heutigen Tag erhalten ist.

Im 12. Jh. erbaut, hat die prachtvolle Felsenburg Berwartstein unter allen anderen Burgen des Wasgau zwei Besonderheiten aufzuweisen. Zum einen ist sie die einzige noch erhaltene bzw. wieder hergestellte Anlage, zum anderen befindet sie sich in Privatbesitz. Der Betreiber wohnt noch selbst auf der Burg. Die Veste ist typisch für eine Felsenburg des Wasgau mit ihren in den Felsen eingepaßten oder gehauenen Treppen und Räumen. Man betritt die Burg durch den neuzeitlichen Eingang im Norden, ein paar Treppenstufen hoch, vorbei an der gemütlichen Burgschänke mit Außenterrasse und ein weiteres Stockwerk hoch. Eine regelmäßige Führung stellt dem Besucher das Brunnenhaus vor, dann im Nebentrakt und über ein weiteres Stockwerk vorbei an Rüstkammer und Burgeküche hoch die südliche Aussichtsplattform. Von hier erkennt man das Vorwerk Klein-Frankreich auf dem gegenüber liegenden Bergrücken. Im Kriegsfall konnte von dort und von der Burg aus der Feind mit Steinkatapulten unter Beschuß genommen werden. Der Talabschnitt dazwischen heißt deshalb heute noch „das Leichenfeld“.

Ein weiterer Treppenaufgang führt zur nördlichen Aussichtsplattform. Der Blick über die Südpfälzer Berge ist fast schon allein ein Besuch wert. Von dort geht der Weg zurück ins Brunnenhaus. Der Brunnen der Burg geht 104 Meter in die Tiefe und machte die Burg uneinnehmbar. Zumindest konnte man durch Belagerung nicht eine Aufgabe erzielen. Ein Grundwasserbrunnen wurde ebenfalls durch den Fels getrieben. Eine technische Meisterleistung, da in dieser Tiefe kaum Sauerstoff

mehr vorhanden ist. Man vermutet, daß man mittels eines kleinen Feuers und einer Zweiteilung des Tunnels einen Umwälzprozeß erreichte, welcher Sauerstoff in den Schacht zog.

Die Führung geht weiter über einen Zwinger in die östliche Unterburg. In der Felsenwand entdeckt man einen Höhlenschacht, der einstmals den einzigen Aufgang zur Oberburg bildete. Nur über eine Strickleiter konnte er erklommen werden. Der ehemalige Aufgang liegt hinter drei Öffnungen und geht fast senkrecht in die Höhe. Das ehemalige Niveau des Eingangs entspricht übrigens dem oberen Loch, (siehe Bild) was erahnen läßt, wie alt die ursprüngliche Burg ist.

Bild:

Festung Berwartstein. Felswand mit ursprünglichem Eingang der

Anlage

Mehrfach findet man auf Berwartstein merkwürdige Rinnensteine, die angeblich als Wasserzuleitungen Verwendung fanden. Sie erinnern frappierend an die ebenfalls als Rohrleitungen eingestuft Rinnensteine von Tiahuanaco in Südamerika.

Ein paar Treppenstufen hinunter steht man vor den Zugängen der Kasematten, die auch als Mannschaftsquartiere genutzt wurden. Ein unterirdisches Gangsystem unter der Burg führt zu mindestens zwei Felskammern, die den Vergleich mit dem Hypogäum in Malta nicht scheuen brauchen. Die erste Halle im unterirdischen Gangsystem wurde samt Mittelstrebe aus dem massiven Fels gemeißelt. In der zweiten Halle führt durch die Decke ein weiterer Schacht nach oben in die Oberburg. Hier endet die Führung, man befindet sich unversehens wieder am Eingang zur Burg.

Deutlich ergeben sich einige Parallelen zur Festung Regenstein bei Blankenburg. Dort wurden ebenfalls Räume direkt aus dem Fels gehauen, einige Bearbeitungspuren weisen megalithischen Charakter auf. In der Gesamtstruktur erkennt man wie auf Regenstein deutlich den ursprünglichen Felsenkomplex, der bereits in viel früherer Zeit bearbeitet wurde. Die mittelalterlichen Bausegmente hingegen wurden erst später auf die bereits vorhandenen Bearbeitungen aufgesetzt. Darüber hinaus finden sich auf der Burg Berwartstein ebenso Rillen im Felsboden wie auch auf Regenstein, die beide eine gewisse Ähnlichkeit mit den berühmten Cart Ruts auf Malta besitzen.

Die Rillen auf Burg Berwartstein sollen als Schiebevorrichtungen für Steinschleudern gedient haben. Bei der Burg Regenstein hingegen weisen die Rillen in den örtlichen Schriften keinerlei spezifischen Hinweise bezüglich ihres Nutzens auf und die Deutung der Regenstein-Rillen als Schiebevorrichtungen für Schleudern o.ä. scheidet aus, da es sich im Gegensatz zu den Spuren auf Berwartstein—die ja sehr geradlinig erscheinen—auf Regenstein zumeist um schnörkelige, ungeometrische Rillen und Spuren handelt, die sich, wie auf Malta, in den Fels gerieben haben und große Areale der Festung überziehen. Manchmal werden diese Rillen als Trittpfade bezeichnet, was allerdings schwer nachvollziehbar ist, da man sich hier wohl eher die „Haxen“ gebrochen hätte.

Auf Regenstein befinden sich die Rillen und Felsenkomplexe auf den vorchristlichen Strukturen des Regenstein-Komplexes, der bekanntlich im Mittelalter von den mittelalterlichen Burgen überprägt wurde. Auch auf Berwartstein weisen die

Felsenkeller und andere Strukturen eher einen megalithischen Charakter auf und stammen mit hoher Wahrscheinlichkeit aus frühchristlicher Zeit, die später mit der mittelalterlichen Architektur überprägt wurden. Man hatte also einfach die Burg auf eine vorhandene Struktur aufgesetzt.

Letztendlich zeigt sich, daß die etablierte Schulauffassung mittelalterlicher Burgen mit einigen Ungereimtheiten gespickt ist. Wer auch immer die oftmals uralten Anlagen auf Bergen und Anhöhen errichtete, ihr Vermächtnis wurde in der Ritterzeit effektiv kopiert und ausgebaut.

Ganz nebenbei bemerkt finden wir diese interessante Tatsache überall auf der Welt: bei zahlreichen Konstruktionen und Monumenten wurde die megalithische, dahingehend perfektere (weil architektonisch schwierigere) Bauweise von späteren, zumeist einfacheren und primitiveren Bautechniken, nachträglich überprägt. Man hatte also in den meisten Fällen bereits vorhandene, vorbereitete Baukomplexe bzw. Ruinenfelder in den eigenen Baustil mit einbezogen. Siehe beispielsweise die Inka-Bauten bei Machu Picchu: hier erkennt man deutlich den wesentlich perfekteren, megalithischen Baustil in den älteren Epochen. In Europa kennt man dieses Faktum von zahlreichen christlichen Stätten, Kathedralen, Kirchen etc. die auf vorchristlichen Plätzen errichtet wurden und man nur noch erahnen kann, was dort vorher an jenem Platz vorhanden war. Ein kleines Beispiel hierzu ist die kleine Kapelle auf der „Kalmit“ bei Arzheim, wo die gesamte Anhöhe von Resten einer vergessenen megalithischen, vorchristlichen Anlage umgeben ist, befindet sich heute eine christliche Kapelle im Zentrum dieser Anlage. Von den ursprünglichen Anlagen, die deutlich aus der Megalithzeit stammen, finden sich lediglich nur noch Spuren.

Doch der Reihe nach: Ein besonderes Ereignis führte mich dann zu dem besagten Platz, der zaghaft aus fernen Zeiten emporzublicken scheint. Zum ersten Mal seit 1961 konnte Europa am 11. August 1999 wieder eine totale Sonnenfinsternis miterlebt werden. Das überwältigende Ereignis wurde von vielen als besondere Attraktion für einen Ausflug in die Finsterniszone genutzt.

Es hatte alles gepaßt, das Wetter spielte mit und der Beobachtungspunkt war sorgsam ausgewählt. Gut gerüstet mit Sonnenschutzbrille und fotografischem Equipment konnte es losgehen. Die wenigen Wolken konnten die „Finsternisjäger“ nicht davon abhalten, diesem zumindest in Deutschland überaus seltenen Naturschauspiels beizuwohnen.

Viele Begeisterte zog es in die „Metropolen“ der Sonnenfinsternis, die Großstädte München und Stuttgart, wo regelrechte „Verdunklungs-Partys“ für jede Menge Fun und Action sorgten. Wer es da lieber etwas besonnener und ruhig angehen lassen wollte, war gut damit beraten, einen unauffälligeren Ort für seine Beobachtungen auszuwählen, wo man ungestört zusehen konnte, wie sich der Neumond vor die Sonnenscheibe schob und diese dann in der totalen Phase vollständig abdeckte. Hier traf man dann auch einige Experten, die bereits ihr Equipment aufgebaut hatten und geduldig auf ihre Fotoserie hofften. Der kleine Ort Arzheim bei Landau in der Pfalz war so ein kleiner Geheimtip in Sachen dunkle Sonne. Auf einer kleinen Anhöhe nicht weit von Arzheim wurde sich dann mehr oder weniger häuslich eingerichtet und der Dinge geharrt, die da kommen sollten.

Die Entstehung einer Finsternis hat bekanntlich einfache, kosmische Gesetze. Der Erdmond ist mit seinem Umlauf nicht im „Takt“ mit dem Erdumlauf um die

Sonne. So entstehen immer wieder verschiedene Anordnungen der drei Himmelskörper. Besonders interessant sind dabei die Situationen, in denen sich Sonne, Erde und Mond in einer praktisch geraden Linie befinden. Ist von der Sonne aus gesehen dabei die Erde vor dem Mond, taucht dieser in den Erdschatten ein und wird dabei verfinstert. Hierbei handelt es sich folglich um eine Mondfinsternis. Geht aber der Mond vor der Erde durch, kommt es zu einer Sonnenfinsternis. Die Erde wird dabei nur teilweise vom Mondschatten getroffen, da sie viermal so groß ist wie ihr Trabant. Es kommt sogar vor, daß der Kernschatten des Mondes aufgrund des variierenden Abstandes von Erde und Mond die Erdoberfläche gar nicht mehr erreicht. Dann tritt eine ringförmige Sonnenfinsternis auf. Vor Beginn einer Sonnenfinsternis ist der Mond auf seiner Tagesbahn weiter als die Sonne, er bleibt dann zurück und schiebt sich von Westen her vor die Sonnenscheibe. Die Finsternis begann mit der partiellen Phase, die ca. 1 ½ Stunden dauerte.

Von einem erhöhten Standpunkt aus, wie wir ihn gewählt hatten, sah man auch den Kernschatten des Mondes mit einer Geschwindigkeit von etwa 1 km/s herankommen. Hiernach begann die erste Phase des Total-Kontakts. Die bisherige Dämmerungshelligkeit ging fast schlagartig in Dunkelheit über. Es war eine teilweise gespenstische Situation. Ringsumher wurde es plötzlich ganz ruhig. Vögel hörten nach einem kurzen, aufgeregten Zwitschern auf, die Umgebung mit ihrem Gesang zu beeindrucken. Ganz verrückt: Ein in der Umgebung befindlicher Ameisenhaufen war mit seinen Ameisenstraßen kurz vor der Finsternis noch unheimlich aktiv, doch als es dunkel wurde, muß wohl die allgemeine Auffassung gegolten haben: „Es ist Nacht!“ und mit einem Ruck hielten die Ameisenstraßen inne und warteten wohl „auf weitere Befehle“. Bei der letzten Phase des Total-Kontakts erschien bereits ein erster Sonnenstrahl am gegenüberliegenden Mondrand. Diese totale Phase der Finsternis dauerte nur wenige Minuten, genau gesagt 2 Minuten und 27 Sekunden. Nachdem alles vorbei war, setzte sich der Ameisenstrom wieder in Bewegung, noch ehe er sich intensiven Gedankengängen hingeben konnte. Ein wahrhaftig kuriose Naturschauspiel.

Da um das Jahr 2000 ein Sonnenfleckenmaximum von der Sonne ausging, war die Wahrscheinlichkeit groß, sogenannte Protuberanzen, Gasausbrüche auf der Sonnenoberfläche, am Sonnenrand zu sichten. Und tatsächlich: mit entsprechendem Gerät konnte man auch hier „fündig“ werden.

Besonders schön war dann der Zeitpunkt, als sich das Auge an die nun herrschende Finsternis gewöhnt hatte und die Korona als weißer Strahlenkranz sichtbar wurde. Es handelt sich dabei um die obere „Atmosphäre“ der Sonne, also um stark verdünnte Gase. Die Korona geht ohne Begrenzung in den Weltraum über und nimmt dabei immer mehr an Dichte ab. Die „Live“-Beobachtung spottete jeder Beschreibung. Sehenswert waren sicherlich auch die Sterne und Planeten, die während der kurzen Finsternis ein kurzes Stelldichein gaben.

Während der totalen Finsternis lohnte sich auch ein Blick ringsumher: der Horizont war etwas aufgehellt, leicht rötlich verfärbt und schien in verschiedenen Dämmerungsfarben, da es ja außerhalb des Kernschattens heller Tag war. Nach der totalen Finsternis benötigte der Mondschatten wiederum 1 bis 1 ½ Stunden, bis er die Sonne wieder vollends „freigab“. Zurück blieben unzählige Beobachter, die mit ihren persönlichen Eindrücken noch viel Gesprächsstoff hatten. Vielleicht ist ja auch dieses Mal bei dem ein oder anderen das „Jäger“-Herz erwacht und

macht sich nun bei jeder nur annähernd erreichbaren Sonnenfinsternis auf den Weg rund um die Welt, um diese zu erleben.

Doch die Sonnenfinsternis war nur ein Wegweiser für ein anderes, interessantes Phänomen, denn die Anhöhe war an sich schon ein interessanter Ort: die Kuppe war bei näherer Betrachtung regelrecht umzäunt von alten Felsen der megalithischen Bauart. Viele davon waren bereits verschwunden und wurden womöglich nach dem Zweiten Weltkrieg zum „Häuslebaue“ abtransportiert oder mußten dem Acker weichen. Dennoch erkennt man die einstige „Ringwall“-Struktur dieses Ortes, der rund um die Anhöhe entlangführt. Der Durchmesser dieser ringartig gesetzten Steininformationen hat einen ungefähren Durchmesser von einhundert Metern (!). Viele der einzelnen Felsen haben lediglich einen Durchmesser von nicht mehr als einem Meter und zeigen starke Verwitterungsspuren. Interessantes zeigt sich auf einigen der Felsen, die von der unbarmherzigen Witterung und menschlichen Beeinflussung zumindest ansatzweise verschont blieben: Noch recht gut erkennbar sind „heidnische“ Zeichen auf den Steinen und auf einem kann man sogar noch die stilisierten Gesichtszüge einer menschlichen Gestalt ausmachen. Ohne weitere Anstrengung zeigt sich ein menschliches Auge in Stein gearbeitet, und unscharf sind noch weitere Details wie Nase und Mund zu erkennen. Ein unglaubliches Trauerstück moderner Archäologie: hier werden eindeutige Spuren vorangegangener Kulturen achtlos liegengelassen. Keine Hinweise, keine Wegweiser oder informativen Schilder zeigen den Weg zu dieser Örtlichkeit. Man erkennt deutlich, was den örtlichen Behörden dieses Zeugnis alter Kulturen wert ist: nichts! „Dunkle Sonne in Deutschland“! So ist denn auch im nahegelegenen Ort nichts über die einstige megalithische Anlage zu erfahren. Bisherige Recherchen haben auch bei Dorfbewohnern des älteren Semesters nichts erbracht.

Im Zentrum der Anhöhe mit dem bezeichnenden Namen „Die kleine Kalmit“ steht—wie sollte es auch anders sein—eine kleine christliche Kapelle, die von den katholischen Örtlichkeiten errichtet wurde. Es besteht durchaus die Vermutung, daß sich in diesem Steinkreis genau an der Stelle, wo heute die Kapelle steht, einst ein vorchristliches Bauwerk befand, das aber schon seit sehr langer Zeit in Vergessenheit geraten ist. Es läßt sich leider nicht mehr rekonstruieren, was hier stand oder was damit passiert ist. Betrachtet man aber die nähere Umgebung in dieser Region von Rheinland Pfalz, so ist die Anzahl von Vermächtnissen vergangener Kulturen bereits beachtlich. Kaum ein Berg, wo man nicht auf eine mittelalterliche Burg stößt, die aber ihrerseits oft auf alten, bereits von einer Vorgängerkultur bearbeiteten, Steininformationen aus vorchristlicher Zeit aufgesetzt wurden. Häufig wurden ausgehöhlte Sandsteinfelsen und anderes Material weiter ausgebaut und mit dem mittelalterlichen Baustil überprägt. In dieser Zeit begann wohl auch der „Kampf“ gegen die „heidnischen“ Hinterlassenschaften überall in Europa. Auch die verhältnismäßig hohe Zahl von Menhiren ist in dieser Region auffallend. Etwas abseits der großen Steinanlagen wie Stonehenge in England und Carnac in Frankreich befand sich in einer Zeitepoche, wo an das mittelalterliche Christentum noch nicht einmal ansatzweise ein Gedanke verschwendet wurde, wohl im heutigen Gebiet Rheinland Pfalz und Saarland ein kleines megalithisches Zentrum.

Bild:

Auf der Kalmit bei Arzheim finden sich rudimentäre Überreste unbekannter Baumeister und Reste anthropomorpher Skulpturen

Typisch für das Landschaftsbild um Arzheim ist die Kleine Kalmit auf jeden Fall. 271 Meter hebt sich dieser Hügel jäh aus der Ebene empor, fällt dem Westen zu steil ab und geht ostwärts allmählich in das Flachland über. „Wetterberg“ war die Kalmit einst und oft gingen die Prozessionen hinauf auf den kahlen Gipfel, um gutes Wetter zu erbitten und die Kreuze, die immer wieder da oben errichtet wurden, sollten die schweren Gewitter, die aus dem „Weißenburger Loch“ heraufzogen, bannen.

Die Kleine Kalmit hat sicher seit den ältesten Tagen schon eine Rolle im Volksleben der Gegend gespielt. War sie vielleicht einmal Thingstätte, ein Heiligtum alter Gottheiten? Dunkelheit liegt über ihrer Vergangenheit, daß wir vielleicht nicht mehr erhellen können. Umso mehr aber können wir uns an der herrlichen Aussicht erfreuen, die sich unserem Blick von hier aus bietet. Man sieht unmittelbar vor sich den Hohenberg, den Felsen des Neukastells, die Berge hinter Leinsweiler, die Madenburg, die Landeck. Dazwischen lugt manche Bergkuppe heraus, darunter der bekannte Trifels mit seiner sehr gut erhaltenen Burganlage, dann schweift das Auge über den Queichgrund zu den Bergen der oberen Haardt oder geht über Landau hinweg in die weite Ebene. Wenn man großes Glück hat, d.h. einen ganz weitsichtigen Tag dort oben vorfindet, dann sieht man weit im Süden einen dunklen Strich in den Horizont hineinragen; das ist der Münsterturm von Straßburg, der „wunderschönen Stadt“ im heutigen Frankreich.

In heidnischer Zeit galt die Kleine Kalmit als Heim von Wetterdämonen, weil die Gewitter, Blitze und Hagelschauer, die vom westlichen Gebirge kamen sich hier entluden. Als die Gegend nun christlich wurde, errichteten die Bauern auf der kleinen Kalmit ein Wetterkreuz um die bösen Wetter abzuwehren. Im Jahre 1851 baute der damalige Pfarrer Mohler, von seinem eigenen Geld, die Kapelle zum Trost der armen Seelen. Sie wurde dem hl. Michael und dem Gewitterheiligen Donatus geweiht. Am ersten Bittag zogen viele Menschen zur Kapelle um mit einem Bittamt den Segen für die Reben und die Früchte des Feldes zu erbeten. Im Jahre 1852 befand sich am Wegrand zur Kapelle noch ein Kreuzweg der aber später so nach und nach zerstört wurde.

Teilweise zerstört wurde auch die Kapelle im 2. Weltkrieg, übrig blieb nur ein schwer beschädigtes Dach und einige Mauerreste. Auch das wertvolle Altarbild von der „Beweinung Christi“ wurde zerstört. Unter Pfarrer Pfeifer und mit vielen Spenden aus der Bevölkerung, wurde die Kapelle im Jahr 1950 und 1951 wieder instand gesetzt. Durch die geänderte Dachkonstruktion bekam die Kapelle ein neues Aussehen. Die nun neue Kapelle wurde am 14. August 1952 den Toten der beiden Weltkriege als Krieger-Gedächtnis-Kapelle geweiht. Bis heute mußte die Kapelle einigen Einbrüchen und Brandanschlägen standhalten. Die kleine Kapelle ist ein sehr beliebtes Wanderziel. Es ist schade, daß die Kapelle immer verschlossen werden muß, denn heute gibt es Diebe und anderes Gesindel die selbst vor einer Kirchenplünderung nicht zurückschrecken. Ein trauriger Analog zu den christlichen Plünderungen und Zerstörungen der frühen heidnischen Kultstätten in der Vergangenheit. Von den Beispielen deutscher Spuren vergangener Relikte und Kulturen kommen wir nun zum Highlight megalithischer Zeugnisse.

In dieser kurzen Exkursion zu alten Kultplätzen und vorchristlichen Landschaften dürfen zweifelsfrei die Externsteine im Teutoburger Wald nicht fehlen.

Das uralte Kultzentrum ist stets ein beliebtes Ausflugsziel tausender Besucher. Diese Felsen, eine Gruppe von 13 Sandsteinfelsen, die bis zu 38 Meter in die Höhe ragen, werden allgemein als germanische Kultstätte angesehen.

Bild:

Die Externsteine im Teutoburger Wald

Die sagenumwobene Stätte zeigt deutliche Spuren menschlicher Bearbeitung und Überprägung. In einem Felsen ist beispielsweise eine nachchristliche Reliefdarstellung der Kreuzabnahme Christi eingehauen. In die Felsen wurden auch mehrere Räume geschlagen, doch wurden diese erst im Mittelalter historisch überliefert. Auch befindet sich in der Nähe der Bärenstein, wo sich heute noch Überreste eines megalithischen Steinkreises befinden.

Überall an den Felsformationen der Externsteine lassen sich Grotten, bearbeitete Flächen und zugehauene Treppen ausmachen. Das Loch in der so genannten „Bogennische“ zeigt gar auf den Sonnenaufgang zur Zeit der Sommersonnenwende im Nordosten. Auch heute noch ist dieses Ereignis am 21. Juni ein Besuchermagnet. Zu dieser Zeit tummeln sich etliche „Druiden“, Schaulustige und Esoterik-Freunde um die Externsteine.

Am Ufer des kleinen Sees an den Externsteinen befindet sich der so genannte Grabfelsen, ein Torbogengrab mit einer eingearbeiteten Vertiefung in Form eines Menschen. Mein Kollege Walter-Jörg Langbein ließ es sich nicht nehmen, diese Stätte einer genaueren „Prüfung“ zu unterziehen, wie nachfolgendes Foto beweist.

Bild:

Autorenkollege Walter-Jörg Langbein bei der näheren „Untersuchung“ des Steingrabes an den Externsteinen

Archäologische Funde belegen die unmittelbare Besiedlung vor etwa 10000 v.Chr., doch Holzkohlereste und Tonscherben ansässiger Volksgruppen sagen leider nichts über die wahre Nutzung der Externsteine als Kultstätte aus. Genau wie bei dem Klusfelsen in Goslar muß man davon ausgehen, daß die Externsteine prädestiniert waren für die künstliche Bearbeitung durch die Megalithkultur. Spätere Kulturen und auch das Christentum veränderten das ursprüngliche Bild der Externsteine, überprägten „heidnische“ Symbole und so ist heute kaum noch nachzuvollziehen, welchem Zweck so manche in den Fels gehauenen Relikte einer fernen Vergangenheit dienten.

Eine Reise zu den Externsteinen lohnt sich allemal, ein mehr oder weniger waghalsiger Aufstieg über schmale und steile Treppen zu den Spitzen der Felsen und der anschließende Blick über den Teutoburger Wald entlohnen für jede Strapaze.

Die Relikte uralten Wirkens weit entwickelter Zivilisationen in Deutschland sind zahlreicher, als man im ersten Augenblick glauben mag. Die Spuren für ihr weltumspannendes Wirken sind aufgrund der langen Zeitspanne, die bislang verstrichen ist, kaum noch in einen beweiskräftigen Rahmen zu setzen. Hinzu kamen dokumentierte Kataklysmen im Verlauf der Erdgeschichte, die alles vernichteten,

was diese Zivilisationen geschaffen hatten. Ein Übriges taten die fehlerhaften Datierungen und die Glaubensfanatiker verschiedener Epochen, die unzählige, unschätzbare Schriften und Relikte dem Feuer übergaben, weil sie nicht in das jeweilige Weltbild passten. Und doch sind auch mit den zahlreichen Menhiren stumme Zeugen übrig geblieben, haben den Lauf der Zeit überdauert und weisen zaghaft in eine phantastische Vergangenheit.

Fazit: Es ist nicht nur spannend, die Spuren uralter Zivilisationen auch in Deutschland zu verfolgen, sondern auch immer wieder auf Ungereimtheiten in der etablierten Wissenschaft zu treffen.

Kapitel V

Minerale für die Götter.

Mineralien, Kristalle und Edelsteine haben den Menschen schon immer fasziniert, und wie die Besucherzahlen von Mineralienmuseen, Mineralien- und Edelsteinbörsen belegen, steigt das Interesse an den Schätzen aus dem Inneren der Erde stetig weiter.

Auch unsere Vorfahren verfügten teilweise über ein enormes Wissen über Beschaffenheit und Bearbeitung von Mineralien. Die Herkunft dieses Wissens ist zumeist erstaunlich, stuft man alte Völker doch meist als recht primitiv ein.

Als besonders erwähnenswert sind beispielsweise die vielbeachteten Kernbohrtechniken in Ägypten. Hier und an anderen Orten wurden so nicht nur Steine, sondern auch Mineralien mit einem enormen technischen Wissen bearbeitet und angewandt, die mit unserer heutigen Technologie durchaus wettbewerbsfähig wäre.

Interessant ist hier auch ein Mineral, das sich in mehreren Schichten übereinander gelagert bei der Sonnenpyramide von Teotihuacan in unterirdischen Räumen findet. Dabei mußte es dorthin importiert werden, da es bei diesem Fundort keine natürlichen Vorkommen dieses Minerals gibt. Erich von Däniken berichtete u.a. bereits in seinen Büchern *Der Tag, an dem die Götter kamen* und *Auf den Spuren der Allmächtigen* über diese interessante Kuriosität. Es handelt sich um Muskovit (Moscovite), das weitläufig als „Glimmer“ bezeichnet wird. Schichtweise findet man es als Isolation der unterirdischen Kammern. Erst Stein, dann Glimmer, dann wieder Stein, und wieder Glimmer usw.

Um zu wissen oder zu erahnen, welche Verwendung es hier gehabt haben kann, muß man über besondere Eigenschaften dieses Minerals näheres in Erfahrung bringen. Muskovit oder Glimmer ist mit einer Härte von zwei bis zweieinhalb der Mohs'schen Skala nicht gerade von fester Konsistenz. Im Gegenteil: Das Mineral läßt sich blättrig abbrechen, ist sehr elastisch und biegsam. Seine besondere Eigenschaft liegt daher nicht in seiner Festigkeit und geringen Dichte. Glimmer ist extrem hitzebeständig und feuerfest bis zu fünfstelligen Hitzegraden. In seiner Beständigkeit ist dieses Mineral unerlässlich. In unseren Tagen wird Muskovit zur Elektro- und Wärmeisolation und wegen seiner Feuerfestigkeit in der Bauindustrie und Ofentechnologie verwendet. Er leitet Elektrizität, ist lichtbogen- und kriech-

stromresistent. Man findet ihn sogar in Radio- und Fernschröhren, in Transformatoren und im Radarbereich. Sogar im Toaster oder Bügeleisen läßt er sich teils in gemahlener Form wiederfinden. Ein multifunktionell einsetzbarer Werkstoff!

Bild:

Muskovit (Moscovite), das weitläufig als „Glimmer“ bezeichnet wird.

Die Eigenschaften dieses Minerals sind erstaunlich

Was also hat die Erbauer der Kellerdecken von Teotihuacan dazu bewogen, diese mit dicken Schichten von Glimmer zu bedecken? Und vor allem: Wußten sie von den besonderen Eigenschaften dieses Minerals? Weshalb sollte man sich sonst die Mühe machen, Muskovit in fünfzehn Zentimeter dicken Schichten (!) zu verwenden und von weit her zu importieren?

Die größten—auch wirtschaftlich bedeutsamsten—Fundorte von Glimmer sind bekanntermaßen Fichtelgebirge; Taunus; Tirol/Österreich; Tessin/Schweiz; Südtirol/Italien; Ural, Mittelsibirien/Russland; Bihar/ Indien; Transvaal/Südafrika, Simbabwe; Quebec/Ontario, Kanada; New Hampshire/Süd-Dakota und Nord-Carolina/Maryland in den USA. Man hat das Mineral also mindestens aus Nordamerika herbeischaffen müssen. Im Grunde ein Aufwand, der sich nur lohnt, wenn eine logische Implikation dahintersteht und man um die vorher genannten Eigenschaften des Glimmers weiß.

Wer besaß dieses Wissen oder gab es den Erbauern der unterirdischen Anlagen in Teotihuacan weiter? Und zu welchem Zweck? Bestand in der Tat die Gefahr für wichtige Gerätschaften, die es zu schützen galt, oder gar eines Angriffes von übermächtigen Feinden? Sollte das Schlimmste verhindert werden, als sich die Bewohner bei Gefahr in die Kellergewölbe zurückziehen konnten? Sollte eine immens große Hitze abgehalten oder vor gefährlichen Einflüssen wie elektrischen Entladungen oder saurem Regen geschützt werden? Das zu schützende Element—ob Sachgüter oder Menschen—vor Schaden bewahrt werden? Woher sollte eine Gefahr von größerer Hitze oder anderer Faktoren ausgehen? Die Frage bleibt auch, wer überhaupt diese technische Raffinesse anlegte. Sie wird wohl weiter unbeantwortet bleiben.

Eine andere Sensation finden sich auf einer 1889 im Norden von Assuan entdeckten, steinernen Stele. Die entzifferten Hieroglyphen beschreiben bis ins letzte Detail die Herstellung von künstlichem Stein, von Beton! Schon der Urheber stimmt nachdenklich: Ein gewisser Gott Chnum gab dieses Wissen moderner Technologie dem Pharao Djoser (2609 bis 2590 v.Chr.), der diese Errungenschaft alsbald in die Tat umsetzte. Dabei ist es noch nicht einmal ein einfaches Rezept: 29 Zutaten werden genannt, um den künstlichen Stein herzustellen. Sogar die Fundorte der Zutaten werden beschrieben. Das dicke Ende vom Hammer folgt aber noch: Wissenschaftler „brauten“ das Rezept nach, und siehe da: der auf der Stele beschriebene Beton ist von besserer Qualität und wesentlich haltbarer als unser heutiges Gemisch!

Allein diese Erkenntnis müßte unsere Schulwissenschaft wachrütteln, da sie zeigt, daß alte Zivilisationen über Techniken verfügten, die schier unmöglich scheinen. Setzen wir aber Lehrmeister als Wissensübermittler ein, ist es ein plausibler Vorgang. Hat man denn diesen Beton irgendwo gefunden? Hat er die langen

Jahrhunderte und Jahrtausende überstanden? Durchaus, denn immer wieder werden mittels hochfrequenter Wellen die Pyramiden—allen voran die Große Pyramide von Gizeh—durchleuchtet. Stets werden Hohlräume angezeigt, die von der Fachwelt sowieso abgestritten werden. Dabei wurden die Wellen vom Stein förmlich verschluckt, was den Schluß zuläßt, daß der monumentale Bau zu einem Großteil aus dem künstlichen Stein besteht: Beton! Eine Sensation ersten Grades! Wird dieses Ergebnis von etablierter Seite abgekauft? Zwar hört man nichts, aber immerhin belegen einige Fakten, daß Beton zum Pyramidenbau verwendet wurde. Gesteinsproben aus der Pyramide zeigten im Gestein eingeschlossene Bläschen, wie man sie in künstlichem Stein erwarten muß. Jeder Maurer und Ingenieur kann das bestätigen. Erstaunlicherweise wurden auch Haare (!) im Stein gefunden, was nur dadurch zu erklären ist, daß diese bei der Herstellung des Betons in die noch flüssige Masse gefallen sind. Das Wissen unserer Vorfahren scheint uns also immer wieder aufs Neue zu verblüffen.

Die Geschichte unserer Zivilisation ist kein lückenlos geklärter Verlauf, wie es auf den ersten Blick den Anschein haben mag. Von der Vorzeit bis in die Gegenwart existieren Mythen, Funde, Überlieferungen, Monumente und Phänomene, die der wissenschaftliche Forscherdrang bis heute nicht vollständig klären konnte. Rätselhaft ist in diesem Zusammenhang das vorzeitliche Wissen in der Steinbearbeitung. Woher stammt die Fähigkeit und das Know How, Stein zu schmelzen, zu verglasen oder weich und knetbar zu machen? War hier uraltes, vergessenes Wissen oder gar eine sehr fortgeschrittene Technologie am Werk?

Auf dem etwa 560 Meter hohen Gipfel des Berges Tap O'Noth im Nordwesten Schottlands befindet sich eine rätselhafte Anlage, die von der Archäologie den Kelten bzw. den Druiden zugeschrieben wird. Von oben betrachtet erinnert sie an eine flache Badewanne. Die Ausmaße von stattlichen 28 x 45 Metern ist ein Rätsel für Wissenschaft und Forschung und eine Altersbestimmung scheint unmöglich zu sein. Betrachtet man die aus groben Steinen zusammengesetzte Mauer genauer, so fällt auf, daß zwar Stein auf Stein ohne jegliche Bindemasse wie Mörtel etc. gesetzt wurde, aber dennoch scheinen die Brocken irgendwie aneinander zu kleben. Nach Untersuchungen, u.a. vom Archäologieprofessor Schindler, müssen die Steine einer enormen Hitze von mindestens 1200 Grad Celsius ausgesetzt gewesen sein. Erst bei diesen Temperaturen würde diese Gesteinsart schmelzen und wäre dann, wie bei Tap O'Noth, miteinander verbacken worden.

Solche Steinverbackungen werden oft auch Steinverglasungen genannt, wobei das Gestein meist lediglich angeschmolzen ist. Erklärungen reichen von Feuerbrünsten bis hin zu Vulkanausbrüchen, doch dafür reichte die entsprechende Hitze niemals aus. Mittlerweile sind heute allein in Schottland über 60 ähnliche Bauten bekannt. Auch die aus Cäsars *De bello gallico* („Über den gallischen Krieg“) bekannten Gebilde der barbarischen Stämme wurden in Betracht gezogen. Man bezeichnete sie als „*murus gallus*“, eine „gallische Mauer“. Bei diesen Bauten wurde abwechselnd Holz und Stein aufeinander geschichtet. Zahlreiche Experimente mit den unterschiedlichsten Holzarten, mit dem Mengenverhältnis von Holz und Stein und das ständige in Brand stecken erbrachten allerdings nicht annähernd die entsprechenden Verglasungen wie bei den rätselhaften Anlagen in Schottland, da nie die nötige Temperatur erreicht wurde, um Stein auch nur weich zu machen oder gar Verglasungen herbeizuführen. Möglicherweise wurden die Steine gar nicht er-

hitzt, sondern einer bislang unbekanntem chemischen Behandlung unterzogen. Im Museum von Cochabamba in Bolivien finden sich beispielsweise sogenannte „geknetete Steine“. Dabei handelt es sich um verschiedene Steine, in denen sich die alten Inkas mit Fuß- und Handabdrücken verewigt haben, als wäre das für sie die leichteste Übung gewesen. In diesem Zusammenhang wurde 1967 von dem peruanischen Archäologen Pater Jorge Lira erstmals eine alternative Lösung angeboten. Die heutigen Inkas erzählten ihm nämlich von einem Zauberrezept mit einer magischen Mischung aus Pflanzensaft, die dazu geeignet ist, Stein so weich wie Butter und dann nach Belieben formbar zu machen.

Der englische Forscher Oberst Fawcett glaubte bereits Anfang des 20. Jahrhunderts daran, daß es verschollene Städte im Amazonas gab. Fawcett begründete seine Vermutungen auf einen alten Expeditionsbericht aus dem Jahr 1753, der heute in der Nationalbibliothek von Rio de Janeiro liegt. Auf der Suche nach neuen Silberminen stieß diese portugiesische Expedition auf die Überreste einer verlassenen Stadt im Amazonas-Gebiet. Hier entdeckte man Obelisken, Standbilder von Menschen, Paläste und dergleichen, das meiste davon jedoch zerstört. Die Expedition berichtete von völlig zerstörten Gebäuden, riesigen Kratern und graslosen Flächen enormer Ausdehnung ohne faunistischen Wuchses. Alles sah aus, als ob ein verheerender Angriff stattgefunden hatte. Was für eine seltsame Stadt diese damalige Expedition fand, ist bis heute unbekannt.

Fawcett aber nahm solche Berichte für bare Münze und sein Forschergeist drang mehrmals in den brasilianischen Dschungel vor. Bei seiner letzten Reise im Jahr 1925 verschwanden er und seine Begleiter spurlos. Auf einer seiner Reisen soll auch er auf die Überreste einer gewaltigen Stadt gestoßen sein. In der Tat wurde in den 90er Jahren ein bislang unbekannter Indianerstamm am Rio Xingu entdeckt, der von uralten Stämmen spricht. So lebten tief im Dschungel einst die Aratin oder Aratima, die im Südwesten ihres Stammesgebietes wohnten und Häuser wie die Zivilisierten hatten. Fawcett war ein Forscherherz erster Güte, so wurden die Überlieferungen der Indianer von hochentwickelten Stämmen und nie erlöschenden Lichtern in diesen Städten von ihm nie als Spinnerei abgetan. Vielmehr war es für ihn mehr als nur ein Mythos.

Ein ganz besonderes Rätsel für Fawcett waren die Überlieferungen von dem seltsamen Pflanzensaft, der massiven Stein weich wie Butter machte. Im Urwald gibt es einen kleinen Vogel, der sein Nest in runden Löchern in der Felswand über einem Fluß hat. Diese Vögel rieben nach Fawcetts Beobachtungen eine bestimmte Sorte von Blättern über den Fels, der dann augenblicklich weich wurde und von den Piepmätzen mühelos aufgestoßen werden konnte. Fawcett erfuhr auch eine sehr seltsame Geschichte zu diesem Geheimnis. Ein Freund von ihm berichtete ihm von seiner Zeit in einem Bergwerksbetrieb von Peru. An einem freien Sonntag suchten er und einige andere Kollegen nach alten Inkagräbern in der Hoffnung, einen kleinen Schatz zu finden. Sie fanden aber nichts, außer einem Krug mit einer seltsamen Flüssigkeit. Beim anschließenden Streit um den Fund zerbrach der Krug über einem Stein und der Inhalt lief aus. Nach etwa 10 Minuten sah sich der besagte Freund den Stein noch einmal aus der Nähe an und schauderte, denn die ganze Flüssigkeit war mit dem Stein verschmolzen und bildete eine weiche, feuchte Masse, ähnlich wie bei feuchtem Zement.

Eine Überlieferung der Tapajòs-Indianer in der Gegend der Stadt Santarem am Amazonas berichten von einer Legende, nach der die Indianerfrauen in Vollmondnächten aus den nahegelegenen Bergen zum Iacy-See kamen, um sich mit ihren Geliebten zu treffen. Im See tauchten sie nach den Muiraquita, sehr harten, künstlich geformten Steinen, die sich im Wasser kneten ließen. Gab es etwa eine Substanz im Wasser, die den harten Zustand des Steins umkehrte?

So wie die alten Überlieferungen in Peru von einer Flüssigkeit sprechen, mit der man Stein erweichen und verformen konnte, so findet man ein solches Verfahren auch in der römischen Geschichtsschreibung. Als im Jahr 218 v.Chr. Hannibal mit seinem gewaltigen Heer über die Alpen zog, gab es noch keine Alpenübergänge, die einen Durchgang für eine 60.000 Mann starke Armee samt Tausenden Elefanten und Pferden bot. Der römische Geschichtsschreiber Livius berichtet in seinem Werk „Römische Geschichte (21. Buch): Der Alpenübergang Hannibals, Kapitel 37“, wie der Feldherr im Weg stehende Steine und Felsen mit Feuer und einem ominösen Essig wegräumen ließ. Nach den Überlieferungen wurden die Steine dabei erhitzt und mit diesem Essig überschüttet, was eine Auflösung bewirkte. So konnten die schroffen Felsen verformt und geebnet werden. Der römische Feldherr Metellus berichtet über seinen Feldzug im Balkan um 70 v.Chr. ebenfalls von der Auflösung eines Ziegelturms mit „Essig“. Um was es sich bei dieser mysteriösen Flüssigkeit handelt, bleibt unklar. War dieser „Essig“ eine bestimmte Säure? War diese Flüssigkeit vergleichbar mit der erwähnten südamerikanischen Substanz?

Der „Pierre pertuis“ (durchbrochener Fels) bei Tavannes im Berner Jura weist auf eine passende Überlieferung hin, daß die etwa 3 m dicke, das Tal abschließende Felswand von den Kelten wohl um 800 v.Chr. mit Hilfe von Essig durchbrochen wurde. Von den Römern wurde dieser Durchgang gegen 300 v.Chr. auf 8 m Höhe und um 12 m Breite erweitert. Es ist anzunehmen, daß die Römer zwar von der plastischen Verformung von Steinen wußten, das Verfahren jedoch nicht selbst anwandten und die Geschichtsschreiber nur die Details überlieferten, die augenscheinlich beobachtet wurden.

In Sayhuite präsentiert sich eine Steinskulptur, die es in sich hat. Sie stellt eine Miniaturlandschaft mit Häusern, Höfen und Terrassen dar. Archäologen glauben, sie wurde für Inkarituale benutzt, bei denen eine geopferte Flüssigkeit durch die Miniaturkanäle rann. Doch möglicherweise stellt diese Konstruktion einfach eine meisterhafte Städteplanung einer hochentwickelten Zivilisation dar. Ganz sicher war dies nicht einfach nur ein steinernes „Puppenhaus“ für spielende Inka-Kinder, sondern eine fortschrittliche Städteplanung.

Bild:

Steinskulptur in Sayhuite. Sie stellt eine Miniaturlandschaft mit Häusern, Höfen und Terrassen dar. Ganz sicher war dies nicht einfach nur ein steinernes „Puppenhaus“ für spielende Inka-Kinder, sondern eine fortschrittliche Städteplanung

Das „südamerikanische Metropolis“ Cuzco, welches im 15. Jahrhundert n.Chr. bereits über 300.000 Menschen beherbergte, liegt etwa 100 Kilometer südöstlich von der geheimnisvollen Stadt Machu Picchu entfernt. In unmittelbarer Nähe kann man die bekannte „Festung“ Sacsayhuaman bestaunen. Es handelt sich um einen

gewaltigen Wall von etwa 545 Meter Länge, welcher in drei Stufen übereinander in Zickzacklinien aufgebaut ist. Hier finden sich teils über 20 Meter hohe Steinkolosse. Jeder Block ist blitzsauber gearbeitet, glatt poliert und jeder noch so gewaltige Steinbrocken paßt sich millimetergenau an die übrigen Steine an. Darüber hinaus wurden die teilweise über 400 Tonnen schweren Mega-Quader aus Andesit ohne jeglichen Mörtel oder anderem Bindemittel aneinander gepreßt. Oftmals läßt sich tatsächlich noch nicht einmal die vielfach zitierte Messerklinge zwischen die Fugen schieben.

Bild:

Der sog. Stein der zwölf Engel. Ein berühmtes Meisterwerk der Steinmetzkunst, das immer noch in der Hatun-Raumiyoq-Straße in Cuzco steht. Die Steine dieser Mauer passen so perfekt, daß keinerlei Mörtel erforderlich war. Heute ist diese Mauer Teil des Palastes des Erzbischofs von Cuzco, einst war das der Königspalast des Inka Roca. Erbauer unbekannt

Betrachtet man sich die monumentalen Mauern von Sacsayhuaman etwas genauer, die teilweise kissenförmige Ausbuchtungen haben, so machen einige Felsen den Eindruck, als ob sie einmal für kurze Zeit weich waren und später wieder aushärteten. Die fugenlose Aneinandersetzung ließe sich in der Tat damit bewerkstelligen, daß man mit einer Flüssigkeit wie der des ominösen Pflanzensaftes die Oberflächen erweicht, um sie dann auszuglätten und paßgenau aneinander zufügen. Die Entdeckung einer solchen Pflanzenart würde nicht nur die heutigen Bautechniken revolutionieren, sondern auch unser Geschichtsbild von primitiven Indianervölkern ins Wanken bringen.

Sicherlich waren die Steingiganten von Sacsayhuaman polierter Naturstein, aber man bekommt unvermittelt den Eindruck, als wären die Kolosse am Rand weich gewesen. Bei genauem Hinsehen meint man die Abdrücke von Handballen zu erkennen, als ob das Steinmaterial am Außenbereich aufgeweicht und dann mit den Händen in Form gedrückt wurde. Daß die Felsen nicht komplett gegossen wurden bestätigt auch die logische Folgerung, daß man bei einer kompletten Gußform wohl perfekte Würfel hergestellt hätte. Dabei zeigt sich an den Felsen aber eindeutig eine „Anpassung“ der vorhandenen Formationen an den äußeren Rändern. So hätte man natürliche Felsen einfach im äußeren Bereich jeder notwendigen Form angepaßt. Also doch eine geheimnisvolle Pflanzensaftmischung einer Prä-Inka-Kultur?

Bild:

Der „Sitz der Inkas“ in Sacsayhuaman mit seinen exakt zugeschnittenen Plattformen

Wenige hundert Meter weiter finden sich am Tempelheiligtum Tampu Machay gewaltige Steinbrocken, die mit einer Bearbeitung von unglaublicher Präzision versehen sind. So entdeckt man „Treppenstufen“, meterlange präzise Kanten, die wie mit dem Lineal gezogen scheinen oder wie mit einem Laser geteilte Blöcke. Doch

weshalb wurden diese Steingiganten aus Granit so bearbeitet, als wären sie weich wie Butter? An der anliegenden Felsengruppe des „Kenko Grande“ haben die unbekannteren Megalith-Techniker thronartige, rechtwinklige „Sitze“ mit einer unfaßbaren Leichtigkeit herausgeschnitten. Manche Felsen erwecken sogar den Eindruck, als ob sie zuerst flüssig waren und später in Formen gegossen wurden. Das Selbe auch bei dem sogenannten „Sitz der Inkas“ in Sacsayhuaman. Hier findet man ebenfalls scharf begrenzte Plattformen, deren Bestimmung unbekannt ist. „Sitze“ der Inkas waren es sicher nicht.

Den indianischen Überlieferungen zufolge verfügten auch die Hopis—bzw. deren Vorväter—einst über Kristalle zum Schneiden von Stein. Mit ihrer Hilfe soll eine von der Sonne einfallende, bestimmte Strahlung genutzt worden sein, wodurch sie jeden Stein spalten konnten. Sind Phaser-Kanonen à la Star Trek keine Science Fiction, sondern Realität aus ferner Vergangenheit?

Bild:

Der Eingang der Festungsanlage Sacsayhuaman

Die beachtenswerte Architekturleistung zeigt sich in der Steinbearbeitung.

Fugenlos ineinander passende Steinblöcke in polygonaler Bauweise, die durch mehrfache Ecken und Kanten miteinander verzahnt sind. Besonderes Augenmerk verdienen die oftmals nach außen gewölbten, bauchigen Steine, die wie modelliert aussehen. Foto: Ronald R. Rattmann

Die Überreste von uralten Bauten aus der Prä-Inkazeit zeigen uns deutlich ein enormes Wissen in der Steinbearbeitung. Die Steinblöcke der Mauern und Objekte sind mit einer unvergleichlichen Genauigkeit aufeinandergepaßt. Die Indios zur Zeit der spanischen Chronisten hatten weder Winkelmaße zur Verfügung noch konnten sie überhaupt eine Meßlatte benutzen, daher sind die Bauwerke allein dieser Tatsachen wegen einer weitaus älteren Kulturgruppe zuzuordnen.

Besonderes Augenmerk verdienen die Formen der verwendeten Steine, denn allen Steinen gemeinsam ist die kissenartige, nach außen gewölbte Oberfläche. Deutlich erkennt man bei näherer Betrachtung die Stoßstellen, wo Oberfläche an Oberfläche praktisch ohne Absatz sauber anschließt. Kaum ein Steinblock steht hervor und zudem fallen viele Steine mit überaus komplizierten Formen auf. Es gibt beispielsweise Steine mit bis zu 16 Ecken. Die Mauern von Peru weisen hier eindeutig diese Kissenform auf, die auf eine künstliche Herstellung oder Verformung schließen lassen. Diese Form erhält man bei jeder plastischen Form, wenn sich ihr Volumen gegenüber dem Volumen der Form vergrößert, wie beispielsweise bei Lehm, der in eine Form gepreßt die freie Oberfläche kissenartig nach außen wölbt. Diese Formen weisen zudem stets nach innen gerichtete Kanten auf, wie eben die Mauern bei den Festungen der Götter.

Wir müssen auch den Ägyptern—wie den Völkern des amerikanischen Kontinents—die Möglichkeit einräumen, daß sie über ein uns unbekanntes Know how verfügten, wie vorangegangen beschrieben. Eine solche Technik könnte in der Tat das Verformen von Steinen sein, das wir analog zu den amerikanischen Bautechniken erkennen können. Es erlaubte den Pyramiden- und Tempelbauern, Steinblöcke, deren Flächen nicht senkrecht aufeinander standen und auch nicht ganz

eben waren, praktisch fugenlos aneinanderzupassen. Und diese Art der Baukunst mußte in der Anwendung einfacher sein als das mühevollte Behauen des Steinblocks mit Hammer und Meißel. Dies sehen wir beispielsweise bei der Mykerinos-Pyramide, deren untere Steinlagen noch die Form besitzen, die sie nach dem Verlegen der Steine und vor dem Glätten der Oberfläche hatten. Diese Form ist „kissenförmig“, wie die Mauern bei Sacsayhuaman. Diese Steine sind mit einer ebenso exakten Passgenauigkeit aneinandergefügt und zeigen diese teils eigenartigen Kissenformen.

Diese „Preß-Methodik“ wurde auch bei den ägyptischen Kunstwerken an Tempeln und Säulen angewandt. Bei den Tempeln von Luxor und Karnak finden wir diese mysteriöse Technik an den Oberflächen von Säulen und Wänden mit ihren reich geschmückten Reliefs, die meist geschichtliche Episoden aus der Zeit ihrer Erbauung oder Gottheiten, zu deren Ehren sie geweiht sind, darstellen. Wie die Pyramiden bestehen diese Tempel und Säulen auch aus Kalkstein und zu einem kleinen Teil auch aus Granit.

Bild:

Wurde die „Preß-Methodik“ teilweise auch an den Säulen und Tempelreliefs in den Tempeln Ägyptens angewandt?

Wie aber kamen die Reliefs auf die Säulen? Die alternative Erklärung im Sinne der Steinformer wäre relativ simpel: Zunächst wurden die Steinblöcke aufeinander geschichtet, wobei dieselbe Passgenauigkeit wie bei den Pyramiden beobachtet werden kann. Hiernach wurde die—teils—runde Form herausgearbeitet und schließlich wurden die Reliefs auf die Säulenoberfläche aufgebracht. Dabei sind die Figuren der Reliefs auf einem vertieften Untergrund dargestellt. Selten ragt eine Figur über die ursprüngliche Oberfläche hinaus. Bei genauem Hinsehen erkennt man aber kleine Erhöhungen neben den Reliefs, die sich von unten nach oben auf der Säule erstrecken. Sie sind meist nicht mehr als 1 cm breit und fallen neben den Relieffiguren nicht weiter auf. Sie sind aber auch unabhängig von den Reliefs und stehen in keiner Beziehung zu ihnen. Diese Erhöhungen—oder Rippen—stehen eindeutig über die umhüllende Fläche der Säulen hervor. Man hätte also Material auftragen müssen, um sie so wie just zu sehen.

Gießformen aller Art haben die Angewohnheit, kleine Rippen zurückzulassen, die man bei dem hergestellten Gegenstand, z.B. Gegenstände aus Eisen, sehen kann, die so genannten Gußraupen. Die Rippen an den Tempelsäulen vermitteln ebenfalls den Eindruck, als ob die äußere Schicht erweicht und mit Preßformen die beabsichtigte Struktur aufgebracht wurde. Bei den runden Säulen könnte man sich folglich drei einzelne Preßformen vorstellen, die nach dem Erhärten leicht abgenommen werden konnten. Interessanterweise findet man stets drei Längsraupen, gleichmäßig über den Säulenumfang verteilt. Diese Technik mit dem unbekanntem Steinerweicher ist auch bei den ebenen Flächenreliefs ohne weiteres denkbar. Hier ist jede der dargestellten Szenen von einem rechteckigen Rahmen umgeben, bei den Figuren sind kaum Bearbeitungsspuren erkennbar. Beim genaueren Hinsehen lassen sich aber kleine Unregelmäßigkeiten an den einzelnen Rechteck-Übergängen feststellen, als wenn die Preßformen mit unterschiedlichem Druck hineingedrückt wurden. An diesen Stellen kann man bei unvoreingenom-

menem Hinsehen leichte Ausbesserungsarbeiten erkennen, die nachträglich ausgeführt wurden.

Bild:

Der riesige Obelisk im Steinbruch von Assuan. Wurde die Steinoberfläche nicht abgeschlagen, sondern in weichem Stein wie Ton abgeschabt?

Ein weiteres Beispiel finden wir im Steinbruch von Assuan. Dort kann man an der Spitze des unfertigen Obeliskens Spuren einer Bearbeitung finden, die wohl keine Spuren eines Meißels in der harten Steinoberfläche sind, denn es finden sich keine abgesplitterten Steinstücke. Vielmehr erkennt man nach innen gewölbte Flächen, die Bearbeitungsspuren ähneln, welche ein Spachtel in der weichen Oberfläche von Lehm hinterlässt. Wurde hier nicht hartes, sondern weich gemachtes Gestein bearbeitet?

Welche Methode der plastischen Steinerweichung wurde hier aber angewandt? Diese Frage beschäftigt uns sowohl bei den amerikanischen Bauwerken (z.B. Sacsayhuaman) als auch bei den ägyptischen Monumenten. Die hypothetischen Pressformen wären sodann lediglich aus einem leicht zu bearbeitenden Material gefertigt, beispielsweise Holz. Eine Sensation, wenn man solche Formen in einem Pharaonengrab finden würde, wobei diese Preßformen die Zeit weniger unbeschadet überstanden haben dürften als die Reliefs an den Steinsäulen.

Dies würde auch erklären, weshalb nicht ein falsch geführter Meißel erkennbar ist, kein deutlicher Fehler und alles völlig perfekt erscheint. Natürlich wäre diese Art der Materialbearbeitung mit wesentlich weniger Zeitaufwand zu bewerkstelligen und vielleicht ließen sich so auch die bekannten Reliefs im Tempel von Dendera erklären, in den praktisch kein Tageslicht eindringt. Eine Alternative zu den geheimnisvollen Lichtquellen, eine weitere verlorene Technologie, die wir den alten Ägyptern nicht zugestehen möchten?

Etwa 1.000 km Luftlinie von Ägypten befand sich vor etwa 3.000 Jahren das Königreich der Assyrer. In der Zeit von 668 bis 627 v.Chr. herrschte in Ninive der bedeutende König Assurbanipal und einer seiner Vorgänger, König Assurnarsirpal, lebte im südlichen Nimrud von 883 bis 859 v.Chr. Die Paläste der beiden Regenten wurden beide Mitte des letzten Jahrhunderts freigelegt. Ebenso wie die Tempel von Luxor und Karnak in Ägypten finden sich auch an den Wänden der assyrischen Paläste zahlreiche Reliefs mit riesigen Palastwächtern, geflügelten Löwen oder Stieren mit Menschenköpfen. Diese mit Keilschriften bedeckten Reliefs zeichnen sich ebenfalls durch eine unerreichte Feinheit der Oberfläche aus.

Bei den Keilschriftstrukturen kann man grundsätzlich den scharfkantigen Grund der Keilelemente erkennen. Die obere Kante der Vertiefung allerdings ist gerundet und die Flanke der Vertiefung ist konvex. Diese V-Form mit oben nach außen verbogenen Linien sind typisch für plastisches Material wie Lehm oder Ton. Die Art der Vertiefung in dem Granit ist von den Keilschrifttafeln, deren Keilschriftzeichen in den noch weichen Ton gepreßt und dann gebrannt wurden, kaum zu unterscheiden. Ist das Einpressen in verschiedenen Materialien wie Ton, Kalkstein und Granit jeweils der gleiche Vorgang gewesen?

Die Oberfläche der bearbeiteten Steine weisen eine meist sehr feine und glatte Oberfläche auf. Diese machen den Eindruck plastischen Materials, das mit einem groben Spachtel von überschüssiger Masse entfernt und die Fläche anschließend geglättet ist. Die Reliefs von Ninive und Nimrud zeigen die gleichen Merkmale vorübergehend plastischen Materials wie bei den ägyptischen Steinbearbeitungen.

Bild:

Der 200-Tonnen-Felsen, der den Mythen zufolge von Krishna
persönlich geformt wurde

Das Phänomen der Steinerweichung scheint eine globale Struktur zu besitzen. In Südindien, bei Mahabalipuram, wird seit über 1.300 Jahren ein kartoffelförmiger Felsen verehrt, dessen Gewicht man auf 200 Tonnen schätzt. Scheinbar jeder Gesetzmäßigkeit zum Trotz steht er an einem schrägen Abhang und man bekommt das ungute Gefühl, als ob er jeden Augenblick herunterstürzen müßte. Der Überlieferung nach hat Gott Krishna den Stein wie Butter aus dem Felsen geformt und in die jetzige Form geknetet. Unweit von diesem unförmigen Felsbrocken liegt eine aus Granit gehauene Wanne mit einem Durchmesser von zwei Metern, die Krishna als Trog gedient haben soll, um darin den Stein zu kneten.

Die weltumspannenden Gemeinsamkeiten sind unübersehbar und tatsächlich scheint es einst ein unglaubliches, weltumspannendes Wissen in der Steinbearbeitung gegeben zu haben. Woher stammt die Fähigkeit und das Know How, Stein zu schmelzen, zu verglasen oder weich und knetbar zu machen? Als gesichert kann man zumindest festhalten, daß natürliche Erklärungen wie Feuer, Waldbrände, Vulkanausbrüche etc. ausscheiden, sowohl bei den Verglasungen und auch bei den globalen Steinerweichungen. Es stellt sich letztendlich in den Vordergrund, daß ein uraltes, vergessenes Wissen oder gar eine sehr fortgeschrittene Technologie am Werk war, worüber wir bislang nur spekulieren können.

Kapitel VI

Rätsel der Vergangenheit.

Spuren früher Technologie gibt es derer viele. Oftmals springt sie über in unsere moderne Welt der Science Fiction. Wenn da nicht hin und wieder ein Fünkchen Wahrheit wäre...

Seit Roland Emmerich den „Stargate-Epos“ erschuf, denkt mancher daran: Kann es möglich gewesen sein, daß eine solche Technologie bereits bestand? Im Kinostreifen und auch in der daraus folgenden Fernsehserie „Stargate“ wurde diese Technik von den damaligen ägyptischen Göttern und auch von den menschlichen Entdeckern der heutigen Zeit effizient genutzt. Die Folge waren die Entdeckungen von unzähligen Welten, in die man nach Durchschreiten durch das Tor gelangte. Eine fremde, manches Mal bizarre Welt erwartete sodann den Besucher.

Alles entstanden in der Traumfabrik Hollywoods? Oder zeigen uns andere Quellen den Hinweis, daß diese Technologie bereits in früherer Zeit angewandt wurde, nur nicht so spektakulär wie im Kino?

In ihrer Arbeit *Teleportationsphänomene gestern und heute* und auch in ihrem Buch *Das Stargate-Phänomen* beschreibt die Autorin Gisela Ermel „Nullzeit-Reisen“ durch Tore, die bereits durch fremde Intelligenzen benutzt worden sind. Dabei greift sie auf die Überlieferungen unzähliger Mythen zurück, die zeigen, daß die augenblickliche Ortsversetzung eine alltägliche Angelegenheit in vergangener Zeit darstellte. Dabei auffallend ist, daß es scheinbar sogar zwei Arten von Gerätschaften gab, die solche „Nullzeitreisen“ erlaubten: den mobilen Ortsversetzer, der sich mitsamt seinem Passanten bzw. Benutzer an den Zielort versetzt, und der stationäre Ortsversetzer, der am Ort bleibt und nur den Passanten versetzt.

In den Mythen sind diese mobilen Ortsversetzer meist als dem Beschreiber unverstandene Gegenstände beschrieben. Eine kleine Kostprobe aus dem weitreichenden Repertoire veranschaulicht diese Unterscheidung: In Estland beschreibt eine alte Mythe ein junges Mädchen, das eine zufällige Begegnung mit menschlich aussehenden Wesen hatte und von jenen eine kleine Spange geschenkt bekam, mit der sie fortan durch einen Hauch auf diesen Gegenstand zu den Wesen aus einer anderen Welt gelangte.

Das „Stargate“ im eigentlichen Sinn, wie wir es aus dem gleichnamigen Kinostreifen kennen, wird ebenfalls in unzähligen Überlieferungen beschrieben. Es würde den Rahmen dieses Buches sprengen, hier ausführlicher zu werden. Es sei auf die im Literaturverzeichnis angegebenen Schriften der Autorin Gisela Ermel hingewiesen.

Eine Sage der Kelten beschreibt ein fremdes Land, das man in Begleitung eines Elfenwesens durch einen Elfenhügel erreichen konnte. Mit einem einzigen Schritt betrat man ein unbekanntes Land. Tore im Berg, durch die man in Welten gelangt, die „eine eigene Sonne und einen eigenen Himmel“ besitzen, sind in der Welt der Sagen und Mythen keine Seltenheit. Wir haben ein Beispiel bereits im Kapitel „Die Gigantomanie der Megalithiker“ in der Sage um die „blaue Blume“ am Klusfelsen kennengelernt. Sollten wir dieses Überlieferungsgut nicht einmal akribisch überprüfen oder soll es weiterhin als reine „Spinnerei“ in die verstaubten Schubladen irgendwelcher Bibliotheken sein Dasein fristen?

Stargates: eine bereits bekannte Technologie vergangener Zeit? Vielleicht.

Fremde Technologien, unbekannte Mächte und Relikte aus ferner Vergangenheit faszinieren uns Menschen nicht nur, sie deuten mit einem unübersehbaren Fingerzeig in eine ferne Vergangenheit, die phantastischer war, als es jede Zukunftsvision sein kann. Ein Relikt unbekannter Herkunft sollte auf jeden Fall ebenfalls Erwähnung finden. Dabei handelt es sich um ein kleines, unscheinbares Buch, das in der Beinecke-Spezialbibliothek der renommierten Yale-Universität verwahrt wird und das wahrscheinlich eines der größten Rätsel menschlicher Geschichte birgt. Diese außergewöhnliche Handschrift ist ein einzigartiges Phänomen. Bislang war nämlich noch niemand in der Lage, sie vollständig zu entziffern. Das kleine Manuskript wurde in einem Code verfaßt, vor dem auch die besten Kryptographen und Linguisten der Welt bisher kapitulieren mußten.

Die Handschrift mißt ganze 14,6 cm x 21,6 cm und besteht aus rund 200 Seiten. Die feinen Pergamentblätter des Manuskriptes sind mit einer sehr attraktiven,

aber äußerst ungewöhnlichen Handschrift bedeckt. Das Ungewöhnliche an dieser Schrift ist die Tatsache, daß sich ihr Verfasser offensichtlich eines vollkommen unbekanntem Alphabets bedient hat. Die Schriftzeichen erinnern sehr entfernt an die verschnörkelten Buchstaben des einst in Südindien beheimateten Alt-Tamil oder an die Schriftzeichen der aus dem nordindischen Raum stammenden Hochsprache Sanskrit. Wie der Text, so sind auch die eingefügten Abbildungen dieses Manuskript überaus mysteriös. Sie zeigen Pflanzen, menschenähnliche Wesen und Sternbilder. Doch sowohl der Text als auch die Abbildungen haben sich bis heute einer sinnvollen Interpretation entzogen.

Die Handschrift tauchte in unserem Jahrhundert erstmals im Geschäft des New Yorker Buchhändlers Wilfrid M. Voynich auf. Er hatte sie nach eigenen Aussagen in der Bibliothek des Jesuitenklusters von Frascati in Italien entdeckt. Es gelang dem stets an bibliophilen Schätzen interessierten Voynich, das Manuskript von den Jesuiten zu erwerben. Zurück in den USA, bemühte sich der Buchhändler, das Geheimnis des alten Werkes zu entschlüsseln. Erleichtert wurde ihm diese Aufgabe durch einen alten Brief, den Voynich zusammen mit dem Manuskript in dem Jesuitenkloster erhalten hatte.

Jener Brief datierte aus dem Jahre 1666. Verfasser des Schreibens war Marcus Marci, zur damaligen Zeit Rektor der Karls-Universität in Prag. Marci richtete diesen Brief an seinen Freund und einstigen Lehrer—den Jesuitenpater und Forscher Athanasius Kircher, denn auch dem Rektor der Karls-Universität war damals eine Entschlüsselung der Handschrift nicht gelungen. In seinem Brief an Kircher verließ Marci der Hoffnung Ausdruck, sein Lehrer werde in dieser Angelegenheit erfolgreicher sein. Auch die Herkunft des Buches schilderte Marcus Marci in kurzen Worten. Demnach gehörte das Werk einst zur Bibliothek des wegen seiner alchimistischen Forschungen berühmt-berüchtigten Kaisers Rudolf II., der 1612 in Prag verstorben war. Marci berichtete, er wisse aus zuverlässiger Quelle, daß der Kaiser einst die in damaligen Zeiten astronomische Summe von 600 Dukaten für den Erwerb der Handschrift ausgegeben hatte.

Dieser überaus stolze Preis hatte jedoch einen gewichtigen Grund. Nach Auffassung des Kaisers war die Handschrift nämlich von keinem Geringeren als „Roger Bacon, dem Engländer“ verfaßt worden. Sofern Marcis Angaben zutreffen, stammte das Manuskript, welches Wilfrid Voynich 1912 erworben hatte, aus dem 13. Jahrhundert und aus der Feder eines der berühmtesten Wissenschaftler des Mittelalters.

Roger Bacon galt zu seiner Zeit als einer der führenden Gelehrten des Abendlandes. Sein Beiname „Doctor Mirabilis“ verrät viel von der Bewunderung, die ihm seine Zeitgenossen zollten. Er besaß nicht nur umfassende Kenntnisse der Mathematik und Physik, sondern war ein ebenso anerkannter Philosoph und Alchimist. Auch über die Gabe der Prophetie soll Bacon verfügt haben. Was man auch immer von dem Phänomen der Präkognition halten mag, überliefert ist jedenfalls, daß Roger Bacon zahlreich technische Errungenschaften unseres Jahrhunderts—etwa Automobile oder Flugzeuge—voraussagte.

Möglicherweise handelt sich bei dem geheimnisvollen Manuskript um Roger Bacons größtes Werk, um eine wissenschaftliche Abhandlung über Themen, die zu brisant waren, um in allgemein verständlicher Sprache niedergeschrieben zu werden. Wilfrid Voynich jedenfalls war dieser Überzeugung und versandte zahlreiche

Kopien des Werkes an interessierte Forscher, die das Geheimnis der Handschrift ergründen sollten. Doch zu seiner nicht geringen Überraschung scheiterten ihre Bemühungen. Die Wissenschaftler hatten erwartet, einen verhältnismäßig einfach zu entschlüsselnden Code vorzufinden, doch die alte Handschrift widerstand allen Dechiffrierungsversuchen.

Erst in den siebziger Jahren schien sich das Blatt endlich zu wenden. Professor Brumbaugh, einer der renommiertesten Linguisten der Yale-Universität, nahm sich des Voynich-Manuskriptes an. Einige wenige Symbole der Handschrift erinnerten ihn an ein anderes Dokument, dessen Entschlüsselung ihm gelungen war. In jenem anderen Dokument standen die einzelnen Zeichen für Zahlen. So untersuchte Professor Brumbaugh auch die Voynich-Handschrift mit akribischer Genauigkeit Seite für Seite. Bei seinen Untersuchungen stieß er auf zahlreiche Berechnungen und eine Tabelle mit 26 verschiedenen Symbolen. Sicher nicht zufällig entsprach diese Anzahl genau den Buchstaben des heute gebräuchlichen Alphabets. Die Symbole und die Art ihrer Anordnung stimmten mit den Zeichen in den von Brumbaugh entdeckten Berechnungen nahezu vollkommen überein. Hatte der Professor damit der Schlüssel zu dieser geheimnisvollen Handschrift entdeckt? Stand also möglicherweise jede Ziffer von 1 bis 9 für jeweils drei Buchstaben des Alphabets? Brumbaugh zumindest kam zu dieser Auffassung. Ihm schien ein großer Teil der Handschrift in einer Art von einfachem Latein verfaßt zu sein. Diese Schlußfolgerung leitete der Linguist aus dem Umstand her, daß viele Worte der Handschrift die Endung -us aufwiesen.

Doch war dies tatsächlich der richtige Schlüssel, den Professor Brumbaugh entdeckt hatte? Auf einer Abbildung des Manuskriptes war beispielsweise eine Pflanze dargestellt, die entfernt an einen Pfefferstrauch erinnerte. Bei seinen Dechiffrierungsversuchen ersetzte Brumbaugh die unter der Abbildung dargestellten Symbole durch Zahlen und erhielt dabei eine numerische Abfolge, die besagte, daß jene Hieroglyphen durchaus für das Wort „Pfeffer“ stehen könnten. Auf diese Weise wurden weitere Worte und deren Bedeutung entschlüsselt. Doch damit ist das Geheimnis des Voynich-Manuskriptes noch lange nicht gelöst. Der laufende Text wiederholt sich darin nämlich immer wieder und ergibt so mit Professor Brumbaughs Schlüssel oftmals keinen Sinn.

Unlängst haben sich US-Wissenschaftler erneut des Schriftstücks angenommen und dessen Alter mittels Radiokohlenstoffdatierung bestimmt. Wie Greg Hodgins von der University of Arizona berichtet, stammen die Pergamentseiten des 250 Seiten starken Manuskripts laut der C14-Datierung aus dem frühen 15. Jahrhundert. Damit wäre das „unlesbare Buch“ gute 100 Jahre älter, als dies viele Forscher bislang vermutet hatten. Die Ergebnisse der US-amerikanischen Forscher stützen frühere Analysen von Wissenschaftlern der „Beinecke Rare Books Library“ an der Yale University und österreichischer Forscher. Diese hatten 2009 mittels materialwissenschaftlicher Untersuchungen die Entstehung der Schrift ebenfalls auf zwischen 1404 und 1438 eingegrenzt. Anhand architektonischer Eigenschaften der Abbildung einer Burg, glauben die Forscher zudem die Provenienz des Autors auf den Alpenraum eingrenzen zu können. Die Ergebnisse der Untersuchungen präsentierte „ORF 2“ am 10. Dezember 2009 in der Dokumentation von Klaus Steindl und Andreas Sulzer: „Das Voynich-Rätsel—Die geheimnisvollste Handschrift der Welt“.

Möglicherweise handelt es sich bei diesem Manuskript auch um eine alchimistische Beschreibung des Transmutationsprozesses, also der Verwandlung unedler Metalle in Gold oder die Beschreibung der Formel zur Bereitung dessen, was die Alchimisten den „Stein der Weisen“ nennen. Da die in der Handschrift abgebildeten Pflanzen, humanoiden Wesen und Sternbilder jedoch kaum Vorbilder in unserer heutigen Umwelt haben, liegt ebenfalls der berechtigte Schluß nahe, daß die Urschrift des Voynich-Manuskriptes möglicherweise nicht von unserem Planeten oder zumindest nicht aus unserem jetzigen Erdzeitalter stammt. Dann hätte Roger Bacon lediglich ein sehr viel älteres Vorbild—über dessen Autoren nur spekuliert werden kann—für seine Abhandlung kopiert.

Bild:

Das Voynich-Manuskript (Nachbildung) mit ausgeklappter Seite

Aber dieses Relikt ist nur eine von vielen Spuren, die uns auf der Suche nach den außerirdischen Lehrmeistern bzw. unseren Urvätern führen. Anfangs hatten wir die mysteriösen Goldflieger aus Südamerika in Augenschein genommen, die Modellen gleich dem Wirken fremder Kulturen Tribut zollen. „Gold“ ist auch das Stichwort, weshalb die spanischen Konquistadoren wie blind vor Gier Gräber plünderten und Menschen folterten, um womöglich die angeblichen Goldlagerstätten der Inkas ausfindig zu machen. Dabei gingen viele Relikte verloren, die uns möglicherweise einen entscheidenden Hinweis auf frühe Hochtechnologie geliefert hätten, denn die Eroberer schmolzen das Gold ein und vernichteten fast alle schriftlichen Zeugnisse.

Das Andengebiet Südamerikas ist eine Region mit einer weitreichenden Geschichte. Zahlreiche Kulturen gaben sich hier ein Stelldichein und vollbrachten teils unglaubliche Leistungen der Baukunst und Architektur. Allen dürfte das Volk der Inka ein fester Begriff sein, das wohl bekannteste aber auch das letzte Reich in einer ganzen Kette von Kulturen, bevor die spanische Kolonialzeit den Inkas und damit der unbeeinflussten Weiterentwicklung auf diesem Kontinent ein jähes Ende setzte.

Über Jahrtausende hatte die indianische Bevölkerung all jene Entwicklungen vollzogen und Errungenschaften gemacht, die zusammen die Voraussetzung gut organisierter Gesellschaften bilden. Die Inka-Kultur (1476-1532 n.Chr.) hatte hierbei etliche Vorläufer, von denen die Inkas vieles in ihre Kultur übernahmen. Die Vorläufer lassen sich mindestens bis 1500 v.Chr. zurückverfolgen, wo im nördlichen Hochland die frühe Chavin-Kultur bis 300 v.Chr. wirkte, die bereits Monumentalarchitektur beherrschte, Bewässerungskanäle anlegte und große Steinskulpturen schuf. An der Südküste entwickelte sich um 550 v.Chr. die Paracas-Kultur, die zunächst starke Einflüsse der Chavin-Kultur aufwies, sich später jedoch Unterschiede im Totenkult zeigten und die Textilkunst blühte. Um 100 v.Chr. entwickelte sich die Nazca-Kultur an der Südküste, die bekannt ist durch die hervorragende polychrome Keramik, die feingewebten Textilien sowie die Scharrbilder und -Linien in der Wüste. Etwa zeitgleich tauchte an der Nordküste die Moche-Kultur auf, die bereits Tempel und Pyramiden baute. Andere Völker wie die Chimú folgten zwischen dem 12. und 15. Jahrhundert und hinterließen ebenfalls beeindruckende Zeugnisse ihrer Kultur.

Eine wichtige Vorläuferkultur der Inka bildete die Tiahuanaco-Kultur (um 1200 n.Chr.). Von ihr haben die Inkas die Architektur und gar die Gottheiten übernommen. Wer davor kam, ist noch heute Spekulation. Großartige Tempelpyramiden und monumentale Bauten in Stein am Titicacasee in 3.625 Metern Höhe geben Zeugnis ab von einem hochentwickelten Volk.

Die Inka, die im heutigen Peru lebten, werden als die Nachkommen der Viracochas angesehen, mythologischen Figuren aus grauer Vorzeit. Meist werden diese Wesen als Fabelwesen abgetan. Dies verwundert nicht, denn das Wissen über die Inkageschichte wurde hauptsächlich mündlich weitergegeben und ging verloren, nachdem die Spanier im Jahr 1533 Cuzco und damit das administrative, militärische und spirituelle Zentrum der Inka erobert hatten. Die einzige „schriftliche“ Tradition der Inka war das Kipusystem, das sie weitläufig benutzten und das belegbar bis zu 5000 Jahre zurückreichte. Diese Knotenschrift, die aus einer Wollschnur bestand, an der andere farbige Schnüre wie Fransen befestigt waren, die einzeln oder in Gruppen nach einem bestimmten System verknotet waren, gilt als ein arithmetisches System ähnlich dem Abakus, so die Meinung von Experten wie Gary Urton von der Harvard University. Dr. Urton vermutet, daß die Kipus nicht nur auf der Zahl 10 basieren, sondern daß sie auch eine Art binären Code bildeten, vergleichbar einer modernen Computersprache. Andere Forscher halten die Kipus für eine Form kodierter Sprache.

Leider zerstörten die Spanier alle Aufzeichnungen der Inka und bis heute ist die seit den Inka gesprochene Sprache der Quechua (auch bekannt als runa simi), durch die peruanische Regierung und den Klerus verpönt. Zudem bleiben aufgrund des Massakers unter dem Halb-Inka Atahuallpa, dem die meisten Angehörigen der königlichen Inka-Familien schon vor der Ankunft der Spanier im Jahre 1532 zum Opfer fielen, nur noch rudimentäre Erinnerungen; ebenso unbeachtet dürfen auch nicht die unzähligen Opfer der Pocken bleiben. Diese Ereignisse waren die Verkettung der tragischen Umstände, weshalb nur wenige Inka überlebten, und diese hatten praktisch keine Aufzeichnungen mehr. Das Reich der Inka erreichte bis 1490 eine Ausdehnung bis nach Kolumbien im Norden und Chile im Süden. Am 16. November 1532 gingen das Inka-Reich und mit ihm die vorspanische Welt unter. Das Heer des Konquistadoren Francisco Pizarro nahm den Inka-Herrscher Atahuallpa gefangen, die Inka-Armeen wurden nach verschiedenen Aufständen seiner Nachfolger endgültig geschlagen. Alles war verloren.

Inka-Überlieferungen sprechen auch davon, daß die Inka von einer bestimmten Rasse mit einer nur minimalen Population abstammen. Diese Berichte beschreiben diese Urväter als rothaarig oder sogar blond, von sehr heller Hautfarbe und großer Gestalt mit möglicherweise unüblichen langen Schädeln. So wie Viracocha, der Schöpfergott, der nicht mit den Viracochan zu verwechseln ist, die auch die Vorfahren der Inka waren, deren Heimstätte die rätselhafte Stadt Tiahuanaco war, die im heutigen Bolivien liegt. Eine riesige Steinskulptur soll das Portrait des Viracocha darstellen, die im Heiligen Tal nahe Cuzco auf die Stätte Ollantaytambo herabschaut, einer den Inka zugesprochenen Stätte, die ebenso groß und komplex ist wie Machu Picchu. Das Gesicht zeigt sich im Profil und ist über 90 m hoch. Dieser Viracocha soll zu den einst wilden Menschen gekommen sein und hätte sie in Ackerbau, Metallurgie, Astronomie und anderen Wissenschaften unterrichtet. Er wird kurioserweise als groß, mit blondem Haar und Bart beschrieben. Die-

ses Ereignis muß in jedem Fall vor dem 12. Jahrhundert stattgefunden haben, als Manco Capac Inkaherrscher war. Eine gern verwendete Geschichte der örtlichen Führer behauptet, daß die lokalen Anwohner dieses monumentale Gesicht, komplett mit Bart, zu Ehren des Lehrmeisters Viracochan schufen, doch dies ist nicht nachgewiesen.

Ein anderes interessantes Volk waren die im heutigen Peru ansässigen Chachapoyas, die Legenden nach rote Haare und helle Hautfarbe aufwiesen. Etwa 750 km nördlich von Lima lag ihr Hauptzentrum Kuelap. Laut Inka-Nachkommen und dem Chronisten Garcilaso de la Vega fand die Eroberung der Chachapoyas in der zweiten Hälfte des 15. Jh. statt, während der Regierungszeit des Tupac Inka Yupanqui. Die Chachapoyas wehrten sich heftig gegen die Inkaexpansion und leisteten wohl lange erheblichen Widerstand gegen die Eingliederung in das Inka-Reich. Als ein Bürgerkrieg im Inkareich ausbrach, fanden sich die Chachapoyas zwischen zwei Fronten: Im Norden die Hauptstadt Quito, regiert von Halb-Inka Atahualpa, und im Süden die Hauptstadt Cuzco, regiert durch Atahualpas Bruder Huascar, einem reinblütigen Inka. Viele Chachapoyas wurden in die Armee des Huascar eingezogen und kamen zu Tode. Zahlreiche Chachapoyas wurden nach dem Sieg des Atahualpa hingerichtet oder abgeschoben, da sie für Huascar Partei ergriffen hatten. Als die Spanier 1533 Atahualpa getötet und das Inka-Reich übernommen hatten, verschwanden auch die letzten Chachapoyas durch Seuchen und Hunger, so daß ihr Erbe, das rötlich-blonde Haar und die helle Hautfarbe, allmählich verschwanden.

Ohne Überlieferungen oder einem noch lebenden Chachapoya sind die Inka und die spanischen Eroberer die einzigen Informationsquellen über dies Volk. Sogar der Name, den sie sich selbst gaben, ist verloren. Der Name Chachapoya ist für sich allein schon rätselhaft und wurde ihnen von den Inka verliehen. Er wird mit „Wolkenkrieger“ übersetzt, hergeleitet von „sacha-p-collas“, dem Equivalent für „Colla-Leute, die in den Wäldern leben“ (sacha = wild, p = Colla-Leute, colla = Volk; aus der Aymara-Sprache). Manche halten die Bezeichnung für eine Variante der Quechua-Bezeichnung „sacha puya“, also „Wolkenleute“.

Das wenige, das wir über die Chachapoyas wissen, stützt sich auf archäologische Belege aus Ruinen, Keramik, Gräbern oder Artefakten. Schriften der Chronisten der damaligen Zeit wie von Inca Garcilaso de la Vega basieren auf fragmentarischen Berichten aus zweiter Hand. Der Chronist Pedro Ciezo de Leon bietet einige malerische Beschreibungen der Chachapoyas: *„Sie sind die weißesten und attraktivsten aller Menschen, die ich unter den Indianern gesehen habe, und ihre Weiber sind so hübsch, daß aufgrund ihrer Freundlichkeit viele zu Inka-Frauen wurden und sogar in den Sonnentempel kamen.“*

Wer waren die Chachapoyas, die um 800–900 n.Chr. ihre Blütezeit hatten? Waren sie ein Ableger der Viracochan-Kultur von Tiahuanaco oder gar Nachkommen von untergegangenen Zivilisationen fern der Meere? Die Viracochas verließen laut mündlicher Überlieferung, nachdem sie den Menschen die Zivilisation brachten, das Land über das Meer in Richtung der untergehenden Sonne, also nach Westen. Die nächstgelegene Landmasse westlich von Peru ist, ja, richtig: Rapanui, die Osterinsel. Hier schließt sich der Kreis, der in Kapitel III bereits angesprochen wurde. Der erste Europäer, der auf Rapanui landete und die Insel Osterinsel benannte, war Jacob Roggeveen. Während seiner Expedition im Jahr 1722 verfaßte

er die erste Beschreibung der Inselbewohner, die „von allen Farbschattierungen, gelb, weiß und braun“ berichtet. Laut der mündlichen Überlieferung der Bewohner Rapanuis war der erste Siedler ein Seefahrer-Häuptling namens Hotu Matua. Man übersetzt dies mit „hotu“ = „Stern“ und „matua“ = Vater, also Himmelsvater.

Die Geschichte von Hau-Maka und dem angeblichen Traum über eine Reise in ein fernes Land, der auf Geheiß von König Hotu Matua zum Massen-Exodus nach Rapanui führte, kennen wir ja bereits. In diesem Traum reiste sein Geist nach *Mataki te rangi*, was so viel bedeutet wie „Augen, die zum Himmel schauen“. Hotu Matua war ein „Langohr“ so wie die anderen Adligen, die mit nach Rapanui reisten. Die andere Klasse der Siedler wurde „Kurzohren“ genannt. Interessanterweise war der Brauch, die Ohrläppchen durch Metallobjekte zu vergrößern, auch ein Brauch der Inka. Die Ankunft der „Kurzohren“ ist heftig umstritten, da sie entweder vor oder nach den „Langohren“ ankamen. Scheinbar zettelten die einer niederen Klasse angehörenden „Kurzohren“ eine Rebellion an, die den Bürgerkrieg verursachte, der fast die gesamte Population ausrottete.

Die Moai, die gigantischen Köpfe, die die Landschaft der Insel zieren, sind heute weltbekannt. Sie mögen aufgrund der langen Ohren die „Langohren“ darstellen. Weiteren interessante Merkmalen sind die dünnen Lippen, die nicht polynesisch wirken, sondern eher den Inka mit ihren langen Nasen ähneln, die bis zur Stirn hinaufreichten. Kamen die Vorfahren der Osterinsulaner aus dem Westen oder gar von Südamerika? Oder aus beiden Richtungen?

Bild:

Die Kaimanawa-Mauer am Lake Taupo in Neuseeland zeigt auffällige Parallelen zu südamerikanischen Monolithbauten wie Sacsayhuaman

Bild:

Zum Vergleich: Die polygonale Bautechnik an den Mauern von Sacsayhuaman

Es existiert eine mündliche Überlieferung in Neuseeland über eine alte Rasse von Menschen, die aus dem Osten heranzogen und das Land viele Jahre vor den Maori besiedelten; diese Menschen nennt man Waitaha. Sie unterschieden sich sehr von den Maori, die Waitaha waren friedlich und weiß. Es waren hellhäutige Menschen, einige mit blauen Augen oder mit grünen, sie hatten blonde Haare, einige auch rotes Haar, sie waren groß gewachsen und schlank und die meisten von ihnen Vegetarier. Sie kannten weder Krieg noch Waffen, so daß die Maori leichtes Spiel hatten, als sie ankamen. Die Waitaha wurden überwältigt, verspeist oder versklavt, doch die Erinnerung an sie wurde von ihren Nachkommen wachgehalten, die als Sklaven gefangen und in die Maori-Gesellschaft aufgenommen worden waren. Wer waren diese mysteriösen Waitaha? Haben deshalb auch so viele Maori rote Haare und einige von ihnen grüne Augen? In seinem 1995 erschienenen Buch *Song of Waihata: The Histories of a Nation* behauptet Barry Brailsford, daß die Nachkommen des Waihata-Volkes die ersten Bewohner von Neuseeland waren und dort mehr als 2.000 Jahre vor Ankunft der Polynesier siedelten. Stein-

strukturen auf Neuseeland wurden somit möglicherweise fehlinterpretiert und als natürliche Formationen oder Maori-Artefakte ausgegeben. Die etablierten Wissenschaftler wie der Historiker Michael King möchten davon nichts wissen, da sie auf fehlende Spuren ihrer Besiedlung hinweisen. Doch es gibt sie, diese Besiedlungsspuren, beispielsweise die gigantische Kaimanawa-Mauer.

Nahe dem südlichen Ende des Lake Taupo, Neuseeland, steht diese beeindruckende Mauer, die aus megalithischen Blöcken mit symmetrischen Ecken besteht. Die Oberseite läßt darauf schließen, daß es sich um eine Plattformpyramide gehandelt haben könnte, ähnlich denen, die man auf verschiedenen Inseln im Südpazifik findet. Der Amerikaner David H. Childress schreibt in seinem Buch *A Hitchhiker's Guide to Armageddon*: „...die Blöcke scheinen standardmäßig acht Meter lang und fünf Meter hoch zu sein. Der unterste Block geht bis zu sieben Meter herab. Das Gestein ist lokaler Ignimbrit, ein weiches Vulkangestein, entstanden aus Sand und Asche. Die nächste Fundstelle für derartiges Gestein liegt in fünf Kilometern Entfernung. Die Blöcke stehen 25 m lang in einer exakten Linie von Osten nach Westen, und die Mauer schaut nach Norden. Die Mauer besteht aus etwa zehn regelmäßigen Blöcken, die offenbar beschnitten und ohne Mörtel zusammengefügt wurden.“

Doch noch hat keine vollständige Ausgrabung stattgefunden und bis dahin bleibt die Kaimanawa-Mauer wohl ein Rätsel.

Der Pazifik ist in jeder Hinsicht eine spannende Region für die Spurensuche nach verschollenen Kulturen. Das so genannte polynesisches Dreieck besteht aus den drei Punkten, angezeigt durch Hawaii im Norden, Rapanui im Südwesten und Aotearoa im Südwesten. Überall gibt es Menschen derselben genetischen Herkunft, wie auch ihre mündliche Tradition belegt. Archäologische Daten und mündliche Traditionen belegen die Herkunft der Maori von Tahiti. Das ehemalige Heimatland der Maori aber heißt Hawaiiiki, das heute Tahiti heißt. Selbst ihre Sprache ist fast identisch, abgesehen von minimalen Unterschieden in der Aussprache, beispielsweise der Name, mit dem sie sich selbst bezeichnen—Maoli auf Hawaii und Maori auf Tahiti, Aotearoa und Rapanui bedeutet ganz einfach „Leute“. Die Hauptmigrationswelle nach Hawaii führte von Raiatea nach Hawaii unter der Leitung des Priesters Pahao. Sie fanden eine bewohnte Insel vor. Da lebte eine Rasse friedvoller Menschen namens Mu, die schon so lange dort lebte, wie die Erinnerung zurückreichte.

Einige der Hawaiianer behaupten, daß ihre Vorfahren schon immer hier waren, es seien die Mu. Die Leute von Tahiti begannen die Inseln zu erobern und taten dies in nördlicher Richtung; die anscheinend freundlich gestimmten Mu unterlagen mit dem Fortschreiten der Eroberung. Die letzte Insel, auf der sie existierten, war Kauai, und hier wurden die meisten Geschichten über sie aufgeschrieben. Die Tahitianer nannten sie *Menehune* oder „kleine Leute“, weil die Mu ein friedliebendes und freundliches Volk waren. Der wirkliche Name lautete wahrscheinlich *Mana huna* oder „Leute mit mana“, also spiritueller Kraft, und „huna“, was so viel heißt wie „geheimes Wissen“.

Bild:

Tempel auf Maui/Hawaii. Landeplatz der Götter?

Bild:

Trilithon von Maui/Hawaii

Die Tempelanlage auf Maui/Hawaii ist ein besonders auffälliges Monument auf der beliebten Ferieninsel der Amerikaner und gleicht mehr einem Landeplatz für Flugvehikel, als daß es ein normaler Tempel für kultische Handlungen zu sein scheint. Auch das so genannte Trilithon von Maui/Hawaii ist ein megalithisches Ungetüm, das seine Pendants in den Anden besitzt.

Solche Anlagen können keine einfachen Steinzeitmenschen oder primitive Urwaldbewohner errichtet haben, sondern ein hochentwickeltes Volk, das weltumspannend aktiv war. Gibt es also eine gemeinsame Verbindung von den polynesischen Völkern, den Andenkulturen und einem möglicherweise wesentlich älteren Menschengeschlecht, das sich weltweit verbreitete?

Das Wissen ist meist spärlich, was die Spurensuche ja so unglaublich schwierig macht. Man macht es sich leicht, wenn man davon ausgeht, daß es keine älteren Kulturen gegeben haben kann und dem Wunschbild einer linearen Entwicklung ausgeht, die vom primitiven Steinzeitmenschen zum Pyramidenbauer und zur heutigen Zivilisation führte. Niemand kann genau sagen, wie hoch der Wissensstand untergegangener antiker Kulturen wirklich war. Es muß in der menschlichen Entwicklung immer wieder Sprünge nach vorn und zurück gegeben haben. Vielfach gerieten Errungenschaften in Vergessenheit, das Wirken alter Volker verblaßte, nur um von neuen Zivilisationen erneut wiederentdeckt zu werden. Über die Vor-Inka gibt es demnach nicht allzu viele Belege. Nur über das Inkareich sind wir durch spanische Berichte und die Geschichtsschreibung oder die Niederschriften europäisch erzogener Inkaabkömmlinge, durch Zeichnungen, Gemälde u.a. recht gut informiert. Das Wissen über die Vorgänger der Inka im Andenraum, aber auch der Kulturen Alt-Kolumbiens, verdanken wir fast ausschließlich archäologischen Quellen und Grabfunden. Mittels der Grabkulte konnten die Kulturen einigermaßen rekonstruiert werden und stets werden durch erneute Grabungen neue Erkenntnisse ans Tageslicht gefördert. Daß dieses Puzzlewerk nicht einfach ist, zeigt sich auch darin, daß schon in vorspanischer Zeit die Indianer an einigen Orten die Gräber ihrer Vorfahren plünderten. Die Raubgräberei im großen Stil begann aber erst mit der spanischen Eroberung im 16. Jahrhundert. Was aber ist mit denen, die vor den Inkas da waren? Die vor den uns bislang bekannten Kulturen der Azteken, Olmeken und den vielen anderen Zivilisationen in den amerikanischen Gefilden wirkten? Waren es die Götter?

Vielleicht buchen Sie einmal einen Urlaub nach Guatemala-City, und Sie haben ein paar Tage Zeit für einen Ausflug der besonderen Art. Besondere Aufmerksamkeit verdient ein Monument oder Stele, die auch Stele von El Baul genannt wird, die eine Höhe von 2,54 Metern besitzt. Auf ihr sind zwei Gestalten zu sehen, die offenbar eine Auseinandersetzung hatten. Der Verlierer liegt auf dem Rücken, während die große Siegestalt drohend auf ihn niederblickt. Soweit, so gut. Faszinierend ist aber, wie die beiden göttlichen Wesen ausgerüstet sind: Traut man sich, vor allem die größere, besser erhaltene Gestalt ohne Scheuklappen zu betrachten, ist klar zu erkennen, daß sie einen Helm mit Sichtfenster trägt, hinter dem ein Teil eines Gesichts auszumachen ist. Von diesem Helm aus führen Schläuche zu einer Art „Tank“ auf dem Rücken der Gestalt. Der Steinmetz versah

den Kopfschutz wider besseren Wissens mit einer Tierschnauze, aus der Flammen, Rauch oder einfach verbrauchte Atemluft kommt. An den Händen trägt das himmlische Wesen dicke Fäustlinge, in denen Kugeln oder Bälle liegen. Beim Betrachten der Stele entstehen oft rege Diskussionen, ob der Gott nun auch noch Hosen und Stiefel oder nur einen Lendenschurz und einen Beinschmuck trägt. So oder so, noch anschaulicher hätte der unbekannteste Steinmetz aus längst vergangenen Tagen wohl kaum darstellen können, daß er ein mächtiges Wesen mit einer ihm völlig unerklärlichen technischen Ausrüstung gesehen hat.

Bild:

Der berühmte „Astronautengott“ von El Baul ist Zeugnis der Darstellung unverstandener Technologie

Die Entwicklung und Höhepunkte der mächtigen Maya-Architektur, die von 300 v.Chr. bis zu ihrem Untergang um 1500 n.Chr. in Mexiko, Guatemala, Honduras und Belize entstanden ist und erst langsam aus dem Dickicht des Urwalds befreit wird, zeigt eine Vielzahl von beeindruckenden und auch rätselhaften Abbildungen. Neben solch bekannten Artefakten wie die *Grabplatte von Palenque* gibt es aber eine Reihe von Steinreliefs, Stelen genannt, die anscheinend mißverständliche Technologie darstellen. Figuren mit Helmen, Atemgeräten und anderen sonderbaren Attributen, so wie die Stele mit dem erwähnten „Astronautengott von El Baul“.

Doch hat dieser „Astronautengott“ ein Pendant in Afrika, der „Astronaut von Zimbabwe“. Schon der Autor Gerhard R. Steinhäuser präsentierte 1973 eine Abbildung des mysteriösen „Astronauten“ in seinem Buch *Jesus Christus—Erbe der Astronauten*. Bei einer Ausstellung afrikanischer Kunst in Dakar von 1966 wurde diese Götterfigur erstmals gezeigt. Sie stammt aus der sagenumwobenen Ruinenstadt Zimbabwe in Rhodesien. Auch der Autor Walter-Jörg Langbein hatte einige auffallende Parallelen zwischen diesen Figuren ausgemacht, die ein weltumspannendes Wirken der Astronautengötter wahrscheinlich machen.

Bild:

Der „Gott“ von Zimbabwe. Ein Pendant zum „Astronautengott“ von El Baul?

Die Anlagen von Zimbabwe sind in der grenzwissenschaftlichen Literatur ein fester Begriff im Zusammenhang mit dem afrikanischen Stamm der Dogon, deren Kenntnisse um einen unsichtbaren Begleitstern von Sirius A, der sich laut den Überlieferungen alle 50 Jahre um seinen Hauptstern drehen soll, und seit der Veröffentlichung von Robert K. G. Temples' Buch *Das Sirius-Rätsel* zu heftigen Kontroversen in der orthodoxen Wissenschaft führte als auch in den Reihen der Grenzwissenschaft zu heftigen Diskussionen Anlaß gab.

Die Dogon wurden in diesem Buch ja bereits angesprochen. Wie steht es um die astronomischen Fakten?

Sirius, der hellste Stern im Sternbild Großer Hund und der ebenso scheinbar hellste Stern am Abendhimmel, ist ein Stern im weißen Licht und somit in der Spektralklasse A0 eingeordnet. Er besitzt eine Oberflächentemperatur von 12.000 Grad Celsius. Im Vergleich dazu bewegt sich die Sonne in Bereichen von 5.500 bis

6.000 Grad Celsius Oberflächentemperatur. Die Entfernung Sirius—Erde beträgt etwa 8,6 Lichtjahre, seine Masse etwa 2.31 Sonnenmassen. Sirius wird von einem weißen Zwergstern begleitet, Sirius B, der ein etwa erdgroßer Stern von 0.93 Sonnenmassen ist. Er ist das klägliche Überbleibsel eines sonnenähnlichen Sternes, der seine Lebensspanne bereits hinter sich hat. Er umkreist Sirius A in knapp 50 Jahren und ist der erste Weiße Zwerg, der entdeckt wurde. Aufgrund von periodischen Unregelmäßigkeiten seitens Sirius A schloß Friedrich Wilhelm Bessel 1841 auf einen unsichtbaren Begleiter. 1862 konnte Alvan G. Clark ihn als winziges Lichtpünktchen neben seinem Hauptstern ausmachen.

Aber auch von einem weiteren winzigen Begleitstern wissen die Dogon, den sie emme ya nennen (astronomisch Sirius C). Der Autor Andreas von Rétyi hatte unlängst interessante Eigenheiten des Sirius-Systems untersucht und Hinweise auf die mögliche Existenz von Sirius C gefunden. Die Sirius-A-Komponente überstrahlt durch seine Helligkeit das gesamte System, was astronomische Fotografien als Nachweis weiterer Begleiter überaus schwierig macht. Auch aus diesem Grund wurde Sirius B auch erst 1862 nachgewiesen. Durch Aufnahmen, die aus hundert von Einzelbildern bestehen, konnte Rétyi das Licht von Sirius A unterdrücken und ließ vor allem eine Spektrallinie von Sirius B durch. Dabei konnte er unterhalb von „B“ in diesem ausgewählten Spektralbereich ein weiteres Objekt ausprägen, das möglicherweise Sirius C darstellt. Rétyi plädiert hier allerdings für weitere Forschungen, um einen endgültigen Nachweis zu erlangen.

Die Dogon, ansässig in der Gegend um Mali, erzählen sich uralte Legenden, nachdem Sirius Heimatstern einer intelligenten, raumfahrenden Spezies ist. Die Erkenntnisse, die die Dogon von Sirius und seinem Begleitstern besitzen, sind erstaunlich. So wußten sie lange vor den Europäern von Sirius B im Vergleich zu seiner Größe als Stern von großer Masse. Die Umlaufzeit des Sirius-Begleiters gaben sie zum Erstaunen vieler Wissenschaftler exakt an und ebenso die—bislang noch nicht einmal nachgewiesene—Existenz von mehreren Planeten. Von einer dieser Welten sollen die „Nommos“, teils aquatische und geheimnisvollen Lehrmeister, mit „Häusern“ vom Himmel gekommen sein und den Menschen die Kultur und enormes Wissen vermittelt haben. Ähnliche Gestalten sind auch aus Ägypten, aus den mediterranen und ebenfalls aus dem vorderasiatischen Raum bekannt. Überall erhebt sich der gleiche Tenor: Sie kamen, um den Menschen Wissen in wissenschaftlich-technischen Belangen zu vermitteln und schenkten ihnen quasi eine Kultur.

Vor geraumer Zeit bewiesen die Autoren Peter Fiebag und Horst Dunkel durch eine Expedition in das Gebiet der Dogon, daß diese Legenden nicht vor wenigen Jahrzehnten oder Jahrhunderten aus Europa zu den Dogon getragen wurden, sondern uralte Überlieferungen darstellen, die bis heute in der Stammestradiation bewahrt wurden.

Liegt also die Tatsache auf der Hand, daß in grauer Vorzeit tatsächlich Außerirdische auf der Erde waren, die ein besonderes Wissen über den „Hundsstern“ besaßen und technisches Wissen vermittelten, das—wieder einmal—verloren ging?

Mittelalterliche Quellen sprechen von einer rötlichen Farbe des Sirius, doch konnten diese Beobachtungen bislang nicht verifiziert werden. Hinweise auf einen natürlichen Tod eines Begleitsterns in Form von ausgestoßenem Sternenmaterials und Ringnebeln fehlen völlig. Der verstorbene Geologe Dr. Johannes Fiebag hatte

1992 in Hinsicht auf dieses potentielle „Farbwechsel-Phänomen“ im Sirius-System ein interessantes Szenario postuliert: Das Astro-Engineering, eine gezielte Umwandlung eines Sterns in einen Weißen Zwerg.

Dr. Fiebag ging von der Frage aus, weshalb im Sirius-System dieses Farbwechsel-Phänomen auftauchte und eine überlegte Manipulation des Sterns durch hochentwickelte Individuen wäre gar nicht so absurd. Eine künstliche Manipulation an einem Stern wäre für eine weit fortgeschrittene Zivilisation durchaus denkbar. Auch unsere Sonne wird sich in ferner Zukunft aufblähen und dabei alle inneren Planeten vernichten. Sollte es da noch Menschen geben, müßten sie mit entsprechendem Wissen unsere Sonne umwandeln, um das Überleben zu sichern. Dr. Fiebag führt in diesem Bezug eines sterbenden Sterns ein interessantes Argument des verstorbenen Astronomen Carl Sagan in die Diskussion ein:

„Zum Glück aber dürfte die Menschheit bis dahin nahezu mit Sicherheit auf einer höheren Evolutionsstufe stehen. Vielleicht haben unsere Nachkommen die Sternentwicklung bereits unter Kontrolle gebracht oder doch Einfluß darauf gewonnen...“

Können wir diese Gedankengänge nicht auch auf Intelligenzen übertragen, die vor Jahrtausenden bereits in der Lage waren, interstellare Raumfahrt zu betreiben und unseren Planeten zu besuchen? Diese Überlegungen sind immerhin ebenso legitim wie natürlich „Materietransfers“ im Sirius-System, wie sie von Astronomen postuliert werden und die dort beobachteten Veränderungen erklären sollen. Bei solchen Materietransfers sollen in deren Verlauf die Nachbarsterne gegenseitig Materie austauschen und ein Weißer Zwergstern durch kurzweiliges Aufblähen zu einem Roten Riesen mutieren. Ob und wie das genau funktionieren soll, wissen die Astronomen jedoch nicht.

Die aus Stein errichtete Anlage in Zimbabwe jedenfalls scheint nach Forschungen einiger Autoren ein Grundriss für das Sirius-System zu sein, welches der Eingeborenenstamm der Dogon peinlichst genau kennt, kamen doch von dort ihre Lehrmeister. Zimbabwe wurde nach Meinung führender Archäologen in zwei Phasen erbaut, die erste begann etwa 2000 vor Christus und endete um 1100 vor Christus, die zweite Phase muß um 1100 vor Christus angesetzt haben. Die Frage ist nur, wer diese Anlage erbaute. Die klassische Archäologie sieht kein bekanntes Volk vor, das im heutigen Zimbabwe dieses Bauwerk hätte errichten können. Nach Überlieferungen wurde die ellipsenförmige Anlage von den Nachfahren fremder Wesen erbaut, die über erstaunliches Wissen verfügten. Angeblich wußten sie alles über die Herstellung künstlicher Maschinen, Radioaktivität und Weltraumfahrt. Interessanterweise wurde das Land Zimbabwe, das einstige Rhodesien, ursprünglich *To Ntr* genannt, was so viel heißt wie „Land der Götter“...

Bild:

Modell der Anlage von Zimbabwe auf der „Expo2000“ in Hannover

Um die Anlage von Zimbabwe wurden bislang lediglich stichprobenhafte Ausgrabungen vorgenommen, die Funde sind eher spärlich. Jedoch taucht diese interessante Figur aus Zimbabwe in einigen wissenschaftlichen Werken auf. Vor etlichen Jahren wurde im französischen Fernsehen (ORTF) ein Film ausgestrahlt, der dieses Objekt zeigte. Der Film war allerdings in unseren Breiten nie zu sehen. Gezeigt wurde das Fundobjekt 1966 bei der bereits erwähnten Ausstellung afrika-

nischer Kunst in der Stadt Dakar. Wie der Autor Walter-Jörg Langbein herausfand, ist die Figur ungefähr vierzig bis fünfzig Zentimeter groß. Sie besteht aus chlorithaltigem Serpentin. Dieses Mineral besteht aus einer faserigen, seidenglänzenden Struktur. Der Kern enthält Magnetit, ein magnetisches Mineral.

Dieses Objekt, das sich in Privatbesitz befinden soll, hat überaus merkwürdige Details. Das Haupt sieht aus, als sei es von einem Helm umschlossen, was gut erkennbare „Nackenkügelchen“ noch optisch verstärken. Die Gesichtszüge weisen kurioserweise keine negroiden Züge auf. Die Arme sind seitlich am Körper angelegt und die Hände wirken recht unnatürlich abgewinkelt. Auf dem Rücken trägt das Wesen eine Art „Tank“.

Bild:

„Astronaut“ von Zimbabwe, Rücken-und Seitenansicht

Die bereits eingangs angesprochene Ähnlichkeit der Attribute auf der Maya-Stele von El Baul, tausende Kilometer entfernt, stimmen nachdenklich. So finden sich dieselben technischen Merkmale auf der Stele als auch auf der Figur von Zimbabwe. Das Wesen auf der El-Baul-Stein trägt ebenfalls merkwürdige Kleidung und ist in der Paläo-SETI-Forschung ein bekanntes Motiv. Ein Anzug, ein Helm, der gar eine Art Sichtluke besitzt, hinter dem die Züge eines menschlichen Wesens hervorblicken und, ebenfalls wie beim „Astronaut“ von Zimbabwe, eine Art „Tank“ auf dem Rücken hat. Auch frappierende Ähnlichkeiten zu den Kolossen auf der Osterinsel stellte Langbein fest. Eng anliegende Arme und abnorm angewinkelte Hände finden sich hier ebenso wie bei der Figur von Zimbabwe. Ein zufälliges Merkmal? Abbilder der Götter?

Das mysteriöse Wesen von Zimbabwe steckt anscheinend in einer Art Anzug—ein Raumanzug? Wenn man sich die Figur auf dem Foto betrachtet, drängt sich dieser Gedanke förmlich auf. Auch wenn man versucht, um jeden Preis und unvoreingenommen eine Betrachtungsweise zu finden, gelangt man stets zum „astronautenhaften“ Eindruck. In der Fachliteratur wird die Figur zu unser aller Überdruß auch noch „Vogelmensch“ genannt, in der erwähnten französischen Sendung gar „Gott von Zimbabwe“...

Kamen einst Astronauten aus den Tiefen des Kosmos zur Erde oder gab es bereits in grauer Vorzeit hochentwickelte Zivilisationen? Für einfache Naturvölker waren es Götter und stellten unverstandene technische Attribute ihrem Wissensstandard entsprechend auf Steinskulpturen oder als Figuren dar. Astronautengötter und hochentwickelte Zivilisationen sind keine weit hergeholtene Spekulationen, die Indizien sprechen wohl eine deutliche Sprache. Die Hinterlassenschaften in Stein wie die Darstellung des „Astronauten“ von El Baul zeigen in Verbindung mit den afrikanischen Artefakt des mysteriösen Gottes von Zimbabwe unmißverständlich das Vermächtnis dieser großartigen, weltumspannenden Zivilisation, welche Raumfahrt in grauer Vorzeit mehr als wahrscheinlich werden läßt...

Wir sehen, daß es zahllose Rätsel gibt, die auf vorgeschichtliche Hochtechnologie hinweisen. Diese Beiträge sind nur ein Tropfen auf dem berühmten heißen Stein. Die Forschungen gehen weiter, und zwar solange es Menschen gibt, die tiefer graben, als es ihre Schulweisheit erlaubt.

Ein provokantes Beispiel ist mit der Frage verbunden, was unsere Altvorderen teilweise zeigen wollten, wenn sie mit übertriebener Ornamentik und kunstvollen Darstellungen Götter und ihre Fahrzeuge darstellten. Unterstützen wir heute nicht auch Bilder durch spezielle Hervorhebungen und Analogien? Wie schnell also wurde einst ein fliegender Götterwagen zu einem „Berg“ oder Tempel. Ein Helikopter wurde zur „Heuschrecke“, ein Panzer zu einem Tempelwagen. Das provokante Beispiel auf dem Bild soll in einer Analogie darstellen, was Künstler mit dem indischen Tempelwagen darstellen wollten, und was es möglicherweise gewesen sein könnte, wenn wir moderne Bilder aus der Science Fiction als Vergleich heranziehen. Der „Kampfpanzer“ aus den „Terminator“-Filmen mag auf einen technisch unvorbereiteten und primitiven Beobachter wie ein Fahrzeug der Götter erscheinen, mächtig und bedrohlich, glorreich und faszinierend zugleich.

Gegen Ende dieser Bestandsaufnahme des Phantastischen soll noch von Drachen und Schlangen berichtet werden, die nicht nur indirekt mit den Technogöttern zu tun hatten.

Bild:

Analogie zwischen indischem Tempelwagen und Kriegsmaschine aus der Science Fiction. Wie würden wir heute für uns fremde Technologie beschreiben und—vor allem—darstellen?

Drachen und Schlangen sind heutzutage symbolische Tiere, die deshalb erwähnt werden sollten, da sie weltweit ein unglaubliches Phänomen der Schlangenkulte, Verehrungen und auch Angstzustände hervorrufen.

So hat sogar die sagenhafte Conan-Verfilmung mit Arnold Schwarzenegger in der Hauptrolle des Mannes, der von den Sklaven zum Krieger aufstieg und den bösen Schlangenkult besiegte, das Reptil als Thema. Die fiktive Handlung spielt in einer längst vergessenen Zeit, die bereits in der Einleitung des Fantasy-Abenteuers Erwähnung findet:

„Ich will von einem Zeitalter berichten, das begann, als Atlantis im Meer versank und das endete, als die Söhne des Aryas die Macht eroberten. Ich will erzählen von Conan, der dazu ausersehen war, in dieser Zeit der großen Abenteuer, seine Stirn, hinter der sich viele Sorgen verbargen, mit der Juwelenkrone von Aquilonien zu schmücken. Ich will die Geschichte meines Herrn erzählen (aus: Conan, der Barbar)

Bei vielen Menschen lösen Schlangen vor allem Unbehagen, Furcht und Ekel aus. Zwar hat kaum jemand persönliche Erfahrungen mit den schuppigen Reptilien, aber möglicherweise ist es ein Urinstinkt, der aus einer Zeit kommt, als Schlangenwesen auf der Erde weilten, die wesentlich bedrohlicher waren, als es die heute so menschenscheuen Reptilien jemals sein können. Man kennt die Horrorgeschichten von Seeungeheuern, Menschen fressenden Untieren und vielleicht auch die undankbare Rolle der Schlange in der christlichen Mythologie, die Schlangen den schlechten Ruf eingebracht haben. Das ist aber nicht in allen Kulturen so. Andernorts gelten Schlangen als heilig, werden als Götter, Wahrsager und Heiler verehrt. Auch im vorchristlichen Europa genossen Schlangen hohes Ansehen.

Der Ursprung der Schlangenverehrung ist vorhinduistisch und reicht in die Industalkultur zurück, also zu den Anfängen der uns bekannten Menschheit. In

Mohenjo Daro, der alten indischen Stadt aus der Harappa-Kultur, wurden bereits Siegel mit Schlangen als Adoranten gefunden.

Bild:

Der mysteriöse Schlangenkult ist weltumspannend. Wo hat er seinen Ursprung und warum ist er überall auf der Welt vertreten?
Szene aus dem Film „Conan, the Barbarian“, ein Genre-Klassiker nach Robert E. Howard

Drachen sind mächtige Tiere und eng mit den Schlangen verbunden, sie beherrschen das Meer, die Flüsse, den Regen und die Winde. Sie sind also eng mit dem Element Wasser verbunden. Das gleiche gilt auch für Schlangen, die sich, mythologisch gesehen, von Drachen oft nicht unterscheiden lassen. Drachen kombinieren äußerlich die anatomischen Stärken aller möglichen Tiere: die Schuppen von Fischen und Schlangen, die Klauen und Flügel von Vögeln, die Zähne und Pranken von Tigern, außerdem Hörner, Fühler, usw. Manche Drachen können auch menschliche Gestalt annehmen. Eine japanische Legende berichtet von dem Palast des Drachenkönigs auf dem Meeresboden. Ein göttlicher Vorfahre des Tenno suchte einst den Drachenpalast auf, verliebte sich in eine seiner Töchter, heiratete sie und nahm sie mit auf die Erde. Es kam allerdings zur Trennung, als er sie während der Geburt des gemeinsamen Kindes in Drachengestalt erblickte. Die Drachentochter zog sich wieder ins Meer zurück, ihr Kind blieb aber auf Erden und wurde der erste menschliche Tenno, Jinmu. Die Tenno-Familie zählt also auch den Drachengott zu ihren Ahnen. Haben die Tennenos vielleicht nicht nur im übertragenen Sinn eine nicht-menschliche Abstammung?

In China war der Drache ebenfalls mit dem chinesischen Kaiser verbunden, er war das Wappentier des legendären Gelben Kaisers Huang Di. Der Drache ist das bevorzugte Tier der zwölf Tierkreiszeichen des chinesischen Kalenders und auch die vier Himmelsrichtungen werden nach einer chinesischen Auffassung von Drachen beherrscht. Auch im Buddhismus wird der Drache als Gottheit verehrt. Die Geschichte von der Erleuchtung einer Tochter des Drachenkönigs aus einer Episode des Lotos Sutra wird oft als Beispiel zitiert, daß auch Frauen die Buddhaherrschaft erlangen können. Die buddhistischen Drachen gehen auf die Nagas im indischen Pantheon zurück. Nagas werden entweder als Drachen oder als Schlangen dargestellt.

Die Grenzen zwischen Schlangen und Drachen sind derweil fließend. Schlangen gelten auch als Boten der Drachen oder sie sind nach einer chinesischen Auffassung Drachen im Stadium der Kindheit. Wasser, Drachen und Schlangen bilden eine assoziative Einheit, daher auch die häufigen Drachenfiguren bei Brunnen am Eingang von Tempeln oder Schreinen.

In vielen Mythenkreisen der Welt steht der Schlange als Herrscherin des Wassers der Vogel, bzw. der Adler, als Beherrscher des Himmels oder des Feuers gegenüber. In Indien ist dieser Gegensatz besonders stark ausgeprägt. Hier gibt es den Vogelmenschen Garuda, der den Nagas, also den Schlangwesen, in ewiger Feindschaft gegenübersteht. Vasuki, im Sanskrit auch *Basuki* genannt, ist in der indischen Mythologie ein König der Nagas. Er spielt seine wichtigste Rolle als Seil

beim Schöpfungsmythos vom Quirlen des Milchozeans. Vasuki ist auch ein Attribut Shivas, um dessen Hals hängend er dargestellt wird.

Eine besondere Bedeutung hat die Schlange auch in der jüdischen Schöpfungsgeschichte, sowohl bei Adam und Eva, als auch in der Geschichte von Moses, dessen Stab ursprünglich eine Schlange war. Häufig wird dabei die Schlange als Teufel interpretiert. Dagegen ist sie seit alters her auch ein Symbol für die Klugheit und die Heilkunst. In der islamischen Mystik des Sufismus wird die Schlange unter anderem als ein Symbol für die *nafs*, die niedere Triebseele, gesehen.

Haben merkwürdige Wesen die Menschen dazu veranlaßt, Analogien aus der Natur zu suchen, um das begreifen zu können, was sie sahen und doch nicht so recht verstanden? Basilisk, Chimäre, Echidna, Hydra, Medusa, Midgardschlange oder Typhon, Bezeichnungen für diese Wesen gibt es viele. Die Hydra aus der griechischen Mythologie war beispielsweise eine übergroße Wasserschlange mit neun Köpfen, von denen acht sterblich waren und der in der Mitte stehende neunte unsterblich. Sie zu erlegen, war eine der insgesamt 12 sagenhaften Aufgaben, welche der kraftstrotzende Herakles (lat. Hercules) im Dienste des Königs Eurystheus vollbrachte, um zu sühnen, daß er seine Frau und seine Kinder in einem wütenden Wahnsinnsanfall ermordet hatte. Herakles ging dem Kampf gegen das vielköpfige Untier gewohnt tapfer entgegen, sein geliebter Neffe Iolaos ihm zur Seite. Als sie die Hydra nahe ihrer Höhle auf einem Hügel bei den Quellen der Amydone entdeckten, zwang Herakles die vielköpfige Schlange durch Schüsse brennender Pfeile, ihren Schlupfwinkel zu verlassen. Zischend kam diese hervor, ihre neun Häuse emporgerichtet, über ihrem Leibe schwankend wie Äste eines Baumes, welche im Sturm hin und her schlagen. Herakles trat ihr unerschrocken entgegen, packte sie kraftvoll und hielt sie fest. Sie aber umschlang einen seiner Füße, ohne sich auf weitere Gegenwehr einzulassen. Daraufhin begann Herakles, mit seiner Keule dem Ungeheuer die Köpfe zu zerschmettern. Anfänglich aber hatte er keinen Erfolg damit, denn kaum hatte er einen Kopf der Hydra zerschlagen, so wuchsen dieser anstatt des einen Kopfes zwei neue nach, bis es Herakles endlich gelang, der Hydra auch das unsterbliche Haupt abzuschlagen.

Bild:

Herabkunft der Ganga. Mahabalipuram, 7. Jahrhundert.
Natürliche Felsspalte in der Mitte des 14 m hohen und 32 m
breiten Granitfelsens. Insgesamt über 100 Figuren. Links
quadratischer Vimana-Tempel, darüber Arjuna (laut Mahabharata)
oder Bhagiratha (laut Ramayana) in Askese, daneben Adoranten im
Kniefuge, rechts weitere Schlangen in Anbetungsgeste

Bei den altmexikanischen Gottheiten Mesoamerikas nimmt Quetzalcóatl eine besondere Stellung ein. Bei den Azteken und Tolteken hieß er Quetzalcóatl, bei den Maya trug er den Namen Kukulcan und bei den Quiche Gukumatz. Meist wurde Quetzalcóatl als große gefiederte Schlange mit den Federn des heiligen Vogels Quetzal dargestellt, aber auch als Mann mit heller Haut und Bart. Aus der Kombination von Federn (Quetzal) mit einer Schlange (co) und abermals Wasser (atl) entstand das mythische Wesen „Quetzalcóatl—gefiederte Schlange“, eine

Schlange, die fliegen konnte. Wie viele Aztekengötter hat auch Quetzalcóatl mehrere Facetten, in der aztekischen Mythologie war Quetzalcóatl die eigentliche Schöpfergotttheit, die den sterblichen Menschen das Wissen gab. Darüber hinaus wurde er als Gott des Himmels und der Erde und als Windgott Ehecatl verehrt, der wie der Regengott Tlaloc das Lebensspendende Naß herbeiführte.

Über solch eine altmexikanische Gottheit gibt es natürlich auch zahlreiche Legenden. Bei der amerikanischen Eroberung durch die Spanier spielte der Mythos von Quetzalcóatl eine große Rolle. Der Sage nach soll Quetzalcóatl der weißhäutige Gottkönig aus vergangenen Zeiten eines Tages vom Meer her zurückzukehren und sein altes Reich wieder in Besitz nehmen. Dem Aztekischen Kalender nach sollte der Gottkönig im ersten Jahr der Epoche „Schilfrohr“ zurückkehren, genau in diesem Jahr landete Cortes in Yucatan. Montezuma II, der damalige König der Azteken, glaubte fest daran, daß der einst vertriebene Gott Quetzalcóatl zurückgekehrt sei um sein Volk erneut zu versklaven. Dieser katastrophale Fehler läutete den Untergang der Azteken ein. Wen aber haben Montezuma und sein Volk erwartet? Weshalb gibt es immer wieder die Analogie von Schlange und Wasser? Kamen fremde Wesen aus dem Wasser, über das Wasser oder gar aus dem „Ozean der Sterne“? Waren sie selbst „schlangenartig“ oder waren sie zwar menschenähnlich, aber ihre Vehikel wie „gefiederte Schlangen“?

Bei den Azteken gehörte Quetzalcóatl zu den wichtigsten Göttern. Er wurde entweder als Mensch oder als gefiederte Schlange mit Krokodilrachen dargestellt. Für die Azteken war diese Gestalt das Symbol für den Himmel. Das Wesen war nicht nur ein dahergelaufener Scharlatan oder Priester, der eine brillante Show ablieferte, um für immer in die Annalen der mittel- und südamerikanischen Völker als Gott einzugehen. Immerhin war er für die Schöpfung der Erde verantwortlich. Dieses Wesen prägte mit seinem Handeln einen ganzen Kontinent. Gemeinsam mit den als Jaguar dargestellten Gott Tezcatlipoca war Quetzalcóatl der Stellvertreter des altmexikanischen Hochgottes. Diese zwei haben die riesige Urkröte vom Himmel geholt und daraus Berge, Täler, Pflanzen und Tiere geschaffen. Quetzalcóatl hat die Menschen dann aus dem Mehl eines zerriebenen Edelsteinknochens und dem Blut eines Penis geformt. Passenderweise galt er auch als Gott des Windes, des Wassers und der Fruchtbarkeit.

Die Anbetung der Schlange ist weltweit verbreitet. Es gibt kaum ein Land der antiken Welt, wo man nicht ihre Spuren findet. Überall in der Mythologie hinterließ sie Beweise ihrer Existenz und ihrer Größe in der Form von Monumenten, Tempeln und Tonarbeiten von besonderer Kunstfertigkeit. Babylon, Persien, Hindustan, Ceylon, China, Japan, Burma, Java, Syrien, Kleinasien, Ägypten, Arabien, Griechenland, Italien, Nord und West Europa, Mexiko, Peru, Amerika—sie alle liefern reichlich Beweise von ein und demselben Resultat, indem sie auf das Erbe gemeinsamer Lehrmeister zurückblicken.

Ob die Anbetung das Ergebnis von Angst oder Respekt war, ist eine Frage, die aus der Sicht der Paläo-SETI-Hypothese von beidem etwas zur Antwort benötigt. In Indien werden Schlangen als Nagas verehrt, schlangenartige Wesen oder Mischwesen aus Schlange und Mensch, die mit den Göttern zusammen gearbeitet haben sollen. Wenn Schlangen eine Art unterdrückte Erinnerung an fremde Wesen mit überirdischen Kräften sind oder gar unverstandene Technologie, die unsere Altvorderen weltweit dazu veranlasste, diese merkwürdigen Wesen zu fürchten

und zu ehren, wo es nur ging, dann ist nachvollziehbar, wie sich derartige Schlangenkulte bei den verschiedensten Völkern ausprägen konnten.

Exkurs: Götter auf wackeligen Beinen?

Hat Kritik zur Paläo-SETI-Hypothese Bestand?

Einige Dinge vorweg: Es geht hier nicht um mögliche Eingriffe „übernatürlicher“ oder „höherer“ Wesen, sondern um Astronauten aus Fleisch und Blut, die in materiell „anfaßbaren“ Raumschiffen flogen. Es geht also nicht um religiösen Glauben (im weitesten Sinne) oder um Esoterik. Solche religiösen Aussagen lassen sich prinzipiell nicht widerlegen. Zum Beispiel hat (*glücklicherweise*) noch niemand nachweisen können, daß es den Germanengott Thor nicht gibt. Allerdings ist selbst Dogmen vom Kaliber der „unbefleckten Empfängnis“ wissenschaftlich nicht beizukommen, was in der Paläo-SETI-Hypothese (PSH) bereits nachvollziehbar mit dem Eingriff fremder Intelligenzen erklärt wurde.

Wissenschaftliche Aussagen dagegen zeichnen sich dadurch aus, daß sie prinzipiell widerlegbar (fasifizierbar) sein müssen. Es gibt also in der Wissenschaft keine „letzten Wahrheiten“. So auch in der Paläo-SETI-Forschung. Auch hier werden Erkenntnisse untersucht, bekannte Fakten analysiert und hier und da auch verworfen, wenn sie nach gewissenhafter Forschung vollständig widerlegt sind. Dies gilt allerdings nicht für halbherzige Widerlegungsversuche von Erz-Kritikern, die „auf Teufel komm raus“ versuchen, die PSH zu widerlegen, gar zu denunzieren. Von diesem Punkt ist man schon meilenweit entfernt, denn die PSH läßt sich nicht mehr grundsätzlich widerlegen, da die Fülle der gesammelten Belege eine Erforschung notwendig machen.

Auch die „Aussaat“-Hypothese ist nicht widerlegbar und ein Eckpfeiler der PSH: Eine hochentwickelte Zivilisation fördert die Entwicklung intelligenten Lebens, wo immer sie kann. Die meisten SF-Fans kennen diese Hypothese aus *2001—Odyssee in Weltraum*. Wissenschaftler gehen davon aus, daß hochentwickelte Intelligenzen erfolversprechende Lebensformen auf verschiedenen Planeten gezielt ansiedeln und fördern.

Hier ist ein gewisser Unterschied zur PSH zu nennen, einmal handelt es sich um möglicherweise sehr weit fortgeschrittene Superintelligenzen, die im Hintergrund agieren, sie mischten sich nicht in die Entwicklung von primitiven Zivilisationen ein. Diese Annahme hat gerade für nachdenklichen Menschen mit einer philosophischen Ader ihren Reiz. Sie paßt gut zu dem, was die meisten von uns unter „hochzivilisiertem Verhalten“ verstehen, ist frei von logischen Widersprüchen und nicht zuletzt eine angenehme „Ersatzreligion“: Wir haben einen freundlichen „Aufpasser“ im All, der uns geholfen hat und uns vielleicht wieder helfen wird, der uns aber sonst in Ruhe läßt. Aber auch diese Hypothese ist nicht so ohne weiteres widerlegbar—es ist nicht möglich, nachzuweisen, daß es keine Superzivilisationen gibt. Die PSH geht nämlich von zwei Annahmen aus: Spuren und Überlieferungen bei zahlreichen Kulturen auf der Erde berichten von direktem Kontakt mit so genannten „Astronautengöttern“ und implizieren eine bewußte Einflußnahme in Form von genetischer Manipulation, technische Hilfestellung oder

Wissensvermehrung. Hierbei soll es sich um außerirdische Raumfahrer handeln, die zwar weiterentwickelt sind als die Menschen, sich jedoch anatomisch nur wenig von ihnen unterscheiden und möglicherweise einen Technologievorsprung von—sagen wir mal—weniger als 1.000 Jahren haben. Die andere, oft von Kritikern der PSH vergessene These besagt, daß es im Laufe der Erdgeschichte eine oder mehrere Menschheiten vor der heute uns bekannten Menschheit gab. Diese Zivilisationen sollen lange vor den uns bekannten Urkulturen existiert haben und haben bereits vor Äonen uns vergleichbare Gesellschaften entwickelt, die über Hochtechnologie, Fluggeräte und moderne Waffen verfügten. Schlagwörter wie Atlantis, Mu oder Lemuria werden hier genannt. Allein diese These ist an sich schon nicht (mehr) widerlegbar oder beweisbar, da solche Kulturen vor unsäglich langer Zeit existiert haben müssen und es so gut wie keine Spuren mehr ihrer Existenz gibt. Rudimentäre Spuren und Hinweise finden sich allerdings in Verbindung mit der Götter-These in zeitlich erfaßbaren Epochen wieder, so beispielsweise die Möglichkeit, daß vereinzelt Wissen an spätere Generationen weitergegeben wurde und verheerende Kriege oder Kataklysmen überlebt haben. In elitären Zirkeln oder lokalen Kulturen gepflegt, könnte so noch lange Zeit Hochtechnologie zu Entsetzen und Erstaunen bei primitiven Kulturen geführt haben. Irgendwann aber ging auch der letzte Rest dieses Wissens verloren, bis lediglich Mythen und Legenden sowie vereinzelte, megalithische Bauwerke übrig blieben.

Die Grundhypothese, daß irgendwann in der Vergangenheit, aus welchen Gründen auch immer, außerirdische Astronauten auf der Erde landeten, ist also von vornherein nicht abzulehnen. Schließlich sollte man in unserer aufgeklärten Welt von der Existenz außerirdischer Zivilisationen wie von der prinzipiellen Möglichkeit der interstellaren Raumfahrt überzeugt sein, weil es die Vernunft gebietet. Kritiker halten diese Möglichkeit oftmals zu pauschal und vorschnell für unwahrscheinlich.

Also, es geht um die PSH im engeren Sinne: In den Mythen vieler Völker wird übereinstimmend von überlegenen Wesen berichtet, die vom Himmel kamen und den Menschen die Kultur brachten. Die PSH nimmt das wörtlich und faßt die Götter als menschliche Wesen aus Fleisch und Blut auf. Diese Außerirdischen mischten sich über lange Zeit hinweg massiv in die Entwicklung des Menschen ein. Wir verdanken ihnen nicht nur die Grundlagen unserer Kultur, sie halfen unseren Vorfahren auch beim Bau heute rätselhafter Bauwerke. Ja, eigentlich verdanken wir es nur ihren Gen-Experimenten, daß wir nicht mehr als Affen in der afrikanischen Steppe herumlaufen!

In der Science Fiction ist diese Idee ein alter Hut: Schon Kurt Laßwitz erwähnte sie 1897 in seinem Roman *Auf zwei Planeten*. Jack London schrieb 1912 die faszinierende Erzählung *Der Rote* um ein im Regenwald der Insel Guadalcanal gelandetes kugelförmiges Raumschiff, das von den Einheimischen als Gott verehrt wird. Seit den 30er Jahren gehören die „Entwicklungshelfer aus dem All“ zum Standard-Repertoire der SF, man denke nur an E.E. Smith berühmten *Lensman-Zyklus*. *Perry Rhodan* lebt geradezu von dieser Idee, die auch z.B. in *Star Trek* häufig auftaucht, sowohl in der *Classic-Serie* als auch in Folgeserien wie *The Next Generation*. Schon in den 60ern gab es in den Abenteuern von Kirk-, Spock & Co. Folgen mit einem gewissen Einfluss von der Idee eines frühzeitlichen Besuches außerirdischer Wesen auf der Erde. Captain Kirk und seine Crew hatten diesbezüglich in

der alten Original-Serie u.a. bereits das Vergnügen mit dem Gott Apollo. Die Serie „Stargate“ basiert fast ausschließlich auf der PSH. Sie zeigt die Abenteuer einer Gruppe von Soldaten und Forschern auf ihren Expeditionen durch ein altertümliches Tor zu aufregenden und oft gefährlichen Planeten im ganzen Universum. Die Ableger-Serie *Atlantis* trieb es auf die Spitze und machte aus Atlantis das Werk einer mächtigen Rasse, bekannt als die „Antiker“, welche einst die Erde bewohnten. Atlantis wurde als Vorposten gebaut, um bei der Kolonisation einer anderen Galaxie zu helfen. Die Stadt wurde auf der Erde, in der Antarktis, gebaut. Als sie fertig war, hob sie ab und verließ die Erde, mit Kurs auf die Pegasus Galaxie. Die TV-Serie *Earth: Final Conflict* berichtet von den *Taelons*, einer außerirdischen Rasse, die im Verlauf der Erdgeschichte bereits mehrmals auf der Erde landete und wesentlichen Einfluss auf die Menschheit genommen haben. Die Auffindung diverser Artefakte bezeugen in der Serie folglich die frühzeitliche Präsenz der Außerirdischen auf dem blauen Planeten. Kampfstern Galactica ist dann das „Sahnehäubchen“ der PSH, denn hier wird von den menschlichen Stämmen erzählt, die einst die Erde verließen, um in den Weiten des Alls eine neue Heimat zu finden. Während die Erde in Vergessenheit geriet, kämpfen die Menschen auf diesen Kolonien gegen einen übermächtigen Gegner.

Bis in die späten 60er Jahre fristete diese Hypothese außerhalb der SF nur ein stiefmütterliches Dasein. Mit dem 1968 erschienenen Buch *Erinnerungen an die Zukunft* von Erich von Däniken änderte sich dieses Bild und die PSH wurde salonfähig. Seit dieser Zeit erzielten Bücher über „Ancient Astronauts“ z. B. von Carroux, Sitchin, Buttlar und immer wieder von Däniken selbst Millionenauflagen, es gibt Gesellschaften, Fernsehdokumentarserien, Filme, Kongresse und zahlreiche Forscher, die sich mit dem Phänomen der Astronautengötter beschäftigen. Kommen wir zu häufigen Einwänden kritischer Zeitgenossen.

Kritischer Einwand I: Oft gibt es bessere Erklärungen als die der Paläo-SETI-Hypothese.

Was ist eine „gute“ Erklärung?

Rainer Kakuska schreibt in „Der Esoterik-Leitfaden“: „Obwohl die Verfechter dieser These (der PSH, R.R.) die ‚Beweise‘ sehr großzügig in ihrem Sinne interpretieren, klänge der allgemeine Spott über sie doch überzeugender, wenn man eine bessere Erklärung für die Rätsel der Vergangenheit hätte, auf die sie hinweisen.“

Sicher, für viele „Rätsel der Vergangenheit“ gibt es in der Tat bessere Erklärungen, als die, die z.B. Erich von Däniken anbietet. Woran erkenne ich aber, welche von mehreren möglichen Erklärungen die beste ist? In einigen Fällen ist das klar: Die, die durch Fakten bewiesen ist. Leider sind Fakten in der Frühgeschichte normalerweise nicht sehr dicht gesät. Es gibt aber noch ein weiteres Kriterium: Vor mehr als 600 Jahren formulierte der Philosoph William Ockham einen Grundsatz, der sich seitdem als geistige Richtschnur beim Aufstellen brauchbarer Theorien bewährt und immer wieder bestätigt hat: das „Rasiermesserprinzip“ (englisch „Occams Razor“). Es besagt, daß man bei der Suche nach Theorien, die ein bestimmtes Phänomen erklären sollen, alles „wegschneiden“ müsse, was überflüssig sei, weil sich die gesuchte Erklärung auch mit weniger Aufwand, mit einfacheren

Annahmen und plausibleren Gründen finden lasse. In einem Satz: „Von allen Erklärungen, die in einem bestimmten Fall denkbar sind, ist die einfachste die beste.“

Ein Beispiel, das aus dem Memoiren des 1989 verstorbenen Wissenschaftsjournalisten Hoimar von Dithfurth stammt:

„Wenn an einem schönen Sommertag unversehens ein Kolibri durch mein geöffnetes Fenster hereinflöge und sich auf meiner Schreibtischlampe niederließe, könnte ich mir auf diesen zweifellos ungewöhnlichen Vorfall auf verschiedene Weise einen Reim zu machen versuchen. Ich könnte zum Beispiel den Gedanken erwägen, daß im raumzeitlichen Kontinuum soeben eine ‘relativistische Verwerfung’ erfolgt sei, die den unglücklichen Kolibri vermittelt einer Art quantenphysikalischen ‘Durchtunnelung’ von einem Augenblick zum anderen aus seiner Urwaldheimat in mein Arbeitszimmer verschlagen habe—ein grundsätzlich statthafter erster Erklärungsversuch. Allerdings würde ich mich intellektuell disqualifizieren, wenn ich an diese ‘ersten Hypothese’ nicht sofort Ockhams Rasiermesser anlegte und nach einfacheren Erklärungen suchte. Dabei würde ich schließlich zu der Annahme kommen, daß einer meiner Nachbarn vermutlich eine Voliere mit Tropenvögeln hat, deren Tür nicht fest genug verschlossen war. Wenn jemals ein Kolibri bei mir erscheinen sollte, würde ich das jedenfalls für die einfachste Erklärung halten—und hätte mit dieser ‘Theorie’ dann mit überwältigender Wahrscheinlichkeit den tatsächlichen Sachverhalt getroffen. (Es mag sich jeder selbst ausmalen, was von all den UFO-Gespinnsten, ‘Levitations-Phänomenen’ und Gurukräften übrigbliebe, wenn die Fans den Objekten ihrer abergläubischen Verehrung nur einmal mit Ockhams nützlichen Werkzeug zu Leibe rücken würden.)“

Nun das Problem: Die Anwendung von Ockhams Messer spricht nicht immer, wie Dithfurth offenbar meinte, gegen grenzwissenschaftliche Erklärungen. Manchmal ist es sehr viel einfacher, anzunehmen, der Mensch hätte verborgene Sinne, als—wie einige „Skeptiker“ z.B. im Falle des Wünschelruten-Phänomens—massiven Selbstbetrug, extrem ausgeklügelte Betrugsmethoden und großangelegte Verschwörungen zu postulieren. Es hat sich mittlerweile sogar ergeben, daß die PSH oftmals die einfachste, weil plausibelste Erklärung ist. Im Falle der Pyramiden werden beispielsweise teils hanebüchene Erklärungsmodelle aufgetischt, die extrem kompliziert ausgetüftelt haben wollen, wie die Pyramiden erbaut wurden. „Ja nur keine technologische Hilfestellung in Betracht ziehen!“, lautet hier die unwissenschaftliche Devise. Und wer sich einmal die völlig bescheuerten Deutungen um den Zweck der Nazca-Linien angesehen hat, müßte nach Ockhams Rasiermesser sogenannte „Prozessionsstraßen für Indios“ sofort auf den Müll blödsinniger Ideen werfen, denn wie kompliziert muß man es sich noch machen, um auf gar keinen Fall die PSH zu Rate zu ziehen. Nebenbei bemerkt sollte hier noch einmal auf den Umstand verwiesen werden, daß Querdenker wie Erich von Däniken nicht behaupten, daß die Nazca-Linien und -Figuren „Landebahnen“ der Götter seien, sondern die Unterscheidung hervorzuheben ist, daß die These besagt, daß irgendwann Eingeborene die Landung von Göttern beobachtet haben, wie die übernatürlichen Wesen werkelten und Dinge taten, die keiner so richtig verstand. Irgendwann waren diese Götter wieder weg, und die Indios fingen an, Scharzeichnungen und Bahnen in den Boden zu kratzen, um die vermeintlichen Götter wieder anzu-

locken. Ein himmelweiter Unterschied, der von Kritikern nur zu gern übersehen wird.

Im Allgemeinen sind die Erklärungen der Archäologie besser, sprich einfacher, als die der PSH, aber die Fassaden der Archäologie fangen hier und da an, zu bröckeln.

Kritischer Einwand II: Die frühgeschichtlichen Großbauten sind von Menschenhand.

Für die moderne Archäologie ist es anscheinend kein Rätsel mehr, wie die alt-ägyptischen Pyramiden mit den technischen Mitteln ihrer Zeit errichtet werden konnten. Nach ihren Berechnungen wurde die Cheops-Pyramide binnen 20 Jahren und mittels einer „straffen Arbeitsplanung“ geschaffen.

Sicherlich stehen hinter diesen Rekonstruktionen einige Fragezeichen. Es wurden vielfach die Erklärungsmethoden zum Bau der Pyramiden verworfen. Zudem ist das Alter der Pyramiden und dem Sphinx bis heute strittig. Die wichtige Fragestellung der PSH ist eben, woher die alten Ägypter das Wissen nahmen, solche Mammutprojekte zu verwirklichen, die sogar heutige Ingenieure vor riesige Probleme stellen würde. Selbstverständlich wurden die Pyramiden nicht von Außerirdischen erbaut, aber wer gab die Anleitung? Es sind durchaus einige Bautechniken ausgiebig verifiziert worden. Das Zerschneiden von Kalksteinblöcken mittels „Schleiftechnik“ ist beispielsweise sehr gut erforscht und ohne Probleme zu bewerkstelligen gewesen. Doch erklären solche Einzelheiten noch lange nicht den wahren Ursprung oder gar den Zweck solcher Monumente. Immerhin ist bis heute noch nicht alles lückenlos geklärt, gerade die „Holztechnik“ zum Lösen der Blöcke aus dem Steinbruch kann als widerlegt angesehen werden, wie Alireza Zarei eindrucksvoll in seinem Buch *Die verletzte Pyramide* nachweist. Wie die Steine also aus den Steinbrüchen geschlagen wurden, ist also noch immer nicht geklärt. Es ist zudem ohnehin merkwürdig, daß keinerlei genaueren Aufzeichnungen, Darstellungen oder Ähnliches existieren, die den Bau der Pyramiden bezeugen, waren die alten Ägypter doch sonst so besessen darauf, all ihre Taten und Errungenschaften so oft wie nur möglich für kommende Generationen aufzuzeichnen. Wie aber mittlerweile bekannt ist, sind nur klägliche Namenskartuschen in den Entlastungskammern vorhanden, die wohl niemals entdeckt werden sollten und nicht direkt von einem Bauherrn sprechen. So baut ein ganzes Land an einem Mammutprojekt wie die Pyramiden und niemand verliert darüber auch nur ein einziges Wort? Interessanterweise haben manche Pharaonen neben ihren eigenen Bauwerken manche Errungenschaften anderer Pharaonen einfach zu den ihren gemacht, indem sie einfach die Namen austauschten. So tat es u.a. Ramses II aus der 19. Dynastie.

Kritischer Einwand III: Die verblüffendem Übereinstimmungen zwischen weit voneinander entfernt lebenden Kulturen.

Bestimmte Architekturformen, Techniken, Rituale, Kleidungs- und Kunststile usw. finden sich in verschiedenen, manchmal durch Ozeane getrennte, Kulturen. Die Pyramiden Mittelamerikas gleichen den Zikkuraten Mesopotamiens, die Steinbearbeitungstechniken in den Anden entsprechen denen in Anatolien, ähnliche Bootstypen finden sich am Nil und am Titicacasee usw. Besonders verblüffend ist es, wenn auf zentralamerikanischen Reliefs Elefanten dargestellt sind (die es dort nicht gab). Auf einem altägyptischen Fresko ißt eine Prinzessin eine Wassermelone (die aus Amerika stammt), die Süßkartoffel z.B. stammt aus Südamerika und war schon vor der Ankunft europäischer Seefahrer im ganzen pazifischen Raum, von Neuseeland bis Hawaii, verbreitet. Die Urheimat des Flaschenkürbis liegt in Westafrika—als Nutzpflanze wurde er lange vor Columbus in Südamerika und auf den polynesischen Inseln verwendet. Die PSH vermutet in diesen und ähnlichen Fällen entweder die Vermittlung von Außerirdischen oder einen weltumspannenden Kulturaustausch lange vor unserer Geschichtsschreibung.

Gern werden verblüffend ähnliche Kulturmerkmale sehr weit auseinanderliegender Zivilisationen durch parallele Kulturentwicklung erklärt. Die Regenwaldbewohner des Amazonasbeckens und die Indonesiens entwickelten unabhängig voneinander identische Jagdtechniken (Blasrohr mit Giftpfeil), Stammesorganisationen, Geräten usw. Selbstverständlich gilt dieses Prinzip auch für städtische Kulturen—jede Stadt braucht ein Straßennetz, eine Verwaltung, Marktplätze usw.

Doch nicht alle Rätsel ähnlicher Kulturen können so einfach aus der Welt geschafft werden. Für Probleme wie z.B. die Elefanten auf Maya-Reliefs, gibt es eine andere Erklärung: Kulturelle Diffusion. Die Diffusions-Theorie geht davon aus, daß auch weit voneinander entfernt lebende Kulturen miteinander im Kontakt standen—auch über Ozeane hinweg. Ein prominenter „Diffusionist“ ist z. B. Thor Heyerdahl, der mit nachgebauten Wasserfahrzeugen des Altertums im Experiment Ozeanreisen unternahm, beispielsweise mit dem Balsafloß „Kon Tiki“ zwischen Südamerika und Polynesien, mit dem Papyrusboot „Ra“ über den Atlantik und mit dem Schilfboot „Tigris“ zwischen Mesopotamien und Ägypten. Mit einem seetüchtigen Schiff und einer einigermaßen brauchbaren Navigation ist ein Ozean kein Verkehrshindernis mehr, sondern ein Verkehrsweg. So hatten die Seevölker des Mittelmeers oder die Polynesier gute Schiffe und kannten sich in astronomischer Navigation aus. Für diese Völker ließen sich Güter per Schiff viel einfacher transportieren als auf dem Landweg.

Der Diffusionismus ist allerdings nicht ganz unumstritten, wobei die PSH Kontakte unter kontinental entfernten Völkern nicht ausschließt. Diffusionismus erklärt nicht den Ursprung von hochentwickelten Wissensvermittlern und kann lediglich Verbindungen und Handelsbeziehungen aufzeigen, wenn es um Melonen und Süßkartoffeln geht.

Der in diesem Zusammenhang oftmals vorgebrachte Vorwurf, die PSH spräche Völkern die Kulturfähigkeit ab, trifft überhaupt nicht zu: Sie stempelt unsere Vorfahren keineswegs zu Dummköpfen, sondern geht davon aus, daß bereits bestehende Kulturen, die möglicherweise nur einen längeren Entwicklungsweg benötigt hätten, angeleitet wurden, ein kurzer Funke, eine geringe Initialzündung von außen würde genügen, daß sich eine gewaltige Zivilisation entwickelt. Geht man von der Überlegung aus, daß es hochentwickelte Mutterkulturen gab, haben sich diese selbstredend ohne Einfluß entwickelt. Nachkommende Völker aber wären natür-

lich beeinflusst, wenn solche Hochzivilisationen weltumspannend agieren würden. Wir sehen dies heute am Beispiel von Urwaldbewohnern, die noch nie oder kaum Kontakt zur Zivilisation hatten, und doch wissen sie von uns, durch Erzählungen von Nachbarstämmen. Möglicherweise wurden sie mal von Ethnologen besucht oder sahen „eiserne Vögel“ am Himmel, aber sie werden sich niemals mehr ohne Einfluß weiterentwickeln können, solange technisch höher entwickelte Kulturen weltumspannend agieren.

Kritischer Einwand IV:

Erstaunliche technische Errungenschaften aus dem Altertum (z. B. antike elektrische Batterien) sind kein Beweis für Astronautengötter.

So einem Einwand gebe ich immer gern unumwunden recht. Ich möchte hier aus einem Aufsatz von Martin Marheinecke ein passendes Beispiel einer bestimmten Epoche zitieren:

„Die Landwirtschaft setzt seit einigen Jahrzehnten mit Zugtieren bespannte Land- und Mähmaschinen ein. Ein weites Netz gepflasterter Fernstraßen sorgt für weitreichenden Handel, die gängigsten Baustoffe für Häuser und Brücken sind Beton und industriell hergestellte Backsteine. In vielen Privathäusern gibt es verglaste Fenster, Fußbodenheizungen und fließendes Wasser. Keramik und Metallwaren werden in Großproduktionen industriell hergestellt; Wasserturbinen lösen allmählich die unterschlächtigen Wasserräder ab. Ein verbreiteter Gimmick: Automaten, die nach dem Einwurf einer Münze eine abgemessene Portion Weihwasser abgeben.“

Was meine Sie, welche Epoche hier beschrieben ist? Richtig, es handelt sich um das römische Reich im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung!

Dieses kleine Beispiel zeigt, daß technische Errungenschaften bereits im Altertum keine Seltenheit waren, es zeigt aber auch, daß Erfindungen und Errungenschaften auch wieder vergessen werden konnten. Erich von Däniken schrieb einmal: *„Fortschritt ist keine Einbahnstraße“*. Dies bedeutet nichts anderes, als daß auch rudimentäres Wissen von verschollenen Zivilisationen oder von angeleiteten Völkern wieder verloren gehen kann. Wer weiß, wie oft die Menschheit wieder von vorne beginnen mußte? Wer weiß, ob es eine Menschheit vor Menschheit gab? Die PSH unterschätzt bei ihren Thesen niemals die Leistungen der alten Völker. Die „alten“ und die „exotischen“ Kulturen konnten mehr, als selbst viele Schulgeschichtsbücher uns heute noch weismachen möchten.

Verlorenes Wissen sind beispielsweise die Abbildungen von Flugzeugmodellen aus der Prä-Inkazeit und dem alten Ägypten, die elektrischen Batterien der Parther (um 250 v.u.Z.) oder die Überreste der rätselhaften „Maschine von Antikythera“ oder gar die geschliffenen Kristalllinsen aus Anatolien (um 800 v.u.Z.). Diese Relikte müssen nicht zwangsläufig von „E.T.“ und seinen Freunden stammen. Diese Funde werden aber von der wissenschaftlichen Seite nur zu gern wegdiskutiert, obwohl sie unsere Vergangenheit mehr erhellen würden, als manchem Historikern lieb sein mag.

Kritischer Einwand V:

Warum „mieden“ die Götter Kulturen mit hochentwickelter Geschichtsschreibung?

Die Astronautengötter kamen nicht nur einmal, sondern griffen immer wieder in verschiedene alte Kulturen ein. Sie müssen der Altsteinzeit am Werk gewesen sein, im alten Ägypten, bei den Sumerern, in Süd- und Mittelamerika und so weiter. Aber tauchten die Götter nur da auf, wo sie nicht damit rechnen mußten, daß gewissenhafte Chronisten ihr Wirken in genauen Berichten festhielten? Kritiker glauben belegen zu können, daß außerirdische Besucher nach 700 v.u.Z. nicht mehr bei den Griechen auftraten, waren seit etwa derselben Zeit nicht mehr bei den Chinesen zur Besuch gewesen oder auch z.B. nicht bei den Arabern. Sie halfen auch nicht beim Bau der gotischen Kathedralen.

Dazu gibt es zwei Varianten: Zum Einen waren sie vielleicht in der Tat fortgegangen, denn viele alte Überlieferungen berichten davon, daß die Götter einst fortgingen, nicht aber ohne zu versprechen, dereinst wiederzukommen. Wäre dies der Fall, hätte es also irgendwann eine Zeit „nach den Göttern“ gegeben, als diese nicht mehr unter den Menschen wandelten. Dies deckt sich auch mit der Tatsache, daß vielfach eine „Degeneration“ einsetzte und Kulturen einen rätselhaften Niedergang erfahren haben. Hier mögen nicht immer Naturkatastrophen eine Rolle gespielt haben, sondern vielleicht auch hier und da bloße „Anarchie“, die das Aufrechterhalten einer gewissen Ordnung unmöglich machte. Das antisoziale Verhalten von Menschen in Ausnahmesituationen und die Ausschreitungen in Kulturen ohne gesellschaftliche Richtlinien machen dies auch heute deutlich.

Die andere Variante zeigt uns, daß die Götter vielleicht nie richtig „fort“ waren, wenn man das weltweite UFO-Phänomen als Hinweis sieht, daß außerirdische Intelligenzen der Erde den einen oder anderen Besuch abstatten. Mittelalterliche Bildnisse mit unbekanntem Flugobjekten oder die mysteriösen Marienerscheinungen sind in der PSH ein gern gesehenes Indiz dafür, daß die Götter möglicherweise nie fort waren.

Kritischer Einwand VI: Es fehlen bisher eindeutige Spuren der „Götter“

Die PSH geht davon aus, daß die außerirdischen Zeichen ihrer Anwesenheit hinterließen, die erst für eine hochindustrialisierte Zivilisation erkennbar sind. Das ist plausibel. Kritiker erkennen allerdings keine noch so interessante Spur an und pochen darauf, das dergleichen bislang nicht aufgetaucht ist.

Wie könnte so eine Spur aussehen? Das beste mögliche Argument für außerirdische Besuche wäre natürlich ein Artefakt außerhalb der Erde—wie der schwarze Monolith in 2001—Odyssee in Weltraum. Dies sollte man keineswegs für ausgeschlossen halten, denn noch sind die Planeten und Monde unseres Sonnensystems nicht ausreichend erforscht, um außerirdische Artefakte und mögliche „Datenkapseln“ fremder Intelligenzen auszuschließen.

Erich von Däniken hat hierzu unlängst noch einmal klar definiert, wie solche Spuren aussehen müssten:

„Man müßte in der Vergangenheit Spuren deponieren. Und diese derart dick aufgetragen, daß die späteren Generationen darüber stolpern müssen—ob sie es wollen oder nicht. Genau dies geschah auch vor Jahrtausenden.“

Aber wo sind sie, diese Spuren der Götter? Sie sind überall, man muß nur hinschauen. Däniken dazu:

„Die Spuren quellen aus den alten Überlieferungen. Festgeschrieben vor Jahrtausenden und durch die Religionen von Generation zu Generation weitergegeben. Die Spuren liegen über den Landschaften, aufgetragen in der Steinzeit und derartig klar angelegt, daß selbst die dümmere Wissenschaftler unruhig werden. Da ziehen sich schnurgerade Linien über die Länder, oft Tausende von Kilometern und über Berg und Tal... Grotesk: Das gesamte antike Griechenland ist geometrisch angelegt. Unzählige steinzeitliche Heiligtümer liegen unter demselben Raster. Stets mit den gleichen Distanzen und den gleichen Winkeln zueinander. Auffällig und unübersehbar.“

Forscher, die sich für die These der PSH stark machen, werden meist als Außenseiter beschrien. Sie scheuchen aber allzu selbstgefällige etablierte Wissenschaftler auf, legen die Lücken im der Schulweisheit bloß, stellen oft die richtigen, unangenehmen Fragen—selbst wenn manche Antworten falsch sein sollten. Für die meisten Historiker sind solche Querdenker ein Dorn im Auge. Gern werden Legenden und Berichte von untergegangenen Kulturen oder Raumfahrt in der Vorzeit als purer Aberglauben abgestempelt. Sind die Menschen von heute nur zu arrogant und selbstgefällig, die gegenwärtige Zivilisation als das Fortschrittlichste zu halten, was dieser Planet jemals zu bieten hatte?

Die Indizien für Astronautengötter und auch das Wirken hochentwickelter Kulturen in grauer Vorzeit sind allgegenwärtig. Däniken bringt es abermals auf den Punkt:

„Die Hinterlassenschaften sind eindeutig und auch noch unzerstörbar. Zudem können wir Gegenwartsmenschen gar nicht anders, denn die Botschaft der ETs steckt unauslöschbar in unseren Genen.“

Dem habe ich nichts mehr hinzuzufügen.

Schluß: Wie Wissen vernichtet wird

Die Zerstörung von Wissen seit Anbeginn der Zivilisationen

„A book is a loaded gun in the house next door. Burn it. Take the shot from the weapon. Breach men 's mind. Who knows who might be the target of the wellread man. Me?“ (Fahrenheit 451)

Schon der Apostel Paulus sorgte mit einer Bücherverbrennung für Aufsehen und ließ unzählige „magische“ Bücher vernichten. Im Mittelalter wurde Jagd auf „Zauberbücher“ gemacht und die Bücher-Verbrennung von 1933 in Deutschland war ein Minimalverlust gegenüber der Vernichtung der Schriften aus der antiken Bibliothek in Alexandria. Und auch Orwells „1984“ zeigt anschaulich, was mit nicht regimekonformen Büchern zu geschehen hatte. Heute hat kaum mehr ein normaler Haushalt neben Kochbüchern und Trivialliteratur Werke von literarischer Wichtigkeit daheim liegen. Das erinnert mich immer an das Zitat von Heinrich Heine: *„Das war ein Vorspiel nur, dort wo man Bücher verbrennt, verbrennt man auch am Ende Menschen.“*...

Eine Bücherverbrennung ist lt. Wörterbuch „*die demonstrative Zerstörung von Büchern oder anderen Schriften durch Feuer*“. Meist handelt es sich um moralische, politische oder religiöse Gründe, die nicht selten staatlich inszeniert wurden. Diese Bücher mit ihrem unrühmlichen Ende wurden meist als blasphemisch, häretisch, ketzerisch, unmoralisch, obszön oder gar aufrührerisch bezeichnet und meist öffentlich verbrannt. Doch wer sich in der Menschheitsgeschichte umschaut, dem fällt die Häufigkeit auf, in der unschätzbares Wissen dem Feuer des Irrglaubens oder dem Wahn zum Opfer fiel. Dabei sind die Bücherverbrennungen der römisch-katholischen Kirche oder die Bücherverbrennungen von 1933 im nationalsozialistischen Deutschland nur die bekanntesten Tragik-Momente der Zerstörung zumeist alten, unwiederbringlich verlorenen Wissens.

Tragisch ist, daß dieses Verbrechen an einem der wichtigsten Kulturgüter auch heute noch geschieht, überall auf der Welt brennen Bücher, weil sie den ideologischen Anforderungen manch eines Regimes oder einer Glaubenslehre nicht ins Bild passen.

Bild:

Gustave Dore: „Paulus in Ephesus“ (um 1866). Magier verbrennen nach ihrer Bekehrung durch den Apostel Paulus in Ephesus ihre heidnischen Bücher. Einer von unzähligen tragischen Momenten der Geschichte, da uraltes Wissen unwiederbringlich verloren ging

„Bücherhinrichtungen“ sind ein Phänomen, das sich durch die gesamte Menschheitsgeschichte zieht. Erste Buchexekutionen sind bereits aus der Antike bekannt, prägten aber vor allem die Epoche des 17. und 18. Jahrhunderts, die Blütezeit der Bücherhinrichtungen in Europa. Bereits Kaiser Diokletian ließ in Konstantinopel die Schriften der Christen verbrennen. Im Mittelalter bezeichnet Autodafé die Verbrennung ketzerischer Bücher als Vollstreckung eines Urteils der Inquisition. In der Neuzeit bedienten sich französische Revolutionäre und britische Truppen in Nordamerika dieses extremen Mittels ihrer Politik und brannten Teile der Bibliothèque Nationale bzw. die Library of Congress nieder. Die Gründe blieben über Jahrhunderte die gleichen: Die Aussagen der Bücher seien politisch untragbar, falsch, gefährlich, verleumderisch, obszön oder verderblich. Die Versuche, unerwünschte Bücher zu verbieten, gipfelten dabei oft in publikumswirksam inszenierten öffentlichen Bücherverbrennungen. In moderner Zeit werden neben Büchern auch andere mißliebige Publikationsformen wie Tonbänder, Schallplatten, CDs oder Videobänder verbrannt.

Der chinesische Kaiser Qin Shihuangdi griff im Zuge der Reichseinigung zu absolut rigorosen Maßnahmen. So wurde die Vielfalt widerstreitender philosophischer Schulen abgeschafft und verboten. Lediglich die staatstragende Philosophie wurde gebilligt. 213 v.Chr. wurden die Bücher aller anderen Schulen verbrannt.

Schon das Neue Testament schildert eine Bücherverbrennung, mit der bestimmte Kirchen und Christengruppen bis zur Gegenwart immer wieder ihr Vorgehen gegen abweichende Meinungsdarstellungen verglichen und begründet haben: „*Viele aber, die Zauberei getrieben hatten, brachten ihre [Zauber-]Bücher zusammen und verbrannten sie öffentlich und berechneten, was sie wert waren und kamen auf fünfzigtausend Silberdrachmen*“. (Apostelgeschichte 19,19 EU) Diese

neutestamentliche Überlieferung beschreibt das Wirken des Apostels Paulus in Ephesos, wo er auf seiner dritten Missionsreise für zwei Jahre Station machte. Die Wirkung seines missionarischen Eifers soll nicht zuletzt darin bestanden haben, daß bekehrte Magier ihre Bücher zusammentrugen und verbrannten.

Schon ab dem 4. Jahrhundert gibt es Nachweise für die Verbrennung von „Zauberbüchern“ im Rahmen christlicher Bekehrung. Von ca. 350 bis ins Mittelalter hinein gibt es Schilderungen, daß „Zauberbücher“ aufgesucht und vernichtet wurden. Zwischen 350 und 400 konnten Besitzer von „Zauberbüchern“ auch mit dem Tode bestraft werden. Die *Res gestae* des Ammianus Marcellinus (ca. 330 bis ca. 395) berichten von der Verfolgung und Hinrichtung von Personen, denen der Besitz von Büchern mit verbotenen Inhalt vorgeworfen wurde. Ihre Codices und Rollen wurden in großer Zahl öffentlich verbrannt. Bei den Büchern soll es sich vor allem um Werke der „artes liberales“, der klassischen antiken Wissenschaften gehandelt haben. Infolgedessen hätten in den „östlichen Provinzen“ „aus Furcht vor ähnlichen Schicksalen die Besitzer ihre ganzen Bibliotheken verbrannt“. Unschätzbare Wissen ging in diesem Wahnsinn verloren.

Um 371/372 (oder 374) befahl Kaiser Valens eine der größten Büchervernichtigungen. Zum konfiszierten und vernichteten Material gehörten dabei mehr Schriften der Artes liberales und des Rechts als der Magie, dabei ließ der Kaiser die Bücher der Verdächtigten in ihren Häusern aufspüren—ein besonders schwerer Verstoß gegen römisches Recht. Die Bücherverbrennung fand in Verbindung mit der Hinrichtung vieler angesehenen Männer, wie etwa Philosophen und zahlreiche Querdenker statt. Bekannt ist auch die Zerstörung des Serapeum in Alexandria, Gelehrtensitz und Bibliothek vieler Jahrhunderte, das 391 in Flammen aufging; die größere Bibliothek, das Museion, erlitt bereits 47 v.Chr. bei der Eroberung Alexandrias durch Caesars Soldaten Schäden, die letzte Bezeugung des Gebäudes ist um 380 datiert.

Ende des 5. Jahrhunderts fanden Studenten in Beirut bei einem „Johannes mit dem Beinamen ‚Walker‘ aus dem ägyptischen Theben“ im Zuge einer Hausdurchsuchung Zauberbücher. Nachdem er sie verbrannt hatte, wurde er gezwungen, die Namen von anderen Besitzern anzugeben. Daraufhin begannen die Studenten „unterstützt vom Bischof und der weltlichen Obrigkeit“, eine größere Suchaktion. Sie fanden bei anderen Studenten und einigen namhaften Personen derartige Bücher und verbrannten sie vor der Kirche.

Bekannt ist auch die Legende aus dem 13. Jahrhundert, der zufolge die Bücher des Museion in Alexandria vom muslimischen Eroberer Emir Amr ibn al-As auf Befehl des Kalifen aus Konstantinopel verbrannt und sechs Monate lang die 4.000 Bäder von Alexandria damit geheizt worden sein.

Im Jahre 1256 ordnete der Mongolen-Khan Hülägü die Verbrennung der großen Bibliothek an, welche die Assassinen auf Alamut zusammengestellt hatten. Lediglich alle Koran-Handschriften und wissenschaftlichen Werke wurden zuvor aussortiert.

Am 12. Juli 1561 ließ der Bischof von Yucatán, Diego de Landa, vor dem Franziskanerkonvent in Mani alle Götzen und Objekte, von denen er meinte, daß sie den Maya zur Teufelsanbetung dienten, auf einem Scheiterhaufen verbrennen. So wurden auch sehr viele Bücher der Maya ein Opfer der Flammen. Nur vier Codices überlebten die Vernichtung und geben uns heute einen kleinen Einblick in die Le-

benswelt der Maya. Welche phantastischen „Götzen“ und „Objekte“ da auch immer verbrannt wurden, sie waren unwiederbringliche Zeugnisse einer großen Kultur.

Als die USA 1917 in den Ersten Weltkrieg eintraten, wurden in mehreren Bundesstaaten unter dem Absingen patriotischer Lieder wahllos aus den Bücherregalen herausgegriffene deutsche Bücher verbrannt.

1975 kamen in Kambodscha die Roten Khmer an die Macht, deren Führer Pol Pot auf kommunistischer Basis eine reine Agrargesellschaft schaffen wollte, in der jeglicher Intellekt verboten war. Geld wurde abgeschafft, Bücher wurden verbrannt, Lehrer, Händler und beinahe die gesamte intellektuelle Elite des Landes wurde ermordet, um den Agrarkommunismus zu verwirklichen. Ein ebenso unsagbares Verbrechen geschah im Mai 1981, als die Jaffna Public Library in Sri Lanka gestürmt und niedergebrannt wurde, wobei mehr als 97.000 Bücher den Flammen zum Opfer fielen. Dabei wurden auch viele alte Palmblatt-Manuskripten vernichtet.

Die 1987 gegründete Nasir-i Khuschra Stiftung in Kabul, Afghanistan beinhaltet einen großen Schatz an Museumsgütern und Büchern in Arabisch, Englisch und Paschtu. Die persische Sammlung war einmalig und enthielt unter anderem eine frühe Ausgabe von Firdausi Schāhnāme, die ismaelitische Sammlung, Werke von Hasan-i Sabbah, Nasir-i Khuschra und Siegel des ersten Aga Khan. Am 12. August 1998 zerstörten die Taliban Druckerei, Museum und Bücherei und verschonten nicht einen Buchband, nicht einmal eine tausendjährige Ausgabe des Korans.

Die wahrscheinlich erste Bücherverbrennung des 21. Jahrhunderts ist fast schon als lächerlich zu bezeichnen, wenn der Grund nicht so unbarmherzig verdeutlichen würde, wie verblendet Menschen auch in unserer modernen Welt sind. Diese Farce betraf J.K. Rowlings „Harry Potter“. Pastor George Bender und Mitglieder der US-amerikanischen christlichen „Harvest Assembly of God“-Kirche in Pittsburgh verbrannten während eines „book burning“-Gottesdienstes im März 2001 Harry-Potter-Bücher mit der Begründung, der neue Held unzähliger Leser verherrliche Zauberei und Hexentum. Ebenfalls auf dem Scheiterhaufen landeten CDs und Videos von Foreigner, AC/DC, Bruce Springsteen, Pearl Jam, Iron Maiden und Black Sabbath sowie die Walt-Disney-Videos „Herkules“ und „Pinocchio“. Weitere Verbrennungen fanden in Alamogordo (New Mexico), Charleston (South Carolina) und Cedar Rapids (Iowa) statt.

Ebenso unfassbar ist eine Aktion am 21. Mai 2006, wo zwei Politiker in Ceccano (Italien) ein Exemplar des Buches *Sakrileg* von Dan Brown verbrannten. Einer der beiden, Stefano Gizzi, begründete sein Handeln damit, „Jesus verteidigen“ zu wollen. Der Auslöser für die Verbrennung war die Tatsache, daß in dem Buch „Sakrileg“ die These aufgestellt wird, daß Jesus und Maria Magdalena ein Ehepaar waren und gemeinsame Kinder hatten.

Bücherverbrennungen waren auch oft Thema in der Literatur und im Film. In George Orwells Roman „1984“ werden nicht regime-konforme Werke eingeäschert und die Verbrennung „aller Bücher vor 1960“ propagiert. Wenn man von Bücherverbrennung spricht, sollte man auch *Fahrenheit 451* erwähnen. Der Roman von Ray Bradbury erschien erstmals 1953 im Verlag Ballantine Books (heute Random House) und wurde seitdem in zahlreiche Sprachen übersetzt. Er basiert auf der Kurzgeschichte „The Fire Man“ von Bradbury, die in *Galaxy Science Fiction* (Vol. 1,

No. 5, Feb. 1951) erschien. *Fahrenheit 451* spielt in einem Staat, in dem es als schweres Verbrechen gilt, Bücher zu besitzen oder zu lesen. Die Gesellschaft wird vom politischen System abhängig, anonym und unmündig gehalten. Drogen und Videowände lassen keine Langeweile aufkommen. Selbstständiges Denken gilt als gefährlich, da es zu anti-sozialem Verhalten führe und so die Gesellschaft destabilisiere. Bücher gelten als Hauptgründe für ein nicht systemkonformes Denken und Handeln. 1966 wurde *Fahrenheit 451* durch den Regisseurs François Truffaut verfilmt.

In *Don Quijote* von Miguel de Cervantes verbrennen der Pfarrer und der Barbier Nikolas einen großen Teil der Bücher Don Quixotes, da ihn diese um seinen Realitätssinn gebracht haben. Als zusätzliche Maßnahme wird das Bücherzimmer zugemauert.

Wird die Menschheit jemals aufhören, unschätzbare Vermächtnisse alter Kulturen zu verbrennen, zu zerstören oder der Vergessenheit zu überlassen? Viele Hinweise auf uralte Kulturen und verschollenen Zivilisationen sind durch das aggressive Wirken von nachfolgenden Generationen unwiederbringlich zerstört worden. So ist es denn auch kein Wunder, daß nach Zeitspannen, die Jahrtausende zurückliegen, kaum noch Spuren etwaiger Kulturen auffindbar sind, die möglicherweise die ursprünglichen Lehrmeister der nachkommenden Menschengeschlechter waren? Haben sich einzelne Überlebende großer Katastrophen eine neue Heimat gesucht und primitive Eingeborenenstämme angeleitet, um abermals eine neue Zivilisation zu begründen? Sind so die „Wissens-Explosionen“ mancher Kulturen zu erklären, die bis zu einem Tag X lediglich Jäger, Sammler oder Bauern waren, bis eines Tages Lehrmeister von fernen Gefilden eintrafen, die den Menschen das notwendige Wissen brachten, um eine Zivilisation aufzubauen, wie wir sie heute vorfinden? Und wie oft ist dies im Verlaufe der Erdgeschichte schon geschehen?

Nachwort

Hans-Peter Jaun:

Verkannte Veränderungen!

Wen wundert's!? Geschichte und Geographie zählen in der Schule zu jenen Fächern, die als „Punktlieferanten“ für die Zeugnisse sehr beliebt waren. Erinnern Sie sich? Diese beiden Fächer spielen für das Verständnis des vorliegenden Buches eine nicht zu unterschätzende Rolle. Warum dem so ist, versucht dieses Nachwort zu erhellen. Nur vor diesem Hintergrund kann die Arbeit von Roland Roth angemessen gewürdigt werden.

In seiner Einleitung findet sich der bemerkenswerte Hinweis auf die Entstehung der vor Island gelegenen Vulkaninsel Surtsey im Jahre 1963. Ein Ereignis, das damals in der Presse große Schlagzeilen gemacht hat. Ein Ereignis, das damals Ängste und Furcht vor einer größeren Naturkatastrophe geweckt hat. Und heute? Wer erinnert sich noch daran? Unser Gedächtnis ist „kurz“, d.h. Naturkatastrophen wie große Erdbeben oder Tsunamis gehen bald vergessen, weil unsere Interessen naturbedingt zu stark auf den Alltag orientiert sind.

Diese „kleinen“ Katastrophen lassen sich am ehesten mit „Nanoteilchen“ aus dem Mosaik unserer Erdgeschichte vergleichen. Wir nehmen sie wohl wahr, aber

angesichts unseres kurzen Lebens bezogen auf erdgeschichtliche Zeiträume von Millionen und Milliarden von Jahren fehlt uns das Vorstellungsvermögen, um aus einer Summe kleinster Katastrophen ein Gesamtbild zu entwickeln.

Kein Wunder, wenn wir mit Blick auf unsere kurze Lebensspanne von heute durchschnittlich gut 80 Jahren den Eindruck vertreten, dass wir unsere Umwelt als statisches Element verstehen. Einschneidende Veränderungen globalen oder kontinentalen Ausmaßes sind uns völlig fremd. In unserem Leben sind wir höchstens vertraut mit Mikroereignissen im regionalen Rahmen wie heftiger Hagel-schlag, Erdbeben, Überschwemmungen, Trockenheit oder Erdbeben. Es entzieht sich unserem praktischen Vorstellungsvermögen, dass es einst Zeiten gab, in denen unsere Umwelt völlig anders aussah. Eine Ausnahme stellt vielleicht die letzte, vor 10.000 Jahren v.Chr. ausklingende Eiszeit dar, über die auch in der Schule informiert wird. Dieses Ereignis liegt für unseren kurzen Zeithorizont so weit zurück, dass uns die reale Vorstellungskraft fehlt, die daraus resultierenden Konsequenzen für unsere nahe Umwelt abzuschätzen.

So ist es völlig in Ordnung, wenn die eigentliche Geschichte des Menschen vor 10.000 v.Chr. begonnen hat und die Umwelt in globaler Dimension seither keine großen Veränderungen erfahren hat. So wie sich die Umwelt für unsere vorangehenden Generationen als eher statisches Element gezeigt hat, darf es uns heute nicht erstaunen, wenn wir diesen Eindruck wie einen „gentischen Fingerabdruck“ von unseren Eltern übernommen haben.

Wir bewegen uns in einer Umwelt, die sich täglich verändert. Es handelt sich hier um komplexe und langsam ablaufende Prozesse wie Erosion oder klimatische Veränderungen, die sich unserer Wahrnehmung entziehen. Ohne langjährige Meßreihen, ohne Erfassung der sich verändernden Topographie auf Karten oder ohne chemische Analysen von Wasser und Luft ist es im Rahmen eines Menschenlebens kaum möglich, grundsätzliche Veränderungen festzustellen.

Der Autor spricht von verschwundenen Zivilisationen. Archäologen und Historiker stellen diesen Sachverhalt fest, über die Ursachen wird z.T. arg spekuliert, weil uns diese Kulturen keine schriftlichen Zeugnisse hinterlassen haben. Heute gewinnt die Erkenntnis an Boden, daß diese Zivilisationen möglicherweise nicht allein durch Krieg, Krankheiten oder Hungersnöte von der Bildfläche verschwunden sind, sondern daß sie Opfer einer sich rasant verändernden Umwelt geworden sind. Heute ist dies nicht nur für den Niedergang der Mayas dokumentiert, sondern auch Europa hat im Mittelalter wie im 19. Jahrh. aus klimatischen Gründen schwere Rückschläge erlitten.

Da wäre noch die rätselhafte Geschichte von Atlantis, welches gemäß der uns bekannten Überlieferung von Platon im Rahmen einer kontinentalen Katastrophe unterging. Viele Autoren und Forscher haben sich bereits mit der Geschichte dieses Rätsels befaßt. Immer wieder werden neue Argumente über die Lage dieses Landes präsentiert, doch handfeste Beweise fehlen bisher.

Seit Jahren kennen wir handfeste Zeugnisse kleinerer Katastrophen, die so ganz und gar nicht in unseren kurzgespannten zeitlichen Horizont passen. Da wären mal die in der Bretagne im Westen Frankreichs gelegenen Menhire, die im Meer stehen, unter dem Meeresspiegel liegende Anlagen vor Malta oder die rätselhafte Anlage der vermuteten Kultstätte von Yonaguni (Unterwasserpyramide) vor der Südwestküste Japans. Diese wenigen Beispiele dokumentieren einzig den Fakt der

sich verändernden Umwelt, sei dies nun eine starke Anhebung des Meeresspiegel aus klimatischen oder eine starke Absenkung der betreffenden Region aus tektonischen Gründen.

So darf es uns nicht erstaunen, wenn wir u.a. bei der Lektüre der Bücher von Erich von Däniken, der eine sehr kritische Sichtweise des klassischen Geschichtsbildes begründet hat, auf Hinweise stoßen, die gar von einer Geschichte vor unserer Geschichte sprechen. Diese Hinweise stützen sich auf rätselhafte Funde, die sich zeitlich nicht einordnen lassen und deren Analyse den Schluß erlauben, daß sie wesentlich älter sein könnten als die „historische Schallmauer“ von 10.000 Jahren vor unserer Zeitrechnung. Ließen sich solche Hochkulturen nachweisen, welche vermutlich Opfer großer Naturkatastrophen waren, dann würde dies unser Geschichtsbild schlichtweg revolutionieren. Ein solches Szenario böte viele neue Ansatzpunkte, um Lösungen für aktuelle archäologische wie historische Rätsel zu finden. Auch in alten Mythen verborgenes Wissen würde sich einem neuen Verständnis öffnen.

Diese Beispiele sollten wir nicht nur als Warnsignal verstehen, sondern vielmehr als Wegweiser für ein komplexeres Verständnis unserer Geschichte, die nachhaltig den Kräften unserer Umwelt ausgesetzt war. Nicht unsere Umwelt, so wie sie sich uns heute präsentiert, ist Fakt für das Verständnis unserer Geschichte, sondern das, was war und wie es war, ist Fakt, um den Verlauf unserer Geschichte umfassend zu verstehen.

Keine Frage, wir benötigen eine neue Sichtweise zum besseren Verständnis unserer Vergangenheit. Eine Sicht, die kritischer nicht sein könnte, damit uns der auf Veränderungen sensibilisierte Blick gelingt.

Mit der vorliegenden Arbeit hat Roland Roth bewiesen, daß er über das Talent für diese neue, kritische Sicht verfügt. Es wird sich letztlich nicht als entscheidend erweisen, ob er in jedem Punkt der richtigen Spur gefolgt ist oder die richtige Sichtweise vertreten hat, als einzig entscheidend dürfte sich sein stetes Bemühen um die Gewinnung wahrer Erkenntnis jenseits eines in Dogmen erstarrten Geschichtsbildes heraus kristallisieren.

Auf seinem beschwerlichen Weg dürfte er vielen Kritiken begegnen—Kritik, die aus wissenschaftlicher Sicht berechtigt ist, aber auch Kritik, deren Grundlagen völlig haltlos sind. Gut so, denn Kritik, ob negativ oder positiv, spielt als Motor des kritischen Suchens eine entscheidende Rolle. Begegnen wir dem Autor mit Respekt für seine Leistung, aber auch mit Kritik, dann öffnen wir ihm den Weg für neue, zielgenauere Suchen im Dunkel unserer Vergangenheit. Eine Vergangenheit, die sich für unsere Zukunft als viel wichtiger erweisen könnte, als wir es uns heute vorstellen. Roland Roth hat diesen Wink verstanden. Die Thematik seines Buches beweist es.

Empfehlenswerte Literatur und Quellen:

Bandini, Pietro: Die Rückkehr der Engel. Von Schutzengeln, himmlischen Boten und der guten Kraft, die sie uns bringen. Bern 1995

Behrens, H.A.: Der Regenstein. Besiedlung und Geschichte. o.J.

Beier, Hans Herbert: Kronzeuge Ezechiel. München 1985

- Benesch, Kurt: *Auf den Spuren großer Kulturen*. München 1979
- Benzin, Nicolas: *Eine internationale Strategie der Götter*. In: SETI Nr. 2/95
- Benzin, Nicolas: *Zur 396. Wiederkehr des Todestages von Giordano Bruno*, in „Mitteilungen der Giordano-Bruno-Gesellschaft“. Band 4, Nr.14
- Berlitz, Charles: *Der Achte Kontinent*. München 1998
- Berlitz, Charles: *Das Atlantis-Rätsel*. München 1976
- Berlitz, Charles: *Geheimnisse versunkener Welten*, München 1990
- Betz, Werner: *Malta – Spuren in die Vergangenheit*. Frankfurt/M. 1994
- Betz, Werner: *Unterirdische Mysterien*. Groß-Gerau 2004
- Betz, Werner: *Donnergott oder Gott des Donners?*, in Tagungsband One-Day-Meeting der Ancient Astronaut Society 1994, S. 32-37
- Bibel, Elberfelder Übersetzungen. Wuppertal 1975
- Blumrich, Josef: *Káskara und die sieben Welten*. Knauer-Verlag 1999
- Blumrich, Josef F.: *Da tat sich der Himmel auf*. München 1982
- Blundel, Nigel: *Die größten Geheimnisse der Welt*. München 1998
- Bockelmann, Dr. Wolfgang: *Verglasungen in der Natur – eine Laune der Schöpfung oder Menschenwerk?*, in *Ancient Mail*, Nr. 30, 2007
- Bröseliger Bote*. In: *Der Spiegel* Nr. 15/94
- Burdach, Konrad: *Der Gral*. Stuttgart 1974
- Charpentier, Louis: *Spanien – Geheimnis der Pilgerstrassen*. München 1995
- Champdor, Albert: *Das Ägyptische Totenbuch*. München 1999
- Churchward, James: *Mu, der versunkene Kontinent*. 1990
- Closs, Walter: *Sie kamen vom Mond*. Berlin 2000
- Coles, John: *Erlebte Steinzeit (Archaeologie by Experiment)*. Bergisch Gladbach, 1980
- Concepcione, Jose Luis: *Die Guanchen*
- Daniel, Glyn: *Geschichte der Archäologie*. Köln 1990
- Däniken, Erich von: *Erinnerungen an die Zukunft*. Düsseldorf und Wien 1968
- Däniken, E. von: *Erscheinungen* S. 242 ff. Düsseldorf/Wien 1974
- Däniken, Erich von: *Raumfahrt im Altertum*. München 1993
- Däniken, Erich von: *Die Steinzeit war ganz anders*. München 1991
- Däniken, Erich von: *Schatzsuche*, in *Sagenhafte Zeiten*, Ausgabe 3/2011
- Davis, Nigel: *Bevor Columbus kam*. Reinbek bei Hamburg, 1978
- Dibelius, Martin: *Die Lade Jahves*. Göttingen 1906
- Ditfurth, Hoimar von: *Innenansichten eines Artgenossen*. Hildesheim, 1989
- Dopatka, Ulrich: *Lexikon der außerirdischen Phänomene*, Bindlach 1992
- Dowson, John: *Hindu Mythology and Religion. Geography, History and Literature*. 1894.
- Drösler, Rudolf: *Astronomie in Stein*, Leipzig, 1990
- Ercivan, Erdogan: *Das Sternentor der Pyramiden*. München 1997
- Ermel, Gisela: *UFOs über Nordhessen*. In: *Talky* Nr. 4/94
- Ermel, Gisela: *Das Stargate-Phänomen*. Greiz 2000
- Ermel, Gisela: „Heilig, heilig, heilig“. *Die Geräusche der Cherubim und Seraphim*, in SETI Nr. 3/95
- Ermel, Gisela: *Jiroft – Wiege der Kultur*, in *Sagenhafte Zeiten*, Ausgabe 5/2010
- Ess, Margarete van: *Heliopolis / Baalbek, Forschen in Ruinen 1898-1998*, Berlin, 2001
- Fiebag, Johannes: *Rätsel der Menschheit*. Luxemburg 1982
- Fiebag, Peter: *Der Götterplan*. München 1997
- Fiebag, J./Deardoff, J.W.: *Hinweise auf künstliche Manipulation im Sirius-System?* In *E.v.Däniken (Hrsg.): Kosmische Spuren*, München 1992
- Firsching, Jens: *Verblüffend – Phantastisch – Unglaublich*. Verlag Das Beste GmbH,

Stuttgart 1990

Fischer, Gottfried: *Vielfalt und Einheit der Religionen. Von Odin bis Allah, in Magazin2000plus, Ausgabe 02/2011*

Fischinger, Lars A. : *Die Götter waren hier*. Lübeck 2002

Fischinger, Lars A.: *Besuch im Teutoburger Wald*, in *New Scientific Times*, Ausgabe 1/96

Freska, Martin: *Das verlorene Atlantis*. Frankfurt 2000

Frey, Gottfried: *Geschichte des Altertums*. Offenburg/Baden o.J. Foerster, Brien: *Die Kinder des Virachocha*, in Q'PHAZE, Ausgabe 4/2011

Graichen, Gisela: *Das Kultplatz-Buch*. 1999

Gratzl, Karl: *Mythos Berg*, Punksersdorf 2000

Griep, Hans-Günther: *Die Klus vor Goslar, Felsenkapellen und Felsenheiligtümer*. In: *Goslaer Bergkalender 1960*

Grimm, Jacob: *Deutsche Mythologie*. Wiesbaden

Haase, Michael / Sasse, Torsten: *Im Schatten der Pyramiden*. 1998

Habeck, Reinhard: *Texte, die es nicht geben dürfte*. Wien 2011

Hain, Walter: *Wir, vom Mars. Alte und neue Hypothesen über den roten Planeten*.

1979

Hancock, Graham: *Die Spur der Götter*. 1995

Hanke, Helmut: *Männer – Planken – Ozeane*. Urania-Verlag, Leipzig – Jena – Berlin,

1964

Hanle, Dr. Adolf: *Meyers Naturführer Harz*. Leipzig 1992

Hapgood, Charles: *Die Weltkarten der alten Seefahrer*. Frankfurt 2002

Held, S.: *Angkor*. München 1997

Hesemann, Michael: *Kraftort Deutschland*, in *Magazin 2000*, Aug./Sept.

Hermerding/Lassen/Raub: *Die Magier vom Klus*. Hannover o.J.

Hermerding/Raub: *Lage atlantischer Kultstätten im Harz, Karte*

Hesemann, Michael: *Die Externsteine – ein geometrisches Zentrum*, in Däniken, Erich von: *Kosmische Spuren*. München 1989

Heyerdahl, Thor: *Zwischen den Kontinenten*. München, 1978

Hoch, Werner: *Es fing nicht erst mit Noah an*. Universitas 1991

Horn, Rolan M.: *Das Erbe von Atlantis*. Lübeck 2001

Horn, Rolan M.: *Atlantis. Alter Mythos – Neue Beweise*. 2009

Horn, Roland M.: *Gelöste und ungelöste Mysterien dieser Welt*, München 1995

Horn, Roland M.: *Besucher aus dem Sirius-System?*, in Roland Roth (Hrsg.): *Vorstöß zu den Göttern der Vorzeit*, Lübeck 2000

Horn, Roland M.: *Lemuria und die Südsee*, in Q'PHAZE, Ausgabe 4/2010

Josephus, Antiqui.: III, 6.4, zitiert nach Ginzberg, Louis: *The Legends of the Jews*, Vol VI, *From Moses to Esther*, Notes for Volumes III and IV, Baltimore 1998

Katuska, Rainer: *Der Esoterik-Leitfaden*. „Psychologie Heute“.München 1994

Keilhauer, Anneliese und Peter: *Die Bildsprache des Hinduismus. Die indische Götterwelt und ihre Symbolik*. Köln 1983

Kramer, Andre: *Baalbek*, auf *Mysteria3000*.

Kreisberg, Glenn (Hrsg.): *Das verschollene Wissen der Vorzeit*. Rottenburg 2011

Hornung, Eric: *Das Totenbuch der Ägypter*. München 1979

Knörr, Alexander: *Hagar Qim – Auf den Spuren eines verlorenen Kontinents*. Groß-Gerau 2007

Körte, Mona/ Ortlieb, Cornelia (Hrsg.): *Verbergen – Überschreiben – Zerreißen. Formen der Bücherzerstörung in Literatur, Kunst und Religion*. Berlin 2007

Kulturführer Thailand. Knaur, München 1997

Krassa, Peter: *Als die gelben Götter kamen*. Essen 1995

Langbein, Walter-Jörg : *Geheimnisvolles Wissen*. Rastatt o.J.

- Langbein, Walter-Jörg: *Götter aus dem Kosmos*, Rastatt 1998
- Langbein, Walter-Jörg : *Astronautengötter*. Luxemburg 1980
- Langbein, Walter-Jörg: *Bevor die Sintflut kam*. München 1998
- Langbein, Walter-Jörg: *Lexikon der biblischen Irrtümer*. Berlin 2003
- Ludwig, Alfred: *Der Rigveda, die heiligen Hymnen der Brahmana I*. Prag 1876
- Marheinecke, Martin: *Götter auf tönernen Füßen*, in Q'PHAZE, Ausgabe 2/2006
- Muck, Otto: *Alles über Atlantis*. Düsseldorf 1976
- Nidiaye, Safi: *Portugal*. München 1992
- Parturi, Felix R.: *Geister, Götter und Symbole*. Frederking & Thaler, München 1992
- Paturi, Felix R.: *Die Großen Rätsel unserer Welt*. 1999
- Pauwels, L. Bergier, J.: *Aufbruch ins dritte Jahrtausend*. Düsseldorf 1997
- Pavel, Augusta & Honzak, Frantisek: *Zivilisationen des Altertums*. Artia-Verlag, Prag 1988
- Rafetseder, Hermann: *Bücherverbrennungen: Die öffentliche Hinrichtung von Schriften im historischen Wandel*. Wien 1988.
- Regenstein – *Burg und Festung*, Stadtverwaltung Blankenburg
- Rehork, Joachim: *Sie fanden, was sie kannten – Archäologie als Spiegel der Neuzeit*. Bergisch Gladbach, 1989
- Rétyi, Andreas von: *Rätsel um Sirius C*, in *Tagungsband der Forschungsgesellschaft für Archäologie, Astronautik und SETI in Siegen 2008, Groß-Gerau 2008*
- Richter, Dr. K.: *Neues aus dem Sirius-System*, in *Sagenhafte Zeiten* Nr. 1/99
- Riessler, Paul: *Altjüdisches Schrifttum außerhalb der Bibel*. Augsburg 1928
- Ritter, Thomas: *Neues vom Libanon*, in Q'PHAZE, Ausgabe 4/2011
- Ritter, Thomas: *Das Ramayana in der Archäologie bestätigt!* In Roth, Roland: *Auf den Spuren der Alten*. Harbarnsen 2009
- Roth, Roland: *Vorstöß zu den Göttern der Vorzeit*. Lübeck 2000
- Roth, Roland: *Das Erwachen der Maschinen*. Groß-Gerau 2005
- Roth, Roland: *Die Existenz des Unglaublichen*. Groß-Gerau 2006
- Roth, Roland: *Vermächtnisse der Vorzeit*. Groß-Gerau 2007
- Roth, Roland: *Epoche der Götter*, Neckenmarkt 2007
- Roth, Roland: *Auf den Spuren der Alten*, Harbarnsen 2009
- Roth, Roland: *Modernes Wissen im Koran?*, in Q'PHAZE, Ausgabe 4/2010
- Roth, Roland: *Die Externsteine*, in DISCOVER, Nr. 4, 4/1994
- Roth, Roland: *Der Menhir von Blieskastel*, in *New Scientific Times*, Ausgabe 1/1996
- Roth, Roland: *Der Klusfelsen*, *Magazin2000plus*, Nr. 217
- Roth, Roland: *Das Geheimnis der blauen Blume*, *Magazin Matrix3000*, Band 63, 2011
- Schindler, Prof. Hans: *Das Rätsel der Steinverglasungen*, in: Däniken, E.v.: *Kosmische Spuren*, München 1992
- Schwab, Dieter: *Eine gigantische Basis*, *Fürther Nachrichten*, 20.11.1998
- Sitchin, Zecharia: *Versunkene Reiche*. Knauer 1998
- Sitchin, Zecharia: *...und die Annunaki schufen den Menschen*. München 1995
- Steindl, Klaus/Sulzer, Andreas: *Das Voynich-Rätsel – Die geheimnisvollste Handschrift der Welt*, „ORF 2“ vom 10. Dezember 2009
- Steinhäuser, Gerhard R.: *Jesus Christus – Erbe der Astronauten*. Wien 1973
- Stierlin, Henri: *Die Kunst der Maya*. Köln 1997
- Tollmann, Alexander und Edith: *Und die Sintflut gab es doch*. Knauer 1995
- Thompson/Cremona: *Verbotene Archäologie*. Essen 1999
- Uhlig, Siegbert: *Das Äthiopische Henochbuch*. Gütersloh 1984
- Verweyen, Theodor: *Bücherverbrennungen*. Heidelberg 2000
- Welker, Kurt: *Als die Jahre keine Zahlen trugen*. Leipzig 1961
- Wendt, Herbert: *Es begann in Babel*. o.J.

Werner, Thomas: *Den Irrtum liquidieren. Bücherverbrennungen im Mittelalter*. Göttingen 2007.

Wild, Hermann: *Technologien von gestern – Chancen für morgen*. Bern 1996

Zarei, Alireza: *Die verletzte Pyramide*. Groß-Gerau 2011

Zoroastrian College, Mazdayasnie Monasterie, Mustafa Bldg., Sir Pherozechah Mehta Rd., Bombay 400001, Indien.

Zillmer, Hans-Joachim: *Irrtümer der Erdgeschichte*. München 2001

Zingerle, Ignaz Vincent: *Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol*. Innsbruck 1859
